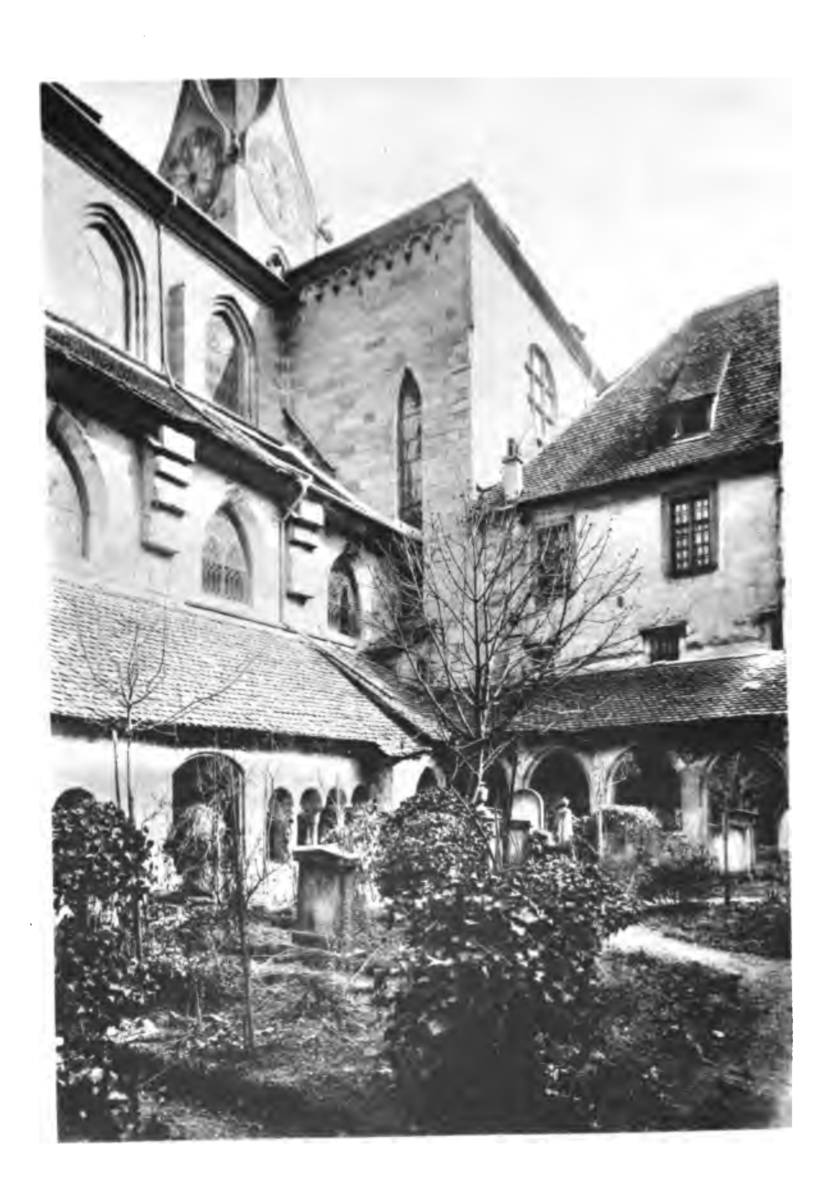





Aug F. Ammann







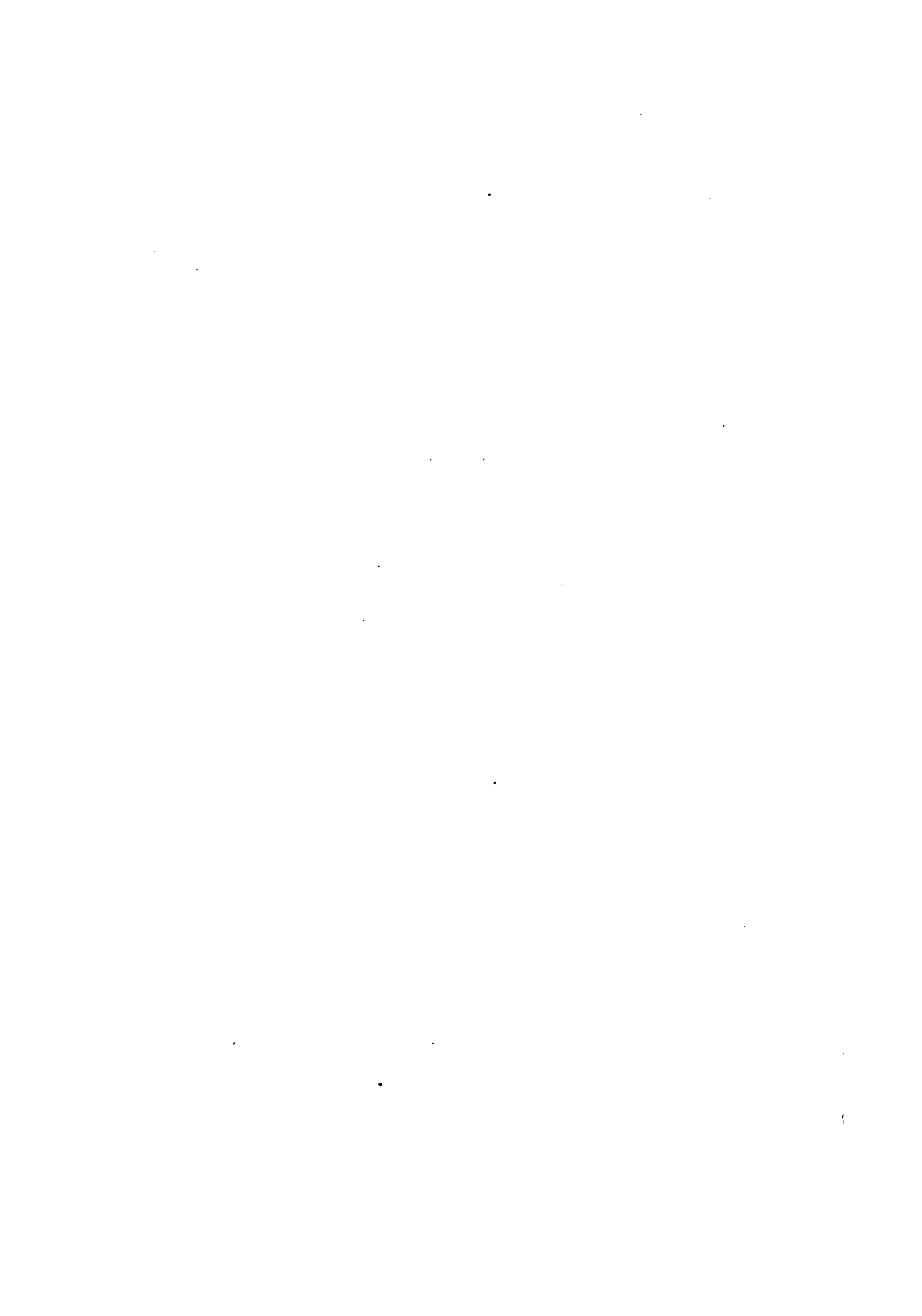
Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr 1899

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:
Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1899.



Inhalts-Verzeichniß.

Aus dem Tagebuch eines Zürcher Bürgers in den Jahren 1798 und 1799.

Von G. Meyer von Knonau.

Als im letzten Winter die „Wochen-Chronik der Zürcher Zeitung“ über die Zeit von November 1797 bis Frühjahr 1798 zu erscheinen begann, brachte sie gleich in der ersten Nummer unter den Inseraten den Abdruck eines solchen von 1797, in dem Obmann Köchli an der neuen Wühre den „für jeden Bürger sehr interessanten und nützlichen Etat aller Bürger und dero Gattinnen ganz neu vollständiger und besser bearbeitet“, wie er in seinem Buchbinderladen zu haben sei, ankündigte. Das bewog eine mir befreundete Urenkelin des Herrn Obmann, für den Zweck der Zusammenstellung dieser „Wochen-Chronik“ ein sehr reichlich mit Einträgen versehenes Tagebuch, das Köchli führte, einzusenden, aus dem allerdings für jene Publication nur weniges unmittelbar enthoben werden konnte. Um so angemessener wird es sein, hier nun noch aus den Einträgen eines wackeren, mit dem wärmsten Antheil den bewegten Vorgängen dieses Jahres folgenden Zürcher Bürgers zu entnehmen, wie er die Wandelungen jener an Erschütterungen so reichen Zeit durchgemacht und beurtheilt hat.

Das neue Jahr — der erste Januar fiel auf einen Montag — beginnt mit der Betrachtung: „Regnete den ganzen Tag . . . traurvoll war die Natur . . . ach daß dies doch kein

böses Omen für das Jahr 1798 seye. — Nein! Vater, auch alle Ereignisen in der Natur gehören zu Deiner allmächtigen Ordnung!"

Unter vielen privaten Einträgen ist wohl, wenn die nachher entschieden hervortretende politische Haltung des Obmannes in Betracht gezogen wird, der Eintrag zu Sonntag dem 7. Januar nicht zu übersehen: „Abends gieng ich zu Vogel beim Gelben Hörnli". Denn wenn man ermißt, wie entschieden entgegengesetzt dieser Begünstiger der Bestrebungen der Landschaft der überwiegenden Mehrzahl der Stadtbürgerschaft war, ist ein Besuch in seinem Hause bezeichnend für die Auffassung des Besuchenden. Am 8. aber melden sich auch die ersten politischen Ereignisse, daß „Räth und Burger" gehalten wurde „wegen dem Welsch Land und vieler merkwürdiger Ereignisen" — und am 9. heißt es: „Heute sagte man der Lobl. Burgerschafft, die man um 9 Uhr auf den Zunfften versammelte, daß MGnH. die Bundes Beschwehrung der Lobl. XIII Ort und Zugewandten auch gut befunden: von Jus deliberandi war bei den Burgern keine Rede". Aufgeregt war die Stimmung am 15. Januar, wo wieder „Räth und Burger" gehalten wurden, wegen der vom fränkischen Geschäftsträger Mengaud eingegebenen Note: „Wann die Kaiserlichen in Bündten einrücken, rücken die Franken ins Berner Biet . . . War alles voll Schrecken . . . Alles verfluchte die Franken . . . Rath . . . Kriegs Rath immer gehalten . . . den Müllern zweihundert Mütt Kernen zu mahlen gegeben". Auch den 17. hielt der Schreiber für einen wichtigen Tag: „ein Vigilants Rath für Stadt und Land ward erkennt, wo alle Beschwerden können angebracht werden", und am 20. machte die neue Organisation des Kantons Basel — es ist die dort geschehene Einführung der Freiheit und Gleichheit gemeint — großes Aufsehen in Zürich.

Inzwischen war die Proclamation der Regierung erschienen, welche zum Zweck der Beruhigung und Aussöhnung den Ange-

hörigen des Landes mitgetheilt werden sollte. So schrieb Köchli am 22. Januar: „Heute war ein feyerlicher Tag“: — die dreizehn Gemeinden um die Stadt waren nämlich in die Fraumünsterkirche berufen, die Proclamation anzuhören, wo sie ihre Beschwerden an die eigens eingesetzte Commission einbringen könnten. Dagegen wußte der Schreiber auch von den Bewegungen in Küßnach und Meilen zu sprechen, wie es da ungestüm zugegangen sei und Mehrere gerufen hätten: „Gefangene und das Blutgeld zurück!“ Dasselbe erfuhr man von Wädenswil und von Horgen, wo es ganz fürchterlich zugegangen sei: „Stabhalter Hotz, der das Bürgerrecht erhielt, bekamm in der Kirch Schläg . . . man zerbrach ihm den Degen“. Zum 27. Januar heißt es: „War Räth und Burger . . . der Kanton Bern schrieb, daß sein Welschland im völligen Aufstand wäre: traurige Nachricht . . . auch in unserem eigenen Land siehts leider schlimm aus“, — so daß zum 28. eingetragen werden mußte: „Abends zu Vogel . . . ach: recht wehmüthig saßen wir da und betrachteten unsere traurigen Tage“.

Man stand nun unmittelbar vor einer gründlichen Veränderung. Denn am 29. Januar — „O Himmel! welch ein wichtiger Räth und Burger Tag“ — wurde unter Erlassung völliger Amnestie jenen schon vorhin erwähnten Gefangenen, aus den Jahren 1794 und 1795, Bodmer und den Vertretern von Stäfa, die Freiheit zurückgegeben. Köchli gieng noch am Abend auf den Weggen: „Welch Gsichter!“ Aber andererseits regte sich jetzt auch in der Stadt die lebhafte Abneigung gegen Mitbürger, die man als ausgesprochene Freunde dieser Aenderung zum Neuen ansah: „Schmies man Tuchherr Tobler und dem untern Kiel und dem Vogel beim Gelben Hörnli die Fenster ein . . . war dieser Unfug von der ganzen Bürgerschaft verabscheut . . . ja noch abends stellte man ein Bürgerwacht an“. — Am folgenden Tage, Dienstag den 30. Januar, sah sich dann Köchli in Küß-

nach den feierlichen Einzug, unter Glockengeläut und Schüssen, der im Triumphe zurückgeführten Befreiten an: „Mit Jubel kehrten sie in ihre Heimat; mit Wonne saßen sie in der Kutsche" — in Männedorf und Stäfa seien Triumphbögen errichtet worden.

Nunmehr trat als neue wichtige Frage der Ausmarsch der auszuhebenden Truppen zum Schutz Bern's gegen zu befürchtende Angriffe in den Vordergrund. Am 31. Januar schrieb Köchli: „Heute ward erkannt, daß 20 frey Compagnien marschieren sollten. Die Bürger waren auf die Zünfte beruffen. Ich foderte genau Auskunfft, daß die Truppen nicht sollen gegen das Wattland oder die Insurgenten marschieren, auch nicht zur Beylegung der Streittigkeiten, so etwann die Berner Obrigkeit mit den Ihrigen hätte, sollten gebraucht werden. Herr Statthalter Hirzel versicherte mich im Nammen der Obrigkeit, daß keine Rede vom Gebrauch der Truppen seyn könne als einzig zu Vertheidigung vor äußeren feindlichen Anfällen und nur zu Beschützung des deutschen Berner Gebiets vor auswärtiger Macht. Die ganze Zunfft dankte mir, daß ich diese Auskunfft begehrte". Am 1. Februar kam nun Bericht, daß viele Gemeinden keine Mannschaft zum Auszuge schicken wollten, und nach dem Tagebuch war der 2. „ein trauriger Tag: nicht 300 Mann kammen leider in die Stadt". Ein Gerücht wurde auch aufgezeichnet, daß ein Mann von Marthalen beim Sternen gesagt habe, Zürich werde auf den 6. Hornung angegriffen werden, wobei Bretscher von Töß und Wipf von Marthalen die Mannschaft anführen würden. Am 3. weiß Köchli noch von weiterem Gerede: „Bey Zunfftmeister Wegmann, Vogel beym Gelben Hörnli, seinem Bruder Hauptmann und bey Buchdrucker Gesner beym Schwanen liege der Plann: ach Gott! bewahre uns vor Bürger Krieg" — in der Nacht auf den 4. hielt dann Köchli Bürgerwacht.

Zum 4. Februar ist eine lange Eintragung gemacht, da der Tagebuchschreiber am Nachmittag auf der Zunft verschieden=

artige betrübende Eindrücke gewonnen hatte. Nach einem jammernden Ausruf an Stadt und Landschaft, den Bernern zu Hülfe zu eilen, wurde eine gedruckte Versicherung gelesen, daß man den L. Landleuten alle Freiheit geben wolle, daß eine Landescommission von Burgern und Landleuten Alles auf einen neuen Fuß in Ordnung zu bringen habe. Da nun immer traurigere Botschaften kamen, herrschte Verwirrung auf allen Gesichtern. Der Schreiber ergeht sich dann in sehr bemerkenswerthen Erwägungen: „Gott welch eine Verwirrung . . . und doch — verzeihe mir Vater im Himmel — erblickte meine Seele noch viel Stolz bey der Regierung . . . ach ich verehre, bette, gleichsam die vorige alte an (ihren Stolz ausgenommen, ihre gar zu aristokratische Regierung) . . . ach Gott, wäre es nicht gut, wenn wir uns gänzlich vornehmen würden, die Staatsverfassung umzuwelzen: rettete das uns vor dem Einmarsch der Franken, rettete es das Blut unserer Brüder! Gott Du weißt es allein! . . . Wenn sie von den Fehlern gereinigt würde! Allein . . . ist keine andere Rettung . . . nun in Gottes Namen!“

Am 5. Februar legten Räth und Burger ihre Stellen nieder, um sie nur noch provisorisch weiter zu führen, bis eine neue Constitution komme, wie Köchli schreibt: „Heute war der betrübte Tag, da die Obrigkeit ihre Stellen niederlegte; alle Zünffte versammelten sich, gaben Verzicht auf die alte Constitution . . . o welch rührender Auftritt!“ In den nächsten Tagen kamen nun Truppen, um nach Bern abzurücken, wie Köchli zählt 500, 600 Mann, und wieder so viel mit zwei Kanonen. Dann aber trafen wieder wirre Gerüchte ein: überhaupt „läßt sich die Verwirrung zu Stadt und zu Land nicht beschreiben . . . fast stehen alle Gewerbe still; jeder, auch der arbeitsamste Bürger kommt außert seiner Fassung . . . Zusammenlaufen auf der Bruck, Reden, woran 1000 Mal kein Wort wahr ist, durch-

kreuzen sich . . . Bald will man Wipf von Marthalen, bald Bretscher von Töß gebunden hierherbringen sehen — alles sind Lügen".

An den Seeufern wurde inzwischen die Stimmung gegen die Stadt, trotz des Entgegenkommens, eine immer gereiztere. In Stäfa trat ein Convent zusammen: „Kann wohl diesen Robespierranischen Schritt ein redlicher Mann billigen? o ihr verblendeten Seelen!" Am 9. Februar fuhren Schiffe aus den Seegemeinden mit Freiheitsbäumen von der Stadt ab. Am 11. begaben sich dann Vogel, der schon mehrfach genannte Freund der Neuerung, sein Bruder, Sprüngli und andere Bürger nach Stäfa: „wurden da äußerst gut aufgenohmen, suchten die dortigen Repräsentanten dahin zu vermögen, Liebe, Zutrauen, Freundschafft zu stifften, sich mit der provisorischen Obrigkeit zu vereinen . . . mit Thränen batten sie; allein so gut sie aufgenohmen wurden, ließen sich die dortigen Volksvorsteher in kein Gespräch von dieser Art ein". — Köchli meint zum Schluß trocken: „Sie hätten können bey Haus bleiben".

Die nächsten Tage brachten jetzt die Forderungen der Stäfner: Erstens, daß kein Mann mehr marschieren dürfe, zweitens, daß drei Viertel von der Landschaft und nur ein Viertel von der Stadt zur Landescommission gewählt würden, drittens, daß während der Verhandlungen immer tausend Mann als Garnison von der Landschaft in der Stadt liegen sollten. Ueber diesen dritten Punkt wurde am 13. berathen, indessen während der Berathung von Stäfa der Bericht eingeliefert, sie wären dort selbst von der Forderung einer Garnison abgestanden. Köchli fügt da bei: „Himmel! wie tobten unsere Bürger, welch Zusammenlaufen auf das Rathhaus und Brücke, daß man keinen Mann Garnison nähme: mit Recht empörte die Garnison jeden". Am 14. waren dann alle Zünfte versammelt, um über die Bedingungspunkte Beschluß zu fassen. Köchli fand auf seiner Zunft mit der Anregung Gehör, daß

man auch auf die gedruckten Schriften, die etwa Feuer einlegen könnten, Bedacht nehme. Daneben aber wurde auf allen Zünften den Bürgern an das Herz gelegt, dem Landvolk mit Liebe zu begegnen.

Der 20. Februar war „der göttliche Tag", an dem alle Landdeputirten in die Stadt kamen. Köchli erwähnt, wie sechs Abgeordnete ihnen bis zur Kreuzkirche entgegenzogen, Herr Ott sie mit einer Anrede empfing, eine Menge Bürger, eine große Menge Volks sie begleiteten. Daran schließt er den Wunsch: „Gott gebe, daß ihr Ein= und Ausgang gesegnet seye . . . Das Wetter, der Himmel klärte sich auf: ach Gott, daß dies eine gute Vorbedeutung seye . . . Abends ging ich und viele Mitbürger auf die Waag; auch fanden sich über fünfzig Landdeputirte dort ein: alles war freundschaftlich und äußerst vergnügt . . . ach Gott, daß jetzt auch Liebe und Freundschaft erzweckt werde, daß Bürger und Landmann einander redlich begegnen, der alte Rath, der so viel Gutes gethan, noch mehr Gutes thun könne, bis daß die Constitution in Ordnung seye". — Am 21. versammelte sich um 9 Uhr auf dem Rüden die Landescommission zum ersten Mal. In der Nacht hielt Köchli armirt die Wacht.

Aber neues Mißtrauen trat hervor. Erscheint schon am 24. Februar die Nachricht von der Forderung der Constituirung einer einheitlichen helvetischen Republik zum ersten Mal erwähnt, so brach vollends mit dem 26. eine stürmische Woche an. Zu diesem Tage steht geschrieben: „Heute war ein trauriger Hirsmontag", und zum 27.: „Ich habe in meinem Leben keinen stürmischeren Tag gehabt". Am Montag nämlich kamen viele Bauern mit Prügeln, mit Cocarden versehen in die Stadt, was großes Mißtrauen erregte, zumal da außerdem 82 Deputirte der Landescommission den von ihnen begehrten Eid zu schwören sich weigerten. Deputirte mußten auf die Rathhaustreppe geschickt

werden, um das Volk zu beruhigen, wogegen von der anderen Seite die Pörtlercollegianten in der Nacht auf den Dienstag die Stadtbewachung übernehmen wollten und nur durch „ruhige Seelen" davon abgehalten werden konnten. Köchli klagt, daß die Landstände ihre Macht, die provisorische Regierung nur traurige Ohnmacht bewiesen. Dagegen lobt er „Räth und Burger": sie entschlossen sich, die Stadt nach Gutfinden zu bewahren, keine Vorschriften mehr von den Landständen anzunehmen, sondern sie zu bitten, sich in die provisorische Regierung nicht zu mischen, sondern allein ihrer Aufgabe, Gesetze zu machen, sich zu widmen. Dann folgten am 28. allerlei aufregende Nachrichten von außen her: die Leute von Wald sollten Rüti überfallen, den dortigen Wirth und seine Söhne gefangen genommen haben, und ebenso liefen ähnliche Nachrichten von Greifensee, von Hegnau ein, da sich dort gleiche Auftritte ereignet, diese Gegenden gegen einander sich bewaffnet hätten, so daß zu besorgen sei, sie würden militärisch gegen einander agiren: „Ach! Gott gibe Du unser Lieben Obrikeit und denen Landständen die Krafft, daß Sie die traurigen Auftritte noch hindern möchten. So lange das Comitte in Küsnacht sich einigen Gewalt anmaßet, wird die Sach nicht gut. Das muß versprengt werden. Vogt Walder von Unterwezikon und noch einige soll man gefangen nach Küsnacht gebracht haben. Welch schmähliche Excesse!"

Mit dem Beginn des Monats März erhielt man Kunde, schon am 2., daß sich die fränkischen Truppen an allen Orten, auch gegen den obern Hauenstein, zusammenzögen, und am 3. schrieb Köchli, die Nachricht bestätige sich, daß die Franken förmlich durch Angriffe auf die Kantone Freiburg und Solothurn nunmehr den Krieg angekündigt hätten.

Am Sonntag den 4. März um 11 Uhr versammelten sich alle Zünfte, um die mündlichen Nachrichten von der Gefahr des Vaterlandes selbst zu vernehmen, und Köchli sagt: „Man wies

uns die traurigen Briefe alle, gab sie gedruckt mit" — und er fährt fort: „Ach Gott! warum sind auch viele von unseren Landleuten mit Blindheit, Bosheit, Falschheit so geschlagen, daß sie nicht einmal unseren Brüdern zu Hülf eilen wollen!" Zum 5. März heißt es: „Heute war Räth und Burger. Die traurige Nachricht kam, daß Bern anfange mit den Franken zu capituliren, und da sie schon Freiburg und Solothurn besetzt hielten, wäre der Kanton zu schwach, sich zu halten. Um 2 Uhr versammelte man die Zünfte und sagte ihnen weinend die Lage unseres Vaterlandes. Nun ist das einzige Mittel, uns mit einander zu vereinigen, dann an die Grenzen zu gehen und da, ehe wir Sclaven der Franken werden, unser Blut mit Freuden hinzugeben. Ich zog mich an und fand Ruhe in meiner Seele, nun in Ueberrock und Ueberstrümpfen bereit zu stehen. Mit Vogel, Glaser an der Marktgasse, wollte ich bewaffnet nach Baden; allein im Zunftbott hörte ich, daß die Burger nöthig wären, die Stadt zu bewachen, und mußte also meiner lieben provisorischen Obrigkeit gehorchen! Das Gleiche that auch Glaser Vogel und mehrere Bürger". Außerdem wird zu diesem Tage noch bezeugt, daß General Hotz — es war der berühmte im österreichischen Dienste stehende Mitbürger, der zur Vertheidigung Bern's zu spät kam — in Zürich angelangt sei.

Die nächsten Tage zeigen eine fortgesetzte Aufregung. Köchli hat jeden Tag an der Bewachung der Stadt sich zu betheiligen; denn am 6. März traten alle Bürger in das Gewehr und pflanzte man Kanonen auf. Dann ist er im höchsten Grade empört über die von den in Meilen versammelten „Schandbuben" ausgesprochenen Forderungen, eine Absetzung der provisorischen Regierung, eine Einlegung von tausend Mann Garnison in die Stadt, vernehmen zu müssen, und am 7. meinte er, nachdem spät Abends Junker Statthalter Wyß von Bern eingetroffen war und die niederschlagende Nachricht der wirklich vollzogenen

Capitulation gebracht hatte: „Ach Gott, lieber will ich noch in die Hände der Franken fallen, als der Rache der Seeleute ausgesetzt sein". Wie dann wirklich die provisorische Regierung abgeschafft war, erblickt der Tagebuchschreiber plötzlich eine ganz andere Stimmung in der Bürgerschaft: „Tausend Mann Truppen Garnison vom Lande: wann das uns vom Einmarsch der Frankentruppen noch retten kann! war eine Stimmung bei den meisten Burgern!" Daneben ist er freilich auch hoch empört über Vogel beim gelben Hörnli, der einen schlechten Antrag vor die Zunft gebracht habe und in Gefahr gewesen sei, sein Leben zu verlieren. Am 10. März blickte man „mit Sehnsucht" auf das, was der nach Küßnach zur Verhandlung abgegangene Statthalter Wyß in seinen Unterredungen mit dem dortigen Comité ausrichten werde! „Denn jetzt hängt Aller Gewalt, unser Schicksal von dem Convent ab. Junker Burgermeister Wyß, sein Sohn, Statthalter Hirzel flüchten sich".

Am 12. März langten dann von Küßnach die Friedensartikel an, und Köchli fand, daß sich nun die Stimmung der meisten Bürger sehr verändert habe, so daß die Bitte, einen Freiheitsbaum zu errichten, jetzt von Leuten vorgebracht worden sei, die vorher sehr anders sprachen. Zum 13. heißt es: „Heute richtete man den Freiheitsbaum auf dem Münsterhof auf und kamen die ersten Truppen der Garnison hier an. War der letzte Räth- und Burgertag gehalten". Die zwischen die gedruckten Blätter des Tagebuches eingehefteten Seiten sind ganz angefüllt von Ausdrücken der Verwunderung über die gänzliche Aenderung der Dinge: „Aller Gewerb liegt nun am Boden. Ach, liebes Zürich, wie sieht es bei Dir aus? Kommst Du auch wieder zur Ruhe und Ordnung? O Gott! welch eine wunderbare Maschine ist nicht die Volksmenge! Heute rufen sie Hosianna, morgen kreuzige ihn". Dann verwundert er sich über die Stadtknechte, die obrigkeitlichen Läufer und anderen Bediensteten, die noch vor

Kurzem weiß und blau trugen und jetzt nur mit der roth-gelb-schwarzen Cocarde erscheinen: „Natürlich, sie glauben, die lieben Leute, die sie noch vor kurzem im Zuchthaus bewacht, seien jetzt gegen sie barmherzig, da sie nun ihre Obrigkeit sind“. Noch etwas fiel dem Beobachter im höchsten Grade auf: „Junker Escher, Ehegerichtsschreiber, Doctor Hirzel's Sohn, Schanzenherren Friesen Sohn, Andere, die vor 14 Tagen Wipf von Marteln in Gedanken verviertheilten, stehen jetzt als gemeine Soldaten unter Commando — Herrn Stadtcommandanten Wipf! O tempora, o mores“.

Gleich vom 14. März an beweisen Tag für Tag Eintragungen diese raschen Verschiebungen. Am 14. heißt es: „Heute rückten Truppen ein. Die Garnison bezog die Hauptwache und alle Posten“ — am 15.: „Heute waren die Landstände zum ersten Mal auf dem Rathhaus versammelt und kamen immer noch Besatzungstruppen“ — am 16. (es war ein Freitag und Markttag): „War ruhig, viel Volk in der Stadt, und nur zwei Schwabenwägen hatten Furcht und glaubten, die Franken wären in Zürich — Heute erhielt man den Bericht, daß die Schweiz in eine einzige untheilbare Republik müsse umgebildet werden“.

Vom 18. März an nahmen die nunmehr vorzunehmenden neuen Wahlen der Wahlmänner die Aufmerksamkeit durchaus in Anspruch, und die Wahlhandlungen, an denen Köchli als Mitglied der Saffranzunft theilnahm, füllten mehrere Tage völlig aus; dabei wurden am 20. März auf dem Rathhause und den Großmünsterthürmen Fahnen aufgepflanzt. Am 22. wollte man wissen, General Brune habe verlauten lassen, daß ein Jahr lang Niemand von der alten Regierung mehr an das Staatsruder kommen sollte, und als nun aus den Wahlen wirklich, wie übrigens selbstverständlich, Männer der neuen Richtung, Vogel beim gelben Hörnli, Vogel an der Marktgasse, Tuchherr Tobler, Zunftmeister Wegmann, hervorgegangen waren, fand Köchli, daß diese Männer

bis dahin mit Unrecht verleumdet worden seien, und er ruft den Mitbürgern zu: „Jetzt sind das Eure Gesetzgeber"! Am 26. kamen dann die nach Bern an Brune und Mengaud — Maungau wird der Name hier geschrieben — abgeordneten Deputirten nach Zürich zurück: „Man sagte, daß sie mündlich vom General den besten Bericht erhalten haben; schriftlich aber wollte er die Versicherung nicht geben, daß keine Truppen in den Kanton Zürich kommen werden". Am 29. endlich war, wie Köchli schreibt, „der wichtigste Tag für Zürich", derjenige der Annahme der neuen helvetischen Constitution: „Die erste Urversammlung beim Großmünster um 8 Uhr gehalten — läutete mit allen Glocken! waren viel Burger da. O Gott, Vater unser Väter, seegne Du den Tag! Zwar war es Zwang, nicht freier Wille, die Constitution anzunehmen; dennoch lasse Deine Gnade und Erbarmen auch bey der neuen Verfassung auf unserer Stadt ruhen. Ach gieb uns Bruderliebe gegen einander! Junker Statthalter Wyß hatte eine rührende Rede, worin er die Annahme der Constitution empfahle".

Uebrigens hatte der Obmann in diesem Monat auch schon persönlich eine Liquidation zu vollziehen gehabt. Er war 1786 in diese seine Stellung gewählt worden und hatte also 1798 die zwölfte Rechnung über die Lade der Buchbinder abzulegen. Aber schon am 17. März wollten, als er als Obmann ein Gebott hielt, dreizehn Buchbinder die Lade vertheilen, dreizehn sie beibehalten, so daß dann Alles auf den nächsten Samstag verschoben wurde. Am 21. wurde bei Köchli das Geld gezählt, und am 24. heißt es: „Heute Nachmittag um 3 Uhr theilten wir Buchbinder die Barschaft in der Lad; jeder erhielt 12 fl. und 20 ß. Blieb dann Capital und Baar 200 fl. Alle Handwerkergebräuche hören auf. Nur für fremde Gesellen ist die Summe bestimmt".

Am 1. bis 3. April fand in der St. Peterskirche die Wahl der in die gesetzgebenden Räthe der helvetischen Republik abzusendenden vier Senatoren und acht Großräthe statt. Als erste Senatoren wurden Bodmer von Stäfa und Usteri von Zürich gewählt. Am 3. sah Köchli persönlich den ersten der Neugewählten und schrieb darüber: „Ach welche Scenen! Bodmer, dem der Scharfrichter das Schwert ob dem Kopf auf dem Rabenstein schwang, wurde erster Senator. Der liebe Mann besuchte uns Kameraden auf der Waag. ‚Gott grüß Euch, Freunde und Brüder! Auch Ihr — ich kenne Euch — habt gelitten. Ach! wie wohl ist mir, daß ich Euch jetzt sehe. Seid Freunde des Vaterlandes! Ehret noch die Personen, so einst Eure würdigen Vorsteher waren; allein verachtet Stolz und Herrschsucht!' Das waren ungefähr die Worte des Greisen. Mich umarmte er zärtlich: ‚Lieber Köchli, Sie haben meinem fähigen Sohn sanfte Lehren beigebracht. Ich hörte es in meiner Gefangenschaft. Segne Sie Gott dafür'".

Mit diesen Tagen war die österliche Festzeit angebrochen, und am 8., Ostersonntag, begingen Köchli und seine Frau den „herrlich schönen Feyertag" mit Besuch des Gottesdienstes und einem Spaziergang durch das Sihlfeld: „Wir waren vergnügt, und die wieder lebendig werdende Natur flößte uns viele gute Gedanken ein. Auch in dieser gespannten Lage unseres lieben Vaterlands haben wir doch noch mit Ruhe dieses Fest feiern können".

Aber schon mit dem 11. April setzten neue Beunruhigungen ein. Einmal vernahm man aus der Nordostschweiz, daß Toggenburg, Thurgau, Appenzell die Constitution nicht annehmen wollten, daß St. Galler Aebtische nach Arbon und Bischofzell zögen und Unfug anstifteten. Dann kam am 16. die „traurige Anzeige", daß drei Millionen Livres den Mitgliedern der alten Regierung als Zahlung auferlegt werden sollten: „War Alles

betrübt. Die Wahlmänner der Stadt versammelten sich und sollen Anleitung geben, wie die Contribution zu bezahlen wär; allein sie überließen es den alten Gnädigen Herrn". Zum 17. steht geschrieben: „O Himmel! Heute um 2 Uhr versammelte sich der ganze alte Räth und Burger, um zu sehen, wie die Contribution zu bezahlen sei. Ach Gott, eine traurige Session in der ehemaligen Räth und Burgerstube! Die Franken machen uns dadurch arm. Hat der Reiche nichts mehr, so kann er dem Handwerker keine Arbeit geben. Welch traurige Gesichter machen unsere ehemaligen Regenten! O, wie wird es in den Haushaltungen aussehen! Welche Aussichten!"

Vom 18. April an langten immer deutlichere Nachrichten von der Absicht der Glarner, Schwyzer und Zuger an, bis auf den letzten Mann sich zu wehren, ehe sie die Constitution annehmen würden. Schon am 19. liefen die tollsten Gerüchte um: die Franken zögen aus der Schweiz, und die Kaiserlichen rückten ein; 2000 Tiroler schlügen sich zu den Glarnern; in Paris seien drei Directoren abgesetzt und eine Revolution zum Ausbruch gekommen. Köchli wollte bemerken, daß das auch in Zürich bei den „Aristokraten" wieder Hoffnung erwecke: „Freudig traten sie wieder auf die Brücke und glaubten, eine Gegenrevolution wäre auch in unserm Kanton anzubahnen. Dorchen (die Frau Köchlis) erschrack, besonders da ein Wädenswyler und Richtenswyler in unserem Laden thaten, als ob sie zu den Schwyzern stünden". Auch noch andere Nachrichten ließen die Lage sehr kritisch erscheinen. Doch schon am 20. erwies sich Alles als blinder Lärm: „Die Gefahr, von den Kantonen angegriffen zu werden, verschwand. In meinem Laden selbst hörten wir, daß von dem Lumpengesindel nichts zu beförchten wäre. Auch still wegen Frankreich; gegentheils Nachricht, daß wieder Truppen in die Schweiz rücken. Kurz, die Aristokraten waren Müsli still". Freilich wurde dann noch in der Nacht auf den 21. der Frei=

heitsbaum abgesägt: „O verfluchte That! Welch unglückliche Folgen für die unschuldigen Bürger! War aber schon wieder am Nachmittag aufgerichtet und in der Zeitung 100 Neuthaler geboten auf Entdeckung des Thäters".

Aber bis zum 24. April wurde es abermals sehr stürmisch in Zürich. Denn die Nachricht, daß jetzt sicher fränkische Truppen einrücken würden, machte große Sensation: „Forcht vor den Franken, Wuth, daß sie hieher kommen, machten die einten zittern und die andern zu starken Rednern. Nur der vernünftige Mensch, Christ sah ein, daß wir uns ruhig, still verhalten müßten, um gemeinschaftlich unser Unglück mit Geduld zu tragen. — Bald sagte man, die Franken kommen heute, bald morgen, in drei bis vier Tagen, weiter, daß die Zuger in Mellingen, in Baden die Brücken abdecken, daß alle Badenbietler und Weitere wider die Franken ziehen wollen; auch Grüninger, Walder, Seeleute wollen ausziehen. Großer Lärm! Tausend Lügen und eine Wahrheit!"

Daneben beschäftigte Köchli als Zünfter auf der Saffran auch immer wieder die Frage, ob nicht auch dieses Zunftvermögen solle getheilt werden; wenigstens nahm man nun die Tafel mit den Schilden der Zünfter aus dem Saale hinweg, weil voraussichtlich auch auf der Saffran französische Soldaten einquartiert werden sollten. — Am 25. April richtete man im Thalackermagazin — es ist die 1871 abgebrannte Kaserne — und an andern Orten für die zu erwartenden Franken Räumlichkeiten ein; auch die Kirche zum Fraumünster wurde rein ausgeräumt: „Viele Leute sahen zu und weinten — wir erwarten 10,000 Mann". Und außerdem kam noch die „erschütternde Nachricht", daß alle öffentlichen Gelder und Fünde nach Aarau in den Nationalschatz zu transportieren seien.

„O ewig trauervoller Tag!" heißt es zum 26. April; denn jetzt kamen zuerst zwanzig Husaren, geführt von Major Meyer

und Müller Schweizer, vor das Rathhaus angesprengt, und diesen folgten im Lauf des Nachmittags Truppenabtheilung auf Truppenabtheilung, von denen einzelne nur durchzogen, an diesem Tage unter anderm noch bis Adliswil hinauf. Sogleich wurden alle Thore und die Hauptwache besetzt. Köchli fand: „Die Hussaren waren meistens schöne Leute, thaten Niemanden kein Leid; ich hatte ein Corpral, auch Frau Chorherrin — (diese wohnte im Hause Köchli's) — einen: beide redeten kein Wort deutsch, allein waren brave Leute. In der Nacht war alles ungemein still. Müßte lügen, wenn ich nur ein Unart oder Muthwillen gesehen hätte. Die Frau Freyin in dem Landgut und überhaupt alle Bauern nehmen sie stark mit; auch hielten sie die Mannszucht auf dem Land nicht so gut". Am 27. war die Freundschaft noch mehr befestigt: „Heute zog mein Lieber Corpral auf die Wacht, sandte ihm das Essen". Dann sah Köchli am Abend auch den commandierenden General Schauenburg, wie er über die Brücke spazierte: „Er ist ein sehr großer schöner Mann" —; am folgenden Tage fuhr danach Schauenburg auf dem Kriegsschiffe über den See.

Mit den nächsten Tagen begannen nun aber die gerüchtweise vorausgesagten Zusammenstöße der Franzosen mit den die Constitution abweisenden Kantonen zur Wahrheit zu werden. Am 30. April hörte man spät Abends vom oberen Zürichsee her Kanonendonner und glaubte, daß es sich um Rapperswil, um Gefechte bei Bäch und Wollerau handle; auch waren schon Verwundete im Laufe des Tages angekommen: „Mir war fast ohnmächtig geworden, als ich den traurigen Anblick der Blessierten sahe, gieng noch auf die Municipalität, um anzuzeigen, daß man auch Tragbahren sende". Der sonst so belebte Maitag war still in Zürich: „Kein Viehmarkt". So fand nun auch Köchli, der wohl sonst an diesem Tage in seinem Laden viel zu thun hatte, Zeit zu einer längeren Eintragung in sein Tagebuch: „Ist doch wunderbar:

viele, ja die meisten Burger sehnen sich jetzt nach Unglück für die Franken. Tausend Mann, ja die ganze Armee liege todt in Glaris; von 30 Husaren habe nur noch einer den Bericht können bringen, daß 29 erschossen seien; Haufen von Todten liegen da, alles Franzosen. Dennoch aber sollen sie mit schnellen Schritten Wurmsbach, Lachen, ja Schmeriken, zueilen. Man glaubte, es brenne um die Schindellegi herum. Viele Leute stunden auf der oberen Brück. Die meisten Burger aristokratisirten schrecklich. Ihr lieben theuren Burger! O! ich weine mit den braven Glarnern und Schwyzern tausend Thränen täglich und wünschte, daß sie uns von den Franken befreien könnten. Allein ich bin überzeugt, Gott und die Macht der Franken wollen es, wie es scheint, so. Die armen Banden richten nichts aus, als Verderben für sie und auch für uns, weil wir die Gäste so lange füttern müssen, bis gar nichts mehr da ist. Beten will ich für die braven Männer".

Vom 2. Mai an kamen nun immer neue Truppen, dann andererseits Blessierte vom Kriegsschauplatz, weiter allerlei Trophäen, Kanonen, schöne Fahnen, die aus dem Zeughaus von Lachen weggenommen waren, andere aus dem Kloster Einsideln, das nun die Franken auch schon besetzt hatten, ebenso Kanonen, Flinten, Wachskerzen aus Einsideln. Aber am 5. Mai traf plötzlich wieder andere Neuigkeit ein, daß die Glarner und Schwyzer vortheilhaft capitulirt hätten, keine Truppen im Lande, keine Contribution zu erleiden — ja es hieß, die Franken seien ganz geschlagen und zögen sich deßhalb, weil die Schwyzer gänzlich gesiegt hätten, zurück. Bis zum 9. wurde Alles wieder ruhig: „Es herrscht eine Stille unter der Burgerschaft! selbst Lügen hört man wenig, und ebenso sagt man nichts vom Heranziehen des Kaisers. Machen das wohl die Kanonen auf den Wällen?" Bis zum 11. war die Ruhe soweit hergestellt, daß sogar Zuger und Schwyzer wieder nach Zürich kamen, um Korn zu kaufen.

Sonntag, 13. Mai, folgten als weitere Kriegsbeute aus Einsideln noch auf zwei Leiterwagen einige angekleidete Heiligenfiguren, die in dem Militärschopf niedergelegt wurden: „War gewiß ein rechter Spectakel, und mußte lachen, nachher aber fast weinen. Denn wie schmerzlich weh muß dies nicht einem eifrigen Katholiken sein?“ Am 15. Mai hinwider sah Köchli etwa fünfzehn gefangene französische Soldaten in den Wellenberg in der Limmat, zwanzig in den Läusthurm in der Stadtmauer führen, die alle beim Regimente als Diebe, Deserteure, Mörder noch geführt worden waren: „Die Kerl sangen und lärmten; zu Nacht aber waren sie still“. Am Abend andererseits wollte er auf den Graben gehen, um dort die Militärmusik zu hören: „Allein ich weiß nicht, so viel Zuschauer als da waren, gefiel mir dieses Trauerspiel für Zürich doch nicht. Statt dessen rauchte ich vergnügt mein Pfeifchen auf der hohen Promenade“. Zum 16. wird geklagt: „Wie schwer wird uns nicht das Einquartieren des Militärs! Aller Generalstab, die ganze Rott, alle Gefangenen, alles schleppt Schauenburg hieher“. Am 29. wurden die Zürcher am frühen Morgen durch dreimaliges Lösen aller Kanonen auf den Wällen gestört: „Die Garnison rückte aus; Rapinat, Schauenburg waren zugegen. Sie feierten das Fest Reconnaissance, das erste in meinem Leben, das ich die Franken feiern sehe. Ach Gott! was müssen wir nicht erleben!“

Im Juni erscheint zum 5. die Bemerkung: „Heute reißen gleichsam mit Gewalt die französischen Commissäre die helvetischen Sigel vom Schatz weg, erbrechen ihn und stellen Wachen dazu“, und zum 7. steht: „Diesen Morgen nahmen die Franken den Schatz beim großen Münster weg, packten ihn auf einen Wagen: macht große Sensation unter den Burgern und Landleuten“. Daß es dagegen in anderen Dingen auch unter der neuen Ordnung beim Alten blieb, zeigt eine Notiz vom 8. des Monats: „Man peitschte einen Mann von Wald, der an dem Pranger

stund, durch die Stadt ab: die erste öffentliche Execution durch den Henker, vom Kantonsgericht befohlen". Am 16. war man durch ein neues Gerücht erschreckt: „Heute gieng eine Rede, die Franken sollen die Schweiz zu einem Franken-Departement machen".

Sonst werden nun die Einträge über öffentliche Dinge spärlicher, und mitunter füllen Wochen hindurch Notizen über häusliche Dinge die Zwischenräume des Kalenders. Eine große Hausangelegenheit muß es gewesen sein, wann die Frau Wäsche einschlug und plättete. Weit wichtiger war, daß am 3. Juni „der himmlische Vater durch meine liebe Dorchen meine liebe Gritt wieder sandte": ein verstorbenes Töchterchen des Namens wurde dem Paare durch diese Geburt wieder ersetzt, und schon am 4. „sagte das Meitli die Freud mit zierlichen Maien an"; die Taufe mußte dann freilich, weil die Fraumünsterkirche ein Heu- und Strohmagazin war, am 6. Juni in der Siebenten im Collegium humanitatis abgehalten werden (später fand der Gottesdienst im Musiksaale statt). Oder am 23. des Monats trug Köchli „die Seelenfreude" ein, einen Knaben aus dem Wasser gezogen und so am Leben erhalten zu haben. An den Freitagen merkt er stets fleißig vor, ob es in seinem Laden gut gegangen sei, so am 3. August: „Verkaufte brav französische Grammatiken"; aber auch auf den öffentlichen Markt ist er aufmerksam und notirt zum 21. December: „War gegen 6000 Mütt Kernen da; ein guter Freytag". Nachdem er im December den Gesellen und den Jungen aus der Werkstätte wegen entstandener Differenzen entlassen hatte, arbeitete er sehr vergnügt allein; er schrieb zum 10.: „War mir himmlisch wohl, so allein zu arbeiten: verthat mich in meiner Werkstätte, wie drey Eyer im Krätli".

Eine sehr stark in das Gewicht fallende Angelegenheit bildete natürlich stets die französische Einquartierung. Nicht immer war Köchli mit derselben zufrieden. Zum 10. Mai schrieb er:

„Ich sahe, daß mein Soldat eine epidemische Krankheit hatte, gieng auf die Municipalität, um da ihn ins Hospital zu bringen. Allein er wollte nicht gehen. Der Kerl war grob, forderte zu Abend: kurz ein Lümmel aller Lümmlen“. Zum 11. wird fortgefahren: „Heute gieng ich nun auf die Hauptwache und zum Stadtcommandanten, erzählte, daß ich einen solchen Vogel im Haus hatte. Nach vielem Zanken kam um 2 Uhr sein Wachtmeister und führte ihn ins Hospital“. Um so zufriedener war man im Hause am 13. Mai: „Mein Kanonier machte uns viel Freude. Er war ein braver Mann, und hatte viel auf Jaques (den kleinen Jungen Köchli's), trug ihn immer herum. Meine Frau schenkte ihm ein Hemd“. Oder es kamen früher einquartiert gewesene Soldaten, wenn sie Zürich wieder passierten, auf Besuch. Ein anderes Mal gieng Köchli leer aus: „Aber Frau Chorherrin bekam einen, und darüber war sie gegen uns aufgebracht“. Als im Juli ein Weib und ein Kind zur Einquartierung kommen wollten, lief Köchli auf die Municipalität und erhielt dafür einen Soldaten. Eine „Herzensfreude“ wurde dem Hause am 29. Juli zu theil: „Unser Chasseur kam an. Er umarmte uns Alle, aß mit uns zu Nacht, und würde gerne es morgen bei der Municipalität ausmachen, ihn hier zu logieren“. Dagegen gab es im August wieder Verdruß: „Einen Chasseur, der bei Frau Chorherrin sollte logieren, salzte sie mir auf; verdroß mich, beklagte mich bei der Municipalität schriftlich und mündlich“. Unangenehm war die letzte Einquartierung des Jahres am 29. December, ein Dragoner, ein „moröser Kerl“.

Eine Veränderung in der Stellung Köchli's, die im Laufe des Jahres eintrat, ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß er mit dem sonst in stadtzürcherischen Kreisen keineswegs beliebten Kantonsstatthalter Pfenninger auf gutem Fuß stand. Zum 10. Juni wird gemeldet, Burger Statthalter Pfenninger sei bei einer sehr vergnügten zahlreichen Gesellschaft auf dem Schwarzen Garten

gewesen, und am 3. Juli wurde dann Pfenninger einhellig in die Gesellschaft zum Schwarzen Garten aufgenommen. Am Ende des Monates taucht nun für den gewesenen Obmann die Möglichkeit auf, Agent zu werden. Es heißt zum 27. Juli: „Ich gieng nach vielem Zureden von wackeren Bürgern und Nachbarn zu Unterstatthalter Tobler und erklärte ihm, daß, wofern ich Platz hätte, die Agentenstelle würde annehmen; allein ohne daß mein Gemach quartierfrei werde, könne ich dieses nicht thun — er allein aber müsse es bei der Municipalität ausmachen". Bis zum 6. August war das Ziel erreicht: „Heute brachte mir der Staatsbott des Statthalters die Erkanntniß, daß ich Agent seye", und zwar bezog sich das Amt auf die kleine Stadt. Mit dem 7., wo die Agenten eine Zusammenkunft mit dem Unterstatthalter hatten, — zum 10. heißt es: „Heute gieng ich zum ersten Mal in eine Session auf die Municipalität mit meinem Ornat" — fangen sogleich sehr zahlreiche Notizen über diese Agentengeschäfte an. Allein der Neugewählte nahm sein Amt auch sehr ernsthaft: „Ach Gott, gieb mir die Gnade, das Wohl meiner Mitburgern aus allen Kräften zu besorgen. Ich sehe den wichtigen Posten ein; schwer liegt er mir auf meiner Seele, und sollte ich ihm nicht gewachsen genug seyn oder mich an meiner Arbeit viel verhindern, dann lege ich ihn in die Hände der Regierung". — Gleich eines der ersten Geschäfte war, daß am 13. August in der Helferei zum Fraumünster bei Diakon Geßner der Stillstand saß und zugleich aufgelöst wurde. Darauf folgte am Donnerstag, den 16., der feierliche Tag der Ablegung des helvetischen Bürgereides: „Heute war der wichtigste Tag für Stadt und Land. Alle Gewalten versammelten sich um 9 Uhr auf dem Rathhaus. Von da zogen sie unter Paradierung des fränkischen Militärs nach dem Hof (dem Lindenhof). Musik fieng an; alle Glocken der Stadt zog man an; der Donner der Kanonen brüllte den ganzen Tag. Abends war der Freiheitsbaum zierlich

illuminiert, und Alles tanzte durcheinander auf der Meise und Waag. So ein Fest, so ein Wimmeln, so ein Galimatias sah Zürich noch niemals. Liebes Dorchen machte mir eine herzliche Freude, war vergnügt und strich mit mir bis um 12 Uhr an Waag und Meisen".

Ende September schreibt Köchli einmal davon, daß „Alle Donstag die Gewalten auf der Meisen zusammenkommen", und sehr bald lag diesen Autoritäten ein weiteres recht schweres Geschäft ob. Infolge des Offensivbündnisses zwischen der französischen und der helvetischen Republik war nunmehr das dadurch geforderte helvetische Heer von den Kantonen aufzubringen. So begann Ende October die Rekrutierung. Am 30. des Monats schreibt Köchli als Agent: „Heute hatte viel Arbeit, wegen dem Verzeichniß der jungen Leuten", oder am 1. November: „Heute war der ganze District im Platz versammelt und ließen sich beinahe 500 Mann einschreiben" — dann zum 19. und 20. November: „Waren so viele Rekruten hier, daß die französische Kirche, St. Anna, alle Zunfthäuser, eine Schütti im Obmannamt eingerichtet wurden" — und: „Alle Tage kommen Rekruten, 500, 600, 700, 800 Mann". Doch beziehen sich diese Zahlen, ihrer Größe wegen, vielleicht zum Theil auch auf französische Nachschübe.

Eine für Zürich eine Zeit lang hoffnungsreich scheinende Angelegenheit hatte Köchli, längere Zeit ehe er nur Agent wurde, schon lebhaft beschäftigt. Aarau war nur als provisorische Hauptstadt Helvetiens gewählt worden, und so handelte es sich darum, den Mittelpunkt des Staates definitiv zu bestimmen.

Schon am 11. Mai steht im Tagebuche: „Man redete auch viel, das Directorium sollte hieher kommen". Dann steht wieder hievon im Juli. Am 29. schrieb Köchli hierüber nach Aarau an Senator Bodmer, daß das Directorium nach Zürich kommen möchte, und zum 23. heißt es: „Heute um 9 Uhr waren die Saffraner auf dem Rathhaus versammelt, um die Relation von

den Abgeordneten von Aarau zu hören, und einstimmig wurde abgeschlossen, wenn das Directorium hieher kommen sollte, die Saffran ihnen zu einem Präsent zu geben. Himmel! siehe, wie die Zürcher Demokraten werden!" Wieder am 28. war bei Districtspräsident Tobler, dann beim öffentlichen Ankläger Koller und Bürkli im Tiefenhof Zusammenkunft für Maßregeln, damit das Directorium nach Zürich komme: „Pflicht — glaubten wir — wäre es, Alles für das Wohl und das Verdienst der Bürger aufzuopfern". Am 30. fanden sich auf der Waag viele Herren ein, um eine Bittschrift nach Aarau zu unterzeichnen, und nachdem von vielen Bürgern Verzeichnisse von Wohnungen, die man für die zu erwartenden Mitglieder der Räthe und weiteren Ankömmlinge von Aarau anzubieten hatte, eingereicht worden waren, fuhren Tobler nnd Vogel von der Marktgasse nach Aarau. Zwar schrieb da Köchli zum 1. August: „Glaube aber dennoch, daß unsere Arbeit umsonst seye; doch ist's heilige Pflicht, zu thun, was möglich". Er hat denn auch durchaus das Richtige getroffen; denn bekanntlich wurde im Herbst 1798 Luzern, nicht Zürich, die helvetische Hauptstadt.

Im Uebrigen zeigt auch die zweite Hälfte des Jahres, wenn man die etwas spärlicheren Tagebucheinträge überblickt, in wie weitgehenden Gegensätzen die Bürgerschaft von Zürich damals hin und her gehetzt wurde.

Zum 7. Juli schreibt Köchli, dem, wie wir oben sahen, die auf die frühere Regierung gelegte Contribution recht zu Herzen gegangen war, folgendes: „Heute gieng ein Circular von Pfarrer Lavater herum, den Aristokraten zu steuern. Maler Füeßli brachte mir Solches. Allein minder als 60 Gulden war nicht unterschrieben; darum sagte ich offenherzig, er sollte es mir wieder bringen, wann Burger von meinem Stand unterschrieben hätten". Zum 16. Juli heißt es: „War um 1 Uhr Generalmarsch geschlagen. Alle Soldaten eilten mit Sack und Pack auf

den Lindenhof. Man sagte, sie müßten da und dort hin. Die alte Zürcher Aristokratie fingirt wieder tausenderlei. Schon lächelte man wieder! O Ihr lieben Bürger! wann fällt Euch einmal die Binde von den Augen? Die Soldaten blieben da; man gab ihnen nur scharfe Patronen und ermahnte sie, beim ersten Trommelschlag alert zu sein. Welch eine Stille!" — Dann begannen mit dem August wieder die buntesten Gerüchte zu cursiren. Sogar trotz des dichten Schleiers, der über Bonaparte und Aegypten lag, wollte man zeitweise etwas wissen, wo dann das eine Mal die Franzosen, am anderen Tage die Engländer vernichtet waren. Ferner tagte noch immer der Friedenscongreß zu Rastatt, und man hoffte auf ein Resultat desselben. Da heißt es zum 20. August: „Bündten soll die Constitution angenommen und ein kaiserlicher Courier, der hier durchpassierte, die Nachricht gebracht haben, daß zwischen den Franken und Kaiser und Deutschland Friede wäre. Diese Nachrichten erfreuten Alle, alle rechtschaffenen Menschen. Allein Gott weiß: viele ließen den Kopf hängen; immer glaubten sie — an einen Messias". Scharf paßte man dabei stets auf, ob Schauenburg anwesend sei oder wieder weggehe. Schon am 25. August hieß es wieder: „War viel Gerede, der Krieg fange wieder mit Oestreich an — glaube es nicht". — Aber fortwährend dauerten die Durchzüge, und Köchli äußerte sich ganz ergrimmt, daß nun wohl die Weigerung des helvetischen Bürgereides durch die innere Schweiz neue Truppenanhäufungen bringen werde: „Wir müssen um der Schurken willen immer stark Einquartierung haben. Jetzt den 1. Herbstmonat sind immer noch 2700 Mann Franken bey uns. Gott welch eine Last!" — Aber die Dinge in der Urschweiz gehen Köchli doch zu Herzen, und zum 9. September schreibt er: „Unglücklicher Sonntag für die Unterwaldner", und er bezeugt, wie viele Bürger in Zürich erschrocken seien, da sie hörten, daß die Waldstätte so ein trauriges Schicksal gehabt

hätten. Der 17. des Monats war ein sehr unruhiger Tag: „Die 76. Brigade kam an; die 109. zog durch; eine Menge Soldaten lagen da. Ach Gott, welch ein Tumult! Da nun die 76. im Treffen in Unterwalden war, müssen sie hier ausruhen". — Der 22. September war für Zürich auch der 1. Vendémiaire: „Heute kündigten die Kanonen an, daß die Franken das Neujahr feyerten." — Zum 10. October fühlt sich der Tagebuchschreiber erleichtert: „Heute verreisten den See hinauf zwei Bataillons von 76. Ach, wie froh waren die guten Burger! Denn 4000 Mann in einer Stadt: wie drückend!" Gegen Ende October aber meldeten sich auch schon die ersten Anzeichen des neuen Coalitionskrieges: „Heute ging das Gerücht, die Kaiserlichen seien in Chur eingerückt." — Immer ungewisser wurde nun die Hoffnung auf den Frieden. Zum 29. November steht geschrieben: „Schrecklich wird die gute Schweiz mitgenommen, besonders Zürich. Welch eine Menge von Rekruten und Militär von allen Sorten!" Im December vernahm man auch schon Nachrichten über den in Süditalien ausgebrochenen Krieg. Am 7. December schrieb Köchli: „Heute Abend um 6 Uhr ertönten die Kanonen auf den Wällen, daß die Franken über die Neapolitaner einen Krieg erhalten" — und noch immer kein Friede: „Die Bestättung vom Frieden kam noch nicht von Paris": so steht zum 24. December.

Dieser Band des Tagebuchs schließt mit einer Silvesterbetrachtung: „Eile dann hin, Du für Helvetien so merkwürdiges Jahr, Jahr des Schreckens, der Trauer, werde einst für unsere Kinder durch die Constitution, die wir angenommen, segensvoll! O, welche Ereignisse (Kinder: leset die Geschichte dieses Jahres!) trugen sich zu! Ach, wie wird das zukünftige Jahr sein? Gott, Du Vater im Himmel, weißt es allein! Jetzt sind in Helvetien so viele tausend Franken: wie werden die Sachen in Zukunft kommen? Dir, himmlischer Vater, empfehle ich mein braves liebes Weib, die zwei unschuldigen Kinder. So väterlich hast Du uns

in diesem für unser Vaterland ewig merkwürdigen Jahr geleitet, uns und unsere lieben Kinder gesund erhalten. Du, guter Gott, gabst mir Segen zu meinen Berufsgeschäften, reichlich mein täglich Brot. Ich und mein Haus aber sollen den Herrn loben immer und ewiglich".

Mit einem Rechenfehler, der wohl auch am Ende des 19. Jahrhunderts vielfach wiederkehren wird, begrüßte Köchli das Jahr 1799, indem er zum 1. Januar in sein Tagebuch schrieb: „Nun, Du letztes Jahr in diesem Seculo, sei mir willkommen! Deine Ereignisse sind alle schon im Buch der Vorsehung aufgeschrieben; auch meine Schicksale, die Schicksale meines lieben Vaterlandes stehen dort. Nun werde ich sie mit ruhigem Herzen erwarten, so viel von mir abhängt, sie zu meinem Besten anwenden. Dir, ewige Weisheit! empfehle ich mein liebes Weib, meine lieben Kinder, Verwandte, Freunde, Feinde, alle Menschen".

Die ersten Wochen des Jahres zeigen vielfach ganz unausgefüllte Rubriken; denn so heißt es — „Diese Wochen ereigneten sich keine besondere Begebenheiten". Einzig im Januar gab der See zu sprechen Anlaß. Am 12. heißt es: „Der See gieng heute zu," am 13.: „Immer sehr kalt, der See ganz zu: ein Weg von Sproß (das ist ein auch bei Köchli vielfach genanntes Wirthschaftslocal im Seefeld) bis in Sternen" (wohl das Wirthshaus in der Enge), — am 14.: „Heute wollte der Untersecretär Bluntschli nach Meilen schleifen, und ertrank", — am 24.: „Heute brach das Wetter zur Freude vieler tausend Menschen", — am 31.: „War immer warm und stürmisch Wetter. Die Sihl brach auch aus; ganze Haufen von Eis lagen im ‚Platz', an der Sihl; mehr als 300 Klafter Holz schwommen aus dem Sihlwald fort. Am Samstag fuhren, Gott Lob, wieder Schiff in die Stadt, nachdem der See wochenlang zu gewesen". In

dieser ruhigen Zeit, wo manchmal steht: „Politische Ereignisse keine", konnte der Tagebuchschreiber so recht seinem Berufe leben, und er freut sich, wenn im Laden die Geschäfte, besonders an einem Freitage, gut gehen: „Gott! welch ein Segen! Immer starke Losung!"

Allein die öffentlichen Angelegenheiten treten doch auch daneben wieder in Geltung. Zum 19. Januar steht: „Ich sollte Nachmittags um 2 Uhr auf das Rathhaus, wo es um Berathung einer Patriotengesellschaft zu thun war" — bis zum 26. muß dann die Gesellschaft gebildet worden sein, da ihr Köchli auf dem Rathhause beiwohnte. Am 21. Januar mußte Zürich an einer großen Feier theilnehmen: „Rückte die ganze Garnison aus im ‚Platz', war außerordentlich kalt. Allein gerade zwölf Uhr schien die Sonne. Hier passirte Massena Revue, hielt auf diesen Tag, den Tod des Königs, eine Rede an seine Soldaten. Die Carmaniolen spielte, und General und Soldaten steckten die Hüte auf die Flinten nnd schrien: Vive la république! Die Kronen, der Berg waren dazu Abends illuminirt, und auf der Meise gab der General eine Mahlzeit von 150 Gedecken. Der Donner der Kanonen fing schon 7 Uhr morgens an. Vor der Kronen tanzte Abends der General mit Alt-Seckelmeister Escher, Statthalter Wyß Carmaniolen". Eine nächste Notiz ist zwar privater Natur, aber auch für die Zeit im Allgemeinen bezeichnend: „Frau U . . ., des Hochwächters Frau, eine Jugendfreundin meines Dorchen, soll sich stark vergangen haben mit einem französischen Kanonier".

Rascher begannen die Verhältnisse sich mit dem März zu entwickeln. Die 76. Brigade ging ganz von Zürich weg, nach Rapperswil und Sargans, und eine Menge Kanonen und Munitionswagen fuhr nach Winterthur, auch den See hinauf: „Allen Anzeichen nach zum Angriff auf Bündten;" — am 11. März mußten „wegen Mangel an Franken" die Bürger auf die Wacht ziehen. Schon am 7. waren um 4 Uhr 700 Mann Schweizer-

truppen eingezogen: „Viel Volk versammelte sich auf dem Münsterhof, um diese in Zwilchkittel gekleidete Mannschaft zu betrachten: die ersten stehenden Truppen in Helvetien!" Köchli bekam einen Korporal von den Jägern aus dem Kanton Aargau: „Ein braver guter Mann".

Sehr bald traten nun Beweise für anfängliche fränkische Siege in Graubünden und dem angrenzenden Tirol zu Tage, in zahlreichen Gefangenentransporten, wobei einmal von 1500, dann von 400 die Rede ist, darunter vom kaiserlichen General Auffenberg selbst. Köchli schreibt da: „Der Jubel, daß die Franken gesiegt, war bei jedem gutdenkenden Helvetier groß; die Kaiserlichen dauerten mich. Welch eine überraschende Erscheinung hatte ich Sonntag Nachmittag um 2 Uhr: sieben Schiffe mit kaiserlichen Gefangenen, Kroaten, Dalmatier, Ungarn, o trauriges Gesindel! brachte man ein. Welch Eindruck war das auf unsere Aristokraten! nun haben sie ja Kaiserliche". Zum 15. steht, daß man „den Kriegsrath aus Bündten" gefangen zum Raben eingebracht habe. Zum 20. wurden wieder 2500 Gefangene erwartet: „Selbst die Bürgerwacht verdoppelte sich; allein sie kamen nicht". Dagegen ist zum hohen Donnerstag, 21. März, eine ganze Seite voll geschrieben: „Welch ein unruhvoller Donstag! Das war auch auf dem Münsterhof ein Lärmen! Gegen 3000 gefangene Kaiserliche zogen, da es in die Abendkirche läutete, durch die Stadt. Man legte 1200 Mann in die Fraumünsterkirche; alle Zünfte und der obere Boden der Kaserne waren nebst der französischen Kirche gepfropft voll. Auch kamen von der 14., der sogenannten schwarzen Brigade, 400 Mann an, die theils bei Bürgern, theils bei Hottingern einquartirt waren, auch aus dem Kanton Linth 150 Mann Strolchengesindel, welche man auf die Grenzen führte".

Aber durch den Sieg, den Erzherzog Karl am 25. März bei Stockach über General Jourdan davontrug, wurde alsbald die

ganze Sachlage gründlich verschoben. Auch in Zürich machten sich die Folgen deutlich spürbar. Als die Nachricht eingetroffen war, schrieb Köchli: „Gott! welch ein Frohlocken, seit die Kaiserlichen die Franken schlugen! Schon waren unsere Untere Brücke-Ritter voller Freuden; selbst meine Hausfrau (die Frau Chorherrin Heß) war purlimunter. In 14 Tagen haben wir wieder die alte Ordnung der Dinge: 10,000 Gefangene, ebenso viele Todte, drei Generale gefangen!" Zum 27. März schrieb er: „War eine starke Confusion! Die Eliten sollten gehen! allein alles war confus. Abends brachte man die Nachricht, daß die Franken so geschlagen wären, daß sie sich in Schaffhausen nicht mehr halten können". Zum 28. fuhr er fort: „Ach! es bestätigte sich! Denn heute retirirten schon viele Wägen, Offizierskutschen sich hier durch. Gott, welch eine Confusion! In Stein, in Feuerthalen sind — sagte man — die Kaiserlichen. Ich erwarte sie ruhig. Gott wird Alles wenden, wie es muß gehen. Weiß nicht: mein Herz empfindet eine Ruhe, die mich die bitteren traurigen Scenen läßt geduldig aushalten, mitleidend ansehen". — Wirklich beruhigte sich dann die Stimmung wieder. Aber immerhin fand Köchli, daß die am 28. eingebrachten 600 kaiserlichen Gefangenen wohl die letzten Gefangenen dieses Heeres sein würden. Aber am 30. erschrak man von Neuem: „Daß ein General um 7 Uhr Abends noch befahl, die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen, machte große Sensation". Mit dem 31. wurde es eben klar, daß die ganze Position von Zürich als Anhaltspunkt für die zurückgehende fränkische Armee befestigt werden solle: „Forcht und Schrecken umgeben unsere Seelen, da die Franken Schaffhausen verlassen. Daß außer der Stadt müßten Redouten aufgeworfen werden, beängstigte alle Bürger. Auf der Municipalität war ich noch 9 Uhr Abends, um die Berathschlagungen und patriotischen Äußerungen anzuhören. Alle Mitglieder zeigten sich vortrefflich".

Die ersten Apriltage brachten Köchli eine ihm sehr schwer fallende Aufgabe, da er als Agent bei der Deportation von Mitgliedern der früheren zürcherischen Regierung thätig eintreten mußte. Köchli schreibt zum 2. April: Ach, ich hatte den betrübten Auftrag, den Alt-Statthalter Zunftmeister Hirzel beim Licht und Escher in der Schipfe abzuholen. Allein ich nahm kein Militär mit. Für die schonende Behandlung dankten die Beiden; ja, Hirzel umarmte mich noch in der Statthalterei und dankte für meine schonende Behandlung" [1]. Köchli fügt dann noch bei: „In der Burgerschaft machte es große Sensation; man sah kein Bruckengeständ mehr".

Die nächsten Tage führten größere Beruhigung herbei, wenn auch immer Truppendurchmärsche stattfanden; am 4. April sah Köchli viele Kanonen aus dem Zeughaus Schaffhausen. Am 6. reiste Massena nach Basel durch. Am 7., einem Sonntag, gingen schon viele Hunderte auf die Anhöhe von Schwamendingen hinaus, um die dort neu angelegten Batterien zu besehen. Dann schreibt Köchli in dieser Woche von Amtsfunctionen: „Ich zog die Kriegssteuer ein! gab noch ziemlich viel". Dann aber verwundert er sich über verschiedene Dinge, erstlich, daß keine Truppen aus den anderen Kantonen kommen: „Was mag das sein?" —, dann, daß sich die Franzosen so hätten schlagen lassen, daß sie den Kniebis, den Höllenpaß verließen, das Hauptquartier bis nach Straßburg zurückverlegten. Aeußerst erstaunt äußert er sich am Freitag, 12. April: „Himmel! was ist das? Heute war die Zufuhr von Korn so groß, daß sie noch niemalen, so lange Zürich steht, größer war. Man mußte Abends um 5 Uhr noch Korn abladen und wegen Mangel an Platz die Säcke in die Fraumünsterkirche stellen". Am gleichen Tage ritt Regierungsstatthalter Pfenninger mit zwölf Dragonern nach Luzern, und man ver-

[1] Hiezu vergleiche man im Taschenbuch von 1880, S. 255 u. 256.

nahm von wachsendem Aufruhr im Entlebuch und von dem Gerücht, daß tausend Mann aus dem Kanton Zürich deßwegen ausrücken müßten. Vom 14. an langten immer weitere beunruhigende Neuigkeiten von fränkischen Niederlagen in Italien, besonders aber vom Rheine bei Schaffhausen an, und es schien, daß die Invasion der Kaiserlichen bald zu gewärtigen sei, wie man dann am 17. in der Richtung von Eglisau stark kanoniren hörte. Wenig ermuthigend konnte eine hier eingetragene Beobachtung wirken: „Die feigen Soldaten vom District Zürich laufen, da man kaiserlicherseits kanoniert, nach Hause von Eglisau bis auf Zürich". Zum 19. steht: „Viele Gefangene ab unserem Land; Umhauen von Freiheitsbäumen". — Und dabei dauerte die Spannung immer fort, besonders da man Massena abermals nach Winterthur durchreisen sah und an einem fort Durchmärsche stattfanden. Da heißt es gegen Ende des Monats: „Gott! welch eine Menge Menschen! Wann mag wohl das Trauerspiel des Krieges seinen Anfang nehmen?" Zu Sonntag, den 28., ist „eine sehr zweckmäßige Predigt, daß man nicht wegen politischer Meinungen sich in Haushaltungen jetzt trennen soll", die Diakon Geßner im Musiksaal gehalten habe, angemerkt. Ohne Zweifel dachte da Köchli auch an eigene Erfahrungen, daran, daß seine Frau im März im Hause des eigenen Vaters die heftigsten Worte über den „Agenten" hatte hören müssen.

Mit dem Mai begannen die mit dem Coalitionskriege parallel gehenden Bewegungen in den Waldstätten, die sich zu einem helvetischen Kanton gleichen Namens hatten zusammenschweißen lassen müssen. Zum 1. Mai schreibt Köchli: „Diese Nacht um 2 Uhr mußten alle Franken schleunigst in den Kanton Waldstätten verreisen. Die Anstalten gegen die Stände Uri, Schweiz, Unterwalden waren förchterlich. Mehr als 2000 Mann aus den Seegegenden und 4000 Mann Franken rücken schleunigst gegen Schweiz. Gab viele Muthmaßungen. Ach! sahe trüb in

unserem Vaterlande aus". — Köchli ließ sich da einmal wieder in längerer Aufzeichnung aus, daß man so wenig höre, Italien augenscheinlich ganz verschlossen, die Deutschen am Rheine stillestehend seien. „In unserem Kanton ist, Gott Lob! alles ruhig. Drückend ach! besonders in den Rheingegenden ist die Noth, die Menge von Franken und Helvetiern, wo den Leuten immer genug wegessen! Ich kann es nicht begreifen, daß die Noth selbst in unserer Stadt nicht weit größer ist. Denn jetzt ist das Hauptquartier hier: welch eine Menge von verschiedenen Corps! Mit dem Betragen der lieben Burger ist man recht wohl zufrieden. Stille und keine starken Zusammentretungen herrschen jetzt seit ein paar Wochen. Aber verschiedene Unglücksfälle begegneten den Franken. Sie mußten Bündten verlassen, und überhaupt trugen dieser Zeit verschiedene Dinge für sie sich zu. Gott allein weiß, wie die Sachen noch kommen werden".

Das letzte Drittel des Monats Mai brachte mit der definitiven Ueberschreitung des Rheins durch die Truppen des Erzherzogs Karl einen rascheren Gang der Ereignisse. Auch Köchli wußte, daß jetzt die kaiserlichen Husaren schon bis gegen Winterthur heranschwärmten. Er schrieb zusammenfassend zu der Woche vom 19. bis 25. Mai: „Blessierte brachte man von beiden Seiten. Ach, welch eine Verwirrung! Es sieht betrübt aus. Die Franken retirirten; bald aber gingen sie wieder vorwärts. Die Stadt war in banger Erwartung der Dingen, die da kommen werden. Feinde haben mich umgeben, so können wir mit David sagen". Zum 22. speciell ist eingetragen: „Pferde stehen vor allen Häusern. Vor Wagen läßt sich nicht gehen. Gott, welch ein Getümmel!" Und zum 24.: „Heute Nachts um 10 Uhr verreiste Massena wieder nach Winterthur; die Guiden blasen zum Aufsitzen. Heute oder morgen erwartet man eine Schlacht, die unser Schicksal für einmal entscheiden wird". — Besonders eingehend schrieb Köchli zum 27. Mai: „Diesen

Morgen spazierte ich an die Schanz vor dem Sihlwiesli. Hier war eine Grabstätte. Ich besuchte sie, und ach Gott! 24 Todte, denen man ein Grab machte, lagen nackend da; neben einem schönen weißen französischen Officier lag ein brauner Kroat. O denen Allen ist nun wohl! Man sagt bestimmt, daß die Oesterreicher in Winterthur eingerückt wären, und wirklich seit 3 Uhr retiriren sich die Franken. O wenn doch nur einmal die Sache entschieden wäre! Der heutige Tag wird mir, so lange ich lebe, unvergeßlich bleiben. O Menschheit! Seit gestern waren die Oesterreicher und Franken mit einander bei Frauenfeld im Treffen. Auch unsere Zürcher mußten am Treffen theilnehmen. Hauptmann Denzler verlor sein Leben, und viele. Ich ging mit Nordorf in das Hospital im Zuchthaus. O Gott, welche Scenen! O wie viele rangen mit dem Tode! Arm, Bein, Nase weg! O! schmachtend lagen sie, die Kaiserlichen und Franken, im Kreuzgang; viele starben auf den Wagen. Ein Kaiserlicher bate mich sterbend noch um Wasser. Ach! wie wohl war mir, ihm selbst eines zu verschaffen; er trank aus meinen Händen, dankte, und bald verschied er. O daß ich den Leidenden Allen könnte einen Labungstrunk verschaffen!" Zum 29. steht: „Noch stehen die Franken diesseits, die Oesterreicher jenseits der Glatt; heute geschah kein Schuß. Man redte von Capituliren", und in einer weiteren Beifügung zum gleichen Tage folgt: „Auch heute retiriren sich die Franken — man sagt stark — das Wehnthal und das Thal bei Dällikon herunter. Wir werden also vielleicht heute noch Oesterreicher innert unseren Mauern sehen".

Immer gespannter wurde nun die Lage. Man bangte vor den kommenden Tagen. Auch Köchli begang den Weggang der Franzosen zu wünschen: „Die Kaiserlichen rücken auch den See hinunter; sie sollen in Stäfa sein. Ach wenn sie nur einmal kommen würden!" Noch zwar zogen stets Truppen durch die Stadt auf den Zürichberg hinauf zur Vertheidigung der

dort angelegten Batterien. Aber unter den helvetischen Hülfstruppen traten Weigerungen hervor: „Die Luzerner wollten nicht gehen, ungeachtet der Regierungscommissär sie öffentlich beim Rüden ermahnte. Abends gingen sie". Traurig still war der gewohnte Markttag, Freitag, 31. Mai: „Kein Mensch kann in die Stadt kommen. Kein Handel, kein Wandel, nichts"! Am 1. Juni glaubte Köchli schon zu erkennen: „Es zeigt sich deutlich, daß bestimmt sei, Zürich zu verlassen", und so ermannte er sich auch selbst: „Am 1. bekam ich einen Befehl vom Bürger Regierungscommissär Kuhn, die Kriegssteuer — wieder eins vom Tausend — einzuziehen; allein ich verweigerte mich und declarirte dem Bürger Regierungsstatthalter und dem Unterstatthalter, daß ich dieses nicht thun werde, noch könne".

Schon fingen Sonntag, 2. Juni, die Kämpfe in nächster Nähe der Stadt an. Zu diesem Tage steht: „Schon um 6 Uhr rückten die Kaiserlichen bis nach Zollikon. Ach! der Donner der Kanonen und das Kleingewehrfeuer setzten uns Alle in Schrecken. Bis nach 10 Uhr waren wir auf. Bange Herzensschmerzen, wie es uns diese Nacht werde gehen, umgeben alle Seelen". Zum 3. heißt es: „Schon frühe begann das Treffen. Viele Bürger sahen zu, wie sie aus dem Burghölzli feuerten. Ach! Ins Feuer hinein sahen wir beiden Partien. Die Kaiserlichen drangen bis gegen Hottingen vor. Abends hatten sie wieder die gleiche Stellung". Am 4. folgt: „Ach, heute von 5 Uhr Morgens bis Abends 9 Uhr begann das Puffen. Gott, ab dem Kratzthurm sah ich der Action zu. Ein Haus und eine Scheune verbrannten in Riesbach. O! welche viele Blessierte brachte man; o wie dauern sie mich!" Dagegen steht ausdrücklich zum 5. Juni: „Heute ging kein Schuß". — Zu allen diesen Tagen setzt das Tagebuch noch hinzu: „O welche Gefahren umgeben uns! Du liebes Zürich, wie wird es Dir gehen? Doch vertraue auf Gott: er wird es wohl machen! Standhaft im Unglück! ist die Tugend eines Christen".

Am 6. Juni war, indem die Dinge in der günstigsten Weise, ohne eine eigentliche Schlachtentscheidung, für Zürich sich vollzogen, für einmal die Lage geklärt. Köchli schreibt zu diesem Tage: „Am Donnerstag nahm ich von Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger und Tobler auf dem Münsterhof Abschied. Sie ritten mit den letzten Franken fort. Die Franken hatten schon in der Nacht angefangen, sich zu retiriren; sie zogen still und ruhig hinweg. Nachmittag vor 4 Uhr zogen still und ruhig die Kaiserlichen ein mit einer äußerst großen Menge von Cavallerie, die sehr schön war. Pferde hatten sie, die zu bewundern waren. Die neuen Gäste betragen sich gut und rechtschaffen, still und überhaupt nicht so lärmend. Um 4 Uhr schon ritte die Cavallerie dem Feind auf dem Fuß nach, dabei ein Regiment Ulanen, die Alle Spieße mit Fahnen führen. Auch der größte Theil der Infanterie mußte nachziehen, so daß sich nicht viele in der Stadt aufhielten, und die Gemeinen kamen nicht in das Logis der Bürger, in dem Augenblick schon eine große Erleichterung. Um 6 Uhr hieben Knaben den Freiheitsbaum um und zogen den Hut von Sturz durch die Straßen; auch rissen sie an meiner Tafel das dreifärbige Dächli weg". Denn die bisherige helvetische Beamtung Köchli's erfuhr nunmehr natürlich auch eine Veränderung: „Die Agenten und alle constituirenden Gewalten blieben provisorisch; anstatt Agent nannte man mich Geschäftsträger der dritten Section" —, und bald darauf ist dann noch beigesetzt: „Allein jetzt ist meine Stelle — Gott sei Lob und Dank! — ganz aufgehoben".

Wir treten nun in jene so eigenthümliche Zwischenzeit von nahezu sechszehn Wochen ein, wo um Zürich herum der Krieg so zu sagen zum Stehen kam, wo sich die Franzosen im Besitz des Uetliberges behaupteten, während sich die Kaiserlichen und hernach die Russen mit der Besetzung Zürich's, mit der Stellung am Fuß des Berges und im Sihlfeld begnügten. Wie sonderbar

man in Zürich selbst dieses unerklärlich erscheinende Zuwarten empfand, zeigt eine ganze Reihe von Eintragungen in unser Tagebuch.

Daß von Truppendurchmärschen, von dem Eintreffen ungeheurer Mengen Cavallerie, Infanterie, unaufhörlich die Rede ist, erscheint ganz begreiflich. Man spazierte in das Sihlfeld, wo diese Massen Reiterei campierten, und am 23. Juni schreibt Köchli: „Ich ging über Hottingen und die Oberstraß hinaus zu St. Jakob, besahe die Lager alle: gerade vor der Porten stund in den Wiesen der Artilleriepark". Auch Einquartierung kam, und zum 11. Juni ist notirt: „Heut bekam die erste kaiserliche Einquartierung, einen kaiserlichen Dragoner vom Regiment Würzburg, einen Rothgerber seiner Profession: ein guter Mann, der herzlich wünschte, wieder Gerwer zu sein" — aber schon zum 14. wird geklagt: „Mein Dragoner muß schlechte Leute angetroffen haben; denn er war heut spröde", und als derselbe am 2. Juli ging, wurde er als ein „murröser Bursch" beurtheilt, während man mit dem Nachfolger, einem ungarischen Korporal — „ein guter Mann" —, zufrieden war. Aber immer häufiger stellen sich nun auch die Klagen darüber ein, wie schwer belastend diese Massen der fremden Truppen auf dem Lande lägen. So heißt es zum 12. Juni: „Jammer, Elend, Klagen, ach genug! Die Cavallerie braucht das meiste Gras. Im Sihlfeld stehen viele tausend Pferde" — oder zu Sonntag, 16.: „Ich ging in das Sihlfeld, um das kaiserliche Lager zu sehen. O! Thränen des Mitleidens flossen über meine Wangen. Die Frucht ist dahin; an vielen Orten muß man das liebe Vieh abschaffen. Alles, Menschen und Vieh, sehen traurig einander an, und jeder Edle im Volk wird weinen, wann er sieht, was die Laager in unserem Lande schalten. Ach, wie mögen wohl die Franken ennert dem Berge hausen?" Köchli spürte diese Störungen auch an sich selbst: „Für mich wenig Verdienst: Schilling anstatt Gulden" — so

heißt es am 20. Juni, und am 21. folgt: „Kam Befehl, daß kein Schiff den See hinauf fahre“. Nachträglich tröstet sich Köchli damit, daß er, Gott Lob, so lange die Franken da waren, viel Geld gelöst habe.

Und daneben dauerte nun die ganze Zeit vom Juni an das Erstaunen darüber fort, daß so gar nichts Bedeutenderes von militärischen Dingen geschehe. Schon am 8. Juni schrieb Köchli: „Wundert mich, daß sie die kleinen, armen, windichten Franken nicht schon ganz mit all dieser Macht vertilgt haben“. Am 11. trägt er ein: „Die Franken kleben noch immer am Hüetliberg und in Albisrieden“. Auch am 19. heißt es: „Liegen noch immer am Uetliberg“. So geht es fort. Immer wieder steht: „Ist alles still und ruhig“. Anfang Juli meldete das Tagebuch: „Noch immer befinden wir uns in der gleichen Lage: die Oesterreicher stehn bei uns ruhig, brav und still, die Franken am Uetliberg auch still. Ach! wenn der linke Flügel der Kaiserlichen nur avanciren würde oder im Wallis ein Durchbruch von ihnen geschehen würde, dann müßten sie nicht allein den Uetliberg, wohl aber die ganze Schweiz räumen!“ Diese Klage, daß gar Nichts geschehe, setzte sich auch im dritten Monat fort, so am 9. August: „Immer alles in gleicher militärischer Ruhe“.

Daneben fehlte es allerdings nicht an allerlei vielfach ganz abenteuerlichen Gerüchten. Schon am 24. Juni sollte nach einer neuen totalen Niederlage der Franzosen Mantua eingenommen und die ganze österreichische Armee im Anzug nach Frankreich sein, um dort einen König zu proclamieren. Dazu fügt Köchli bei: „Gott gebe, daß Alles zum Besten gehe. Viele, sehr viele Hoffnung zum Frieden! Allein bei den Armeen sieht man keine Veränderungen in dero Stellungen. Die lieben Burger sagen, daß Preußen in die Schweiz kommen werden, um die Neutralität zu behaupten. Ach Gott! gieb, daß alles fremde Militär die Schweiz verlassen möge“. — Dann wollte man wieder Mitte Juli sehr

viel wissen, die Aufreibung der Franken in Italien, die Ankunft der Russen am Rheine, die Landung der Engländer in Holland, Bonaparte's Vernichtung in Aegypten — einige Tage später noch Weiteres: Moreau gefangen und total geschlagen, Director Sieyès ermordet, Luzern eingenommen, die Vendée wieder in Waffen — „Gott Lob! die besten Nachrichten"! —: so glaubte Köchli schreiben zu können: „Die Aeußerungen, die mir Officiere und Soldaten von dero Kaiserlicher Majestäts Truppen und auch unsere lieben aufgeklärten und freien Burger im Laden zu großem herzlichen Vergnügen machen, lassen keinen Zweifel übrig, daß in wenigen Wochen Gottes Obrigkeit und ein heilig gesalbeter König in Frankreich existiren werde und die heiligste Religion wieder emporkomme".

Freilich fehlte es dazwischen doch auch nicht an einzelnen wirklichen, nicht bloß vermeintlichen Vorgängen. Schon am 15. Juni spricht eine längere Stelle davon: „Um 3 Uhr weckte uns der Donner der Kanonen. Die Franken klebten noch immer am Albisrieder Berg. Sie wollten das Lager der Kaiserlichen aufheben, drangen vor bis über den Gießhübel. Allein sie mußten wieder in dero alte Stellungen zurück. Seit 5 Uhr war alles wieder still. Allein schrecklich war der Angriff. Man brachte viele Verwundete. Welch ein Schrecken wieder für unsere Stadt!" Dann hatte man am 29. Juni es in Zürich mit einer sicheren Nachricht aus der Ferne zu thun; denn da feierten die Kaiserlichen den großen Sieg über Macdonald an der Trebbia: „Um 9 Uhr fingen alle Glocken hier in der Stadt zu spielen an, und Kanonen auf den Wällen wurden abgefeuert". Dagegen machten sich auch die Franken am 1. Juli wieder bemerkbar: „Heute schreckte uns der Donner der Kanonen um 7 Uhr. Die fränkische Artillerie feuerte auf dem Uetliberg. Den eigentlichen Grund wissen wir nicht; einige glauben, sie feiern ein Fest, andere, Siege". — Am 14. August hinwider wurde Zürich neuerdings

aufgeschreckt: „Um 6 Uhr weckte uns der Donner der Kanonen und Kleingewehrfeuer. Die hartzichten Franzosen — mit dem edeln Buchdrucker Bürkli zu sagen — überfielen mit Begünstigung eines Nebels die kaiserlichen Lager und kamen nahe an die Stadt. Die braven Truppen K. K. Majestät aber verjagten sie wieder in dero Nester, und ungeachtet man sagte, daß die Truppen K. K. Majestät viel eingebüßt, mehr aber die lieben Schweizer, die in Wollishofen stunden, auch von Kaiserlichen und Schweizern außerordentlich viel Blessierte kamen, glaubte ich es nur halb, daß es möchte wahr sein".

Inzwischen war dann Mantua aber wirklich gefallen, und das wurde in Zürich Sonntag 4. August gefeiert: „Unter Geläut aller Glocken und Abfeuerung der Kanonen war das Te Deum wegen Einnahme von Mantua gefeiert und zu Nacht die Stadt illuminiert". Aber diese Illumination hatte, auch für Köchli, eine unangenehme Kehrseite. Er erzählt sehr einläßlich: „Herr Rordorf auf dem Münsterhof, Präsident der Municipalität[1]), erleuchtete sein Haus ungemein schön; allein der Regen löschte in einer halben Stunde die Lichter ein wenig aus. Sein Haus war mit einem Bombardement von Steinen begrüßt; alle Fensterrahmen in der unteren Etage wurden eingeschmissen. Ungeachtet eine kaiserliche Wacht herbeigeschafft wurde, war im Angesicht derselben und vieler hundert Burger des Werfens bis 1 Uhr kein Ende. Vierpfundsteine flogen hin und her bis durch die Kembelgaß. Auch ich hatte das Vergnügen, daß man zwei, drei Steine ans Haus und auf die Zinne schmiß. Ach! viele, sehr viele Reden, die pöbelhaft waren, rief man mir zu. Die

[1]) Sollte dieser Rordorf jener helvetische Censor Rordorf sein, den das Zürcher Taschenbuch als alten Bekannten bezeichnen darf (1888: S. 141—164, 1889: S. 147—150, 1897: S. 45—52)? In diesem Fall würde Rordorf hinter den siegreichen österreichischen Fahnen her sein helvetisches Wimpel äußerst durchgreifend gesenkt haben!

Burger waren ganz elektrisiert, so vergnügt und à la Lazzaroni habe ich sie in meinem Leben, selbst die von bonne éducation, nicht gesehen. Die Kaiserlichen feierten diesen Tag mit Te Deum-Singen und betrugen sich edel". Mit Genugthuung notirte dann Köchli zum nächsten Sonntag, 11. August, daß Herr Pfarrer Geßner sehr wegen der acht Tage vorher, an einem Sonntag! in seiner Fraumünstergemeinde vorgefallenen Unfugen geeifert habe.

Sichtlich war Köchli eben wegen seiner Stellung, als gewesener helvetischer Agent, bei seinen Mitbürgern so in Mißcredit gerathen. Er schreibt auch in diesen Tagen zum 10. August: „Mein Holzscheiter wollte heute einige Klafter Holz an der Lände einkaufen. Allein da er den Namen angab, sagte der liebe Bürger und Holzmesser Eßlinger, dem ich auch schon ein Kind zur Taufe hielt: „Nein, nein, kaufe sich der Holz von Franzosen! Hör Er!"

Köchli war augenscheinlich — und gewiß viele andere Zürcher Bürger mit ihm — in einer eigenthümlichen Zwischenstellung. Er war des aufgezwungenen franko-helvetischen Wesens, wie es bis Anfang Juni gegolten hatte, gründlich überdrüssig. Besonders muß ihn die affectierte Religionslosigkeit der fränkischen Befreier gründlich abgestoßen haben. Er schreibt einmal: „Ja, ich bedaure, daß die Franken von keiner solchen Religion gewußt, wie dero Majestäts Truppen!" — und er ist ganz damit einverstanden, daß in Zürich die vorrevolutiären Einrichtungen zurückkehren. Zum 20. Juni steht: „Heute ist 14 Tage, seit sie diese Position haben: die Interimsregierung giebt heute ihre Bekanntmachung, daß sie das höchste Tribunal seye, zum Wochenblatt heraus. Ruhe und Ordnung herrscht. Alle Dikasterien sind schleunigst durch das hohe Regierungscollegium ersetzt worden". Zum 23. folgt: „Zur Freude Aller, der meisten Burger, verlase man in allen Kirchen die Anzeige der Interimsregierung;

beim Fraumünster lase der alte Gerichtsschreiber Weiß von Weinfelden, und hinter ihme stund auch schwarz gekleidet Stadtknecht Waser". Am 7. Juli vernahm Köchli in der Predigt Geßner's die Ermahnung, daß man freiwillig steuern solle, und schon am folgenden Tage sandte er 2 fl. und 20 Sch. an diese freiwillige Steuer an Herrn Usteri. Daß die nach Basel deportirten Glieder der alten Regierung wieder zurückkamen, freut ihn. Schon zum 15. August merkt er die Ankunft Pfarrer Lavater's an und nachher schreibt er: „Alle Herren, so fort waren, kamen zur Freude jedes edlen braven Bürgers jeder wieder zu den Seinigen". Nicht ohne innere Zustimmung wird einmal, zum 26. Juli, angemerkt: „Allgemein war die Rede, viele Gott Lob! edel denkende Bürger, als Herr Michel und Diebold, gute Jäger, gehen recognosciren und haben, Gott Lob, schon einige Franzosen in die andere Welt geschickt. Ach, die religiösen braven Helden! Gott stehe auch den Vaterlandsvertheidigern darum bei!" Ebenso wenig hatte Köchli dagegen etwas einzuwenden, daß „dero Majestäts Truppen" kleine Executionen ausübten. Zum 18. Juli steht: „Heute empfingen drei Thurgauer, welche das Freiheitsfieber anwandelte, vor der Wachtstube 30 Arsbrügel. Da die Bestrafung der Gottlosen Anderen zum Exempel dienen muß, wurde die Execution vollzogen. Sehr viele Bürger sahen zu, und mit Recht konnten sie Freude bezeugen, wünschen, ausrufen, daß es allen Freiheitspredigern so gehe; denn so wird wieder Tugend, Religion, Gottesfurcht von dero Majestäts Truppen eingeführt". Am 29. Juli wiederholte sich die Scene, und daß am 3. August wegen eines leiblichen Gebrechens ein weiterer Verurtheilter verschont wurde, scheint Manche verschnupft zu haben: „Aeußerst viele Burger, die auch zusehen wollten, mußten wieder nach Haus kehren. Dagegen mußten heute vier Männer, die — sagte man — auch Prügel gekriegt, das erste Mal Gassen kehren. Viele edle Burger kamen auf den Münsterhof,

um diese gottlosen Buben zu sehen". Ebenso notierte Köchli mit großem Unwillen, daß die Seeleute die Stadt an die Franken verrathen wollten und Pläne dazu geschmiedet hätten. Allerdings gab es ja natürlich auch allerlei Spionenriecherei. Im Juli steht eingetragen: „Der ordinari Samstagbott von Fehraltorf, Bachofen, wurde bei der Kronenporten angehalten und visitirt bis aufs Hemd, weil man glaubte, da es zwei Männer aussagten, er möchte Briefe an die Franken haben. Die lieben guten weisen gnädigen Herrn, vereinigt mit den K. K. Majestäts Truppen, brauchen seit einigen Tagen die weisesten und strengsten Maßregeln". Am 22. Juli wieder setzten die Kaiserlichen einen Herren Pestaluz vom weißen Thurm gefangen: „Der Kerl soll ein Spion gewesen sein; er empfange seinen Lohn!" — Mit großer Sympathie sah Köchli ganz besonders auf den Erzherzog Karl. Am 21. Juli spazierte er nach der Kirche nach Kloten in das kaiserliche Hauptquartier: „Wir sahen viele Wagen, allein, so groß das Geräusch von Menschen ist, nicht den edlen großen Majestät Herzog Karl; aber er begegnete uns auf dem Heimweg: ging mit einem Officier zu Fuß". Die Zürcher Knaben exercirten: „War große Freude unter den Knaben, lernten tapfer exerciren und waren ermuntert, Alles nach kaiserlicher Majestät Truppen einzurichten. Herr Bodmer im Kratz gab sich alle Mühe". Am 13. August wollten sie sich dem Erzherzog in Kloten zeigen: „Heute frühe zogen viele Knaben montirt und armirt nach Kloten, um sich seiner K. K. Hoheit Prinz Karl zu präsentiren. Allein er hatte, unglücklicher Weise für die Knaben, wie es schien, viele wichtige Geschäfte, und deßnahen sahe er sie am Fenster stehend an. Sie zogen wieder herzlich vergnügt nach Haus, aber müde und ärgerlich, daß sie ein wenig zur ungelegenen Zeit nach Kloten kamen und seine K. K. Hoheit ihr Exercitium nicht zu sehen gnädigst geruhete". Daß jenem Herrn Bodmer am 7. August ein Kind

getauft wurde und Erzherzog Karl zu Gevatter gebeten worden sein solle, ist auch sorgfältig notiert. — Endlich sah jetzt unser Tagebuchschreiber auch sehr gern den Eintritt schweizerischer Landesangehöriger in das dem kaiserlichen Heere beigegebene im englischen Solde stehende Corps. Schon zum 10. Juni ist eingetragen: „Heute zogen die Schweizer, so im englischen Solde stehen, hier durch, grün mit rothen Binden um den Arm; sie machten hier viel Rekruten". Zum 28. Juli steht wieder: „Die alte Schweizer-Legion, welche einige Wochen in Küßnach als Execution lag, wurde wieder nach der Enge und Wollishofen verlegt. Ach! diese Winkelriedssöhne wollen nun die Franzosen ab dem Berg wegjagen. Wenigstens äußerten zwei in meinem Laden, daß sie als Befreier der Schweiz dies thun werden".

Aber dazwischen stehen doch auch wieder einzelne Aeußerungen, die beweisen, daß Köchli gewissen Erscheinungen gegenüber stutzig wurde. So steht zum 21. oder 22. Juli: „Die lieben guten Bürger, Viele trugen die Sage herum, den alten Herrn Rordorf, Vogel zum gelben Hörnli, Rusterholz bringe man aus dem Girenbad, wo sie eine Cur brauchten, gefangen ein. Allein es war dem nicht so! Ach! die edeln, wohl erzogenen, lieben Bürger nehmen auch so herzlichen Antheil an dem Schicksal Anderer". Dieser Satz nimmt sich nun doch völlig wie Ironie aus, und als dann am 27. Juli Nachmittags der Vetter David Vogel wirklich in einer Chaise von Gais her gefangen, von zwei Dragonern begleitet, eingebracht und am Abend auf das Rathhaus gesetzt wurde, urtheilte darüber Köchli mit einer gewissen Bitterkeit: „Die edeln Burger freuten sich dessen, daß man von seiner Majestät Truppen so guten Gebrauch machen könne". Noch zum 3. August steht: „Noch immer sitzt der gute David unverhört auf dem Rathhaus", dann aber zum 6. mit großer Schrift: „David wurde losgelassen".

Alle diese Zeit her führte übrigens unser wackerer Buchbindermeister sehr vergnügt in seiner Arbeit ein stilles bürgerliches Leben. Im Juli schrieb er einmal: „Ach! ich muß jetzt immer arbeiten: wie wohl ist mir in meiner Werkstätte. Gehe außer dem Sonntag in keine Gesellschaft", und im August meldet er: „Machte Nummern auf der Wasserkirche, von 4 bis 8 Uhr. Der liebe Jaques (das ist sein Knabe) leistete mir Gesellschaft. O welch Vergnügen!" Diesem selben Jaques war am 23. Juli eine Freude gemacht worden: „Ach! daß ich auch in meinem Leben noch eine solche unschuldvolle Freude empfinden könnte, wie Jaques, da wir ihm seine werthe Trompete kauften!" Im September tritt einmal die Politik ganz hinter häuslichen Angelegenheiten — die Frau Chorherrin Heß und der Herr Hauptmann, die dreizehn Jahre im Hause gewohnt hatten, nahmen „freundschaftlich" Abschied — in den Hintergrund; denn nun kamen alle möglichen Handwerker zur Reparatur: „Machten mir fast das Bauchweh". Wie harmlos man übrigens mitten im Krieg in Zürich lebte und sich an das Gegenüberstehen der beiden großen Heere ganz gewöhnt hatte, zeigt der Umstand, daß, als im August der Herr Vetter Pfarrer Weiß zu Steinmaur gestorben war, Köchli mit seiner Schwägerin am 28. August dorthin sich begab und bis Samstag den 31. blieb: „Dann ließ mich L. Döben durch Herrn Meister nach Hause holen": „Durch Steinmur passirten die Tage hindurch ungemein viel Truppen, alles so gegen Baden, Regensdorf, Dällikon. Der Limmat nach lagen, zogen durch Cavallerie, Ulanen, Fußvolk. Das war auch ein Lärmen! Im Pfarrhaus logierten Fürst von Schwarzenberg, seine Liebste, Domestiken, Kammerjungfern und 15 Jagdhunde, zahlten aber nichts".

Mit der Mitte des Monats August bereitete sich eine neue Phase vor. Am 18. sah Köchli die ersten Russen, Kosaken, an der unteren Straß. Er schreibt: „Auch diese unsere weither

kommenden Erretter bewundert die lobliche Burgerschaft und freut sich herzlich darüber. War der wohllöblichen Burgerschaft bekannt worden, daß dero K. K. Majestäts Truppen wollten gestern über die Limmat. Allein alle Truppen kamen wieder in dero alte Stellung zurück. Die Russen liegen 15,000 Mann um Seebach herum; alle Tage marschieren Truppen durchs Grüninger-Amt nach Rappersweil, wohl 60,000 Mann, sagen die lieben Burger. Mit diesen und mit der seligen Hülfe aller wahren Verehrer der heiligsten Religion hofft man das Vorbringen der Franken zu verhindern und sie gänzlichst zu vertilgen. Gott Lob! Auch sagt man, am Rhein unten versammeln sich neuerdings wieder 160,000 Mann, Oesterreicher, Russen und Condéer". Einen jener im englischen Solde stehenden Schweizer, einen Rudolf Erb von Oberwinterthur, der mit der Armee unter Herrn Oberst Meyer (dem nachherigen Commandanten Zürich's 1802, gegen Andermatt) nebst 500 Mann schon am 17. in Zürich angelangt war, hatte Köchli im Quartier: „Lauter Züribietler, brave, tapfere, extra gut exercierte und herrliche muntere Leute! Gott Lob! daß auch die angelangt sind! Die Russen müssen nun den Hüetliberg angreifen. Alles macht sich parat".

Ueberhaupt schien es nun, als ob ein neuer Eifer in die Kriegsführung käme. Zum 21. August schrieb Köchli: „Heute war es, als ob man alle Präparaturen machte, um in Gottes Namen den Hüetliberg einzunehmen. Das Kriegsschiff und eine Flottille auf dem See sollten auch zu Stand kommen". Am 22. folgte: „Um 12 Uhr griffen die verfluchten Franken die Vorposten bei Wollishofen an, feuerten wacker, zogen aber gleich nach 1 Uhr wieder ab. Heute sagte man, die Franken retiriren, und seye der linke Flügel weit vorgerückt — noch drei Colonnen Russen und über 160,000 Mann kaiserlicher Truppen seyen wieder in Anmarsch! Gott Lob!" Dann vernahm man die Kunde vom

Siege von Novi, vom 15. August. Köchli schrieb zum 23.: „War ein großer Sieg, den die Russen in Italien erfochten, bekannt gemacht: 10,000 gefangen und todt, viele Generals. Auch retiriren die Franken bei Richterswil". Aber schon mit dem 25. setzt wieder die lahme Bewegung in allen Dingen ein, und einmal nach dem andern steht: „Alles still, und keine besonderen Ereignisse", oder: „Diese Tage hindurch hörte man nicht viel Neues". Am 29. folgt: „Zogen die Russen in Zürich ein und lösten die Kaiserlichen ab". Dann begannen allerlei Gerüchte, schon am 2. September: die Franzosen seien in Glarus, schlügen sich seit drei Tagen, oder, sie seien über den Rhein schon in Heilbronn eingerückt: „Glaube an diese Lüg nicht". Dagegen freute sich Köchli am 4. über den Einzug eines schönen Regimentes russischer Husaren, gelb gekleidet, die in das Sihlfeld hinunter rückten, und am 5. wurde die Fraumünsterkirche zum griechischen Gottesdienste eingerichtet: „Heute läutete man nach dero Gewohnheit mit kleinen Glocken, die vor der Kirche hingen, da sie Gottesdienst hielten". Am 10. bekam Köchli einen russischen Sergeanten zum Essen: „Der versteht wenig deutsch, nur ein paar Worte französisch. Allein Latein redte er gut. Ach Himmel! konnte ich wohl glauben, daß das wenige Latein, das ich noch verstehe, mir bei Russen in Zürich so wohl zu Statten kommen würde?" — Bald hofft das Tagebuch wieder große Dinge von den Russen: „Die K. K. Majestäts Truppen, die in 13 Wochen bis an den Uetliberg kamen, zogen siegreich wieder nach Deutschland. Die Russen werden nun nach dero Geschwindigkeit, Tapferkeit und wirklich lebhaftem Charakter die gottlosen Franzosen in wenigen Tagen hinwegjagen und gänzlich vertilgen. Gott geb Glück den Tapfern". Doch die abermalige völlige Stille ließ bald um so unglaublichere Uebertreibungen in Gerüchten entstehen. Mitte September steht geschrieben: „Noch kein Wort von militärischen Begebenheiten! Es sollen noch

viele 100,000 Russen kommen; auch die Kaiserlichen sollen wieder in die Schweiz kommen, die Russen, 300,000 Mann, allein am linken Flügel gegen Schwyz und Glarus agiren. Ganz andere Pläne werden jetzt von den Coalisierten gemacht, und die Burger werden bald die Nachricht erhalten, daß alle Armeen der Franken, gänzlich eingeschlossen, das Gewehr strecken werden". Freilich am 21. klang es wieder recht kleinlaut: „Diese ganze Woche ereignete sich in unserer Gegend nichts Neues; die lieben Russen operieren auch nicht. Jammer, Elend herrscht an allen Orten". Am 23. mußte man in Zürich sich vom Uetliberge her ärgern lassen: „Heute feierten die Franzosen durch Salve der Kanonen dero Neujahr zum Aergerniß unserer edeln gottesförchtigen religiosen Burgerschaft; man hörte den Donner der Kanonen sehr stark. Ach! daß die Ungeheuer doch nicht mehr spuken möchten!" Und dessen glaubte man ganz gewiß zu sein: Mannheim erstürmt, Erzherzog Karl vor Mainz, die Franken total in Deutschland geschlagen, Capitulation von Tortona, Tipo Saib getödtet, die Engländer in Aegypten gelandet, Holland in ihren Händen: „Alles richtige Anzeige, daß die Franken bald nicht mehr existieren werden. Gott Lob"!

Doch aus diesen Illusionen rissen der 25. und 26. September, die Tage der zweiten Schlacht bei Zürich, in geradezu grausamer Weise. Zum 25. steht: „O welch Tage des Schreckens! Du liebes Zürich! Um 5 Uhr weckte uns der Donner der Kanonen. Ach! die Franken griffen die Russen bei Wollishofen an; allein sie wurden bis an das Unteralbis zurückgeschlagen. Doch nur war es eine Kriegslist. Die Russen verloren ungemein viel Leut. Während dieser Attaque setzten die Franken bei Höngg über die Limmat mit großer Menge. Bald occupierten sie den Höngger Berg, drangen vor bis an das weiße Haus (oberhalb des Drahtschmiedli). Abends nahmen sie die Anhöhe bei der Strickscheuer in Posseß und blieben da stehen. In der

Nacht betrugen sich die Russen wie Räuber, erbrachen viele Läden und plünderten Alles darin aus, bettelten zu Hunderten Brod vor den Häusern". Am 26. lautet über den Abschluß der Schlacht der Eintrag: „Donstag um 6 Uhr gieng das Treffen wieder an, auch um das Sihlfeld. Kugeln flogen gestern und heut in die Stadt. Ich sahe dem Kleingewehrfeuer ab meiner Zinne zu. Bei dem Stampfenbacher-Weg um 12 Uhr kamen die Franken, machten große Beute. Dragoner fischten den Russen viele Pferde weg. Viele Franken waren betrunken und begiengen Excesse. Ward Herr Pfarrer Lavater blessiert. Kutschen, Wagen, Kanonen, eine große Menge, brachte man, die im Nachsetzen den Russen abgenommen wurden. Ach viele Gefangene! O wie viele Todte lagen an der Unterstraß". — Merkwürdiger Weise steht dann aber gleich wieder zum 28. September: „Bemerke heute keine besondere Bewegung. Die lieben Burger sagten, Suworow rücke mit 200,000 Russen über den Gotthard und auch Karl komme von Schaffhausen". Sehr übel stimmte freilich hiezu: „Brachte man viele gefangene Russen und kaiserliche Officiere".

Man hatte sich nun wieder in die neuen Verhältnisse einzugewöhnen. Zwar schrieb Köchli zum 29. September: „Tobler Präsident invitirte uns; Wegmann Zunftmeister, Statthalter, Alle waren da. Heilig entschlossen sich Alle, Verzeihung und schonende Behandlung allen Menschen angedeihen zu lassen". Köchli hatte auch persönliche Wünsche: „Schriftlich von mir, von Dorchen, legten wir bei Burger Regierungs- und dem Unterstatthalter Supplicationen ein, daß er mich der Agentenstelle entlasse. Ach, weinten Dorchen und ich, daß er uns nicht allsobald entsprechen wollte. O Bürger, verzeiht, verzeiht Allen, die Euch beleidigt haben!"

Dann kamen immer neue Ereignisse und die mannigfaltigsten Gerüchte. Am 29. September brachte man viele gefangene öster-

reichische Offiziere und logirte sie auf der Meise: „Ach! wie bald kann sich das Schicksal der Menschen im Kriege ändern! Vor sechs Wochen waren die braven Offiziere hier am Balle, heute als Gefangene. So kann es wieder den Franken gehen". Am 30. wußte man, daß Suworow schon näher gerückt sei: er war am 27. im Muottathal angelangt. Köchli schreibt: „Heute äußerten viele Bürger, Suworow rücke mit 20,000 Mann Russen an, seye schon in Luzern, in Schwyz. Wahr ist, liebe Bürger!, daß er über den Gotthard ist!" Dazwischen besah sich Köchli einmal am 1. October Nachmittags „die niedlichen Erdhütten am Hüetliberg," die sich die Russen erbaut hatten. Aber am 3. trat die Folge des französischen Sieges in voller Schärfe hervor: „Heute kam die schreckliche Nachricht, daß wir über 3mahle 100,000 Gulden Contribution bezahlen müssen", und schon am 4. folgt die Notiz: „Heute war die Bezahlung der Contribution auf dem Rathhaus." Zum 6. steht: „Die Interimsregierung wnrde mit Arrest belegt". — So gingen die nächsten Tage dahin. Stets wurden Gefangene eingebracht: „Ach, Gott! Wie elend, wie zerrissen sehen sie aus". Man hörte von Gefechten in der Gegend von Schaffhausen gegen den Rhein hinaus, und Gerüchte gingen, die Franken seien retirirt und die Truppen der Coalition stünden schon wieder im Bülacher Hard. Doch mit der Mitte des Octobers verstummt wieder Alles: „War Alles still; doch hatten wir immer viel Einquartierung".

Am 16. October erfuhr Köchli eine eingreifende Aenderung in seinen persönlichen Verhältnissen: „Ich bekam, gewiß unerwartet, einen Directorialbefehl durch Statthalter Pfenninger, daß ich die Stelle eines Districtsrichters annehmen müsse. Ungemein schmerzlich ist es mir, meine Arbeit zu verlassen. Ich fühlte mich dann zugleich viel zu schwach, that alles Mögliche, bat den Statthalter, mich zu entlassen; allein er nahm mir die Stelle nicht ab. Nun, in Gottes Namen! Nur eine kurze Zeit, und dann

muß man mir solche abnehmen. O! daß ich durch gute Sanftmuth, verbunden mit Gerechtigkeit, meinen lieben Mitbürgern, die in dieser Zeit, besonders jetzt von den Franken, so viel leiden müssen, Trost und Gutes erwirken kann!“ Schon am 17. mußte dann Köchli ein erstes Mal ins Gericht gehen: „Alles ehegerichtliche Verhandlungen“. Aber vom 20. bis 24. machte er mit seiner Frau wieder einen Besuch in Steinmaur. In dem Pfarrhause lagen jetzt ein Oberst, zwei Adjutanten und ein Bedienter vom Chasseur-Regiment: „Wir lebten vergnügt. Der Oberst, ein äußerst artiger, schöner und scharfblickender Mann, und seine Adjutanten waren uns, so sehr wir ihre Last fühlten, angenehme Gesellschafter“.

Mit November werden nun die Einträge wieder recht spärlich. Der erste Tag des Monats begann mit Kanonenschüssen der Franzosen wegen der Räumung Hollands durch die Engländer und Russen. Am 11. freute sich Köchli: „Gott Lob! bei diesen traurigen Zeiten noch ein guter Martinstag!“ Dann kamen die neuesten Nachrichten von Paris, am 15.: „Heute waren die wichtigen Neuigkeiten eingeloffen, daß mit der größten Ruh in Paris das Directorium bis auf Sieyès entsetzt, Bonaparte Generalissimus über alle Armeen seye“. Und am 21. schwuren alle Franken den Eid, der neuen Ordnung Folge leisten zu wollen.

Im December werden die Einträge nicht zahlreicher. Gleich anfangs heißt es: „Kriegsnachrichten, Friedenshoffnungen durchkreuzen sich. Ach Gott! daß doch einmal die liebe Friedenssonne aufgehen möchte!“ Dann geschieht wieder wenig. Zum 9. steht: „Alles war still.“ Dagegen hatte sich am 5. mitten in der Limmat ein wichtiges locales Ereigniß zugetragen: „Heute zwischen 10 und 11 Uhr fing der Wellenberg zu brennen an und brannte gänzlich aus. Welch ein Spectakel war dies, wie viel Anmerkungen! Noch niemalen wurden bei einer Brunst so viele

lustige Einfälle geäußert. Er brannte bis Samstag (den 7.) Morgen: ein majestätischer Anblick!"

Dann nahm Köchli auch von diesem ereignißreichen Jahre in einem längeren Eintrage zum Silvestertage Abschied: „Leset, Nachkommende, die Ereignisse, die Eure Eltern gesehen! Ach! sie werden Euch unglaublich vorkommen; aber wahr sind sie. Ach! welch ein Jahr warst du 99er Jahr! In deinen Mauern, o Zürich! waren Völker aus Sibirien, Tartaren, Kalmucken, Kroaten, Ungarn, Dalmatier: die führten Krieg! Todte, bei Hundert, lagen um unsere Stadt. Welche Gefahr stunden wir aus! Keine Feder kann die traurigen Tage genug beschreiben. O Schweiz! in welche Lage setzte Dich die Vorsehung! Nur der Tod kann uns das vergessen machen, was wir seit zwei, drei Jahren erfuhren. Die Enkel werden noch einander die Geschichte des 99er Jahres erzählen und ausrufen: Gott! was sahen, was stunden unsere Voreltern nicht aus! Dennoch wachte Gott über mich, meine liebe Gattin und meine Kinder. Nur weinten wir 1000 Millionen Thränen über das Unglück, das unser Vaterland traf".

Man liest diese Worte mit um so größerer Theilnahme, wenn man erfährt, daß Köchli in einem Alter von wenig über 44 Jahren, schon nach ganz kurzer Zeit, am 19. März 1800, starb. Sein Tod war auch eine Folge des Kriegsjahres; denn die „Wöchentlichen Nachrichten schweizerischer Neuheiten" sagen: „Das faulichte Nervenfieber, welches schon mehrere unserer trefflichsten Männer in der Blüthe ihrer Jahre wegraffte, befiel auch ihn". Der hier dem Verstorbenen gewidmete Nachruf ist ganz ehrenvoll: „Neben seinem eigentlichen Beruf, dem er mit seltenem Fleiß und Geschicklichkeit oblag, besaß er eine ungemeine Liebhaberei für die vaterländische Geschichte, weßhalb er sich nicht

bloß eine ansehnliche Bibliothek von gedruckten Büchern über dieses Fach, sondern auch viele Manuscripte sammelte. In den 1798 und 1799 ihm zugewiesenen öffentlichen Stellungen zeichnete er sich durch Anhänglichkeit an die Constitution, aber zugleich auch durch Rechtschaffenheit und gemäßigte Grundsätze aus".

Niemand kann die Tagebücher aus der Hand legen, ohne Achtung vor dem wackern Manne, der sie schrieb, zu empfinden. Gottesfürchtig, vaterlandsliebend, ein treuer Gatte und liebreichster Vater, so tritt er uns entgegen. Daß er, der liberal denkende Mann, der doch daneben wieder als Bürger der Stadt Zürich sich fühlte, in diesen wechselvollen Jahren nach einander verschiedenen Stimmungen unterlag, ist höchst begreiflich, und wer irgendwie in die Zeit sich hineindenkt, wird ihm das nicht im Geringsten verübeln können. Für uns, die wir ein Jahrhundert später leben, liegt ein Hauptinteresse natürlich gerade in diesen wechselnden Auffassungen.

* * *

(Leonhard Köchli war der Sohn des 1787 verstorbenen Pfarrers Johann Jakob Köchli von Bäretswil — vorher, bis 1750, Feldprediger in französischen Dienst beim Regimente Widmer, dann als Pfarrer in Weiningen thätig — gewesen; seine Frau war Dorothea Kramer, Tochter eines Buchbindermeisters und Abwarts an der Stadtbibliothek, was auch die häufigen Arbeiten Köchlis „auf der Wasserkirche" erklärt. Als Wittwe trat „Dorchen" in die Ehe mit dem begabten Maler Johannes Pfenninger von Stäfa (geboren 1765, gestorben 1825), von dem das durch Professor Horner geschriebene Neujahrsblatt der Zürcher Künstlergesellschaft von 1827 handelt. Doch kann Dorothea ihren ersten Mann nur um wenige Jahre überlebt haben; denn Pfenninger gieng noch eine zweite Ehe ein. Die junge Margaretha Köchli, das 1798 geborene Kind Leonhard's, unsere „liebe Herzens-Gritt", wie sie so oft in den Tagebüchern genannt wird — das ältere Kind, der vielerwähnte Knabe Jaques, muß jung verstorben sein — fand an dem Stiefvater einen liebevollen Pfleger und Erzieher. Doch verheiratete sie sich schon sehr bald, nach Benken bei Schaffhausen, wo sie die Gattin des

Arztes Maag wurde. Eine Tochter Margaretha's war Frau Pfarrer Schweizer, geborene Maag, in Rüti (Kanton Zürich), und durch die große Gefälligkeit der Tochter dieser Enkelin Leonhard's, Frau Marie Häußler-Schweizer in Rüti, wurde es möglich, diese bemerkenswerthen Erinnerungen von vor hundert Jahren darzubieten. Frau Häußler besitzt auch noch eine in sorgfältiger Redaktion ausgeführte Beschreibung der Wanderschaft, die Leonhard Köchli 1777 bis 1780 durch Deutschland und Holland ausführte, ein Manuscript, in dem sich der Schreiber wieder als ein Mann bester Bildung und offenen Blickes darstellt. — Noch sei bemerkt, daß im Anfang dieses Aufsatzes — zur Probe — Köchli's Schreibweise bis in's Einzelne genau wiedergegeben ist).

Aus der

Jugendzeit Dr. med. Ulrich Zehnders,

Bürgermeisters des Kantons Zürich.

(1798 — 1877).

Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Blätter enthalten biographische Aufzeichnungen des am 11. Juli 1877 verstorbenen Dr. med. Ulrich Zehnder. Zehnder hat von 1834 bis 1839 und dann wieder von 1843 bis 1866 dem zürcherischen Regierungsrat angehört, vom Jahr 1844 an bis 1866 ununterbrochen neben H. Mousson, Alfr. Escher, J. Dubs und Oberst Ed. Ziegler, das Amt eines Bürgermeisters oder, wie es von 1848 an hieß, eines Regierungspräsidenten des eidgenössischen Standes Zürich bekleidet und sich um das Armen- und das Medicinal- und Sanitätswesen des Kantons große Verdienste erworben.

In einem umfangreichen Manuscript legte der Greis in seinen letzten Lebensjahren zu Handen seiner Angehörigen seine Erinnerungen nieder. Mit Erlaubnis der Familie bringen wir hier die ersten Abschnitte, die in anschaulicher Weise die Jugendzeit und den Studiengang schildern, zum Abdruck.

Die Redaction.

I.

Im Elternhaus.

Mein Geburtsort ist Oberengstringen im Limmatthal, wo mein Vater Bürger war. Damals war es ein gar kleines armseliges Dörfchen, zum großen Theil aus alten, mit Stroh bedeckten Häusern bestehend. Auch das Haus meiner Eltern war theilweise mit Stroh bedeckt. Es lag in einer mit Bäumen

besetzten Wiese am Dorfbach, der den Garten des Hauses auf der einen Seite begrenzt, und enthielt eine Wohnung mit angebauter kleiner Stallung und Scheune, an welch' letzterer auch der Eigenthümer des angebauten Nachbarhauses Antheil hatte. Die Wohnung bestand aus einer großen Stube, welche dem Vater, einem Tischler, auch als Werkstatt gedient haben mag, und einer Küche, beide zu ebener Erde, und darüber ein paar Kammern. In der Stube machte sich ein großer grüner Kachelofen breit, dessen Oberfläche im Winter den Kindern als Spielplatz diente. Dieses Häuschen, das jetzt noch (1870) in verbessertem, etwas modernisirtem Zustand und getrennt vom Nachbarhause im Besitz der Erben meines im Jahr 1868 verstorbenen Bruders ist, war nebst ein paar Aeckern und einigem Rebgelände das Besitzthum meiner Eltern.

In diesem Häuschen war ich am 20. Januar 1798 geboren, das achte Kind meiner Eltern. Mein Vater, Daniel Zehnder, besorgte neben seinem Berufe die Bewirtschaftung des kleinen Besitzthums. Er war schon früh vaterhalb verwaist, und der schöne Gütergewerb, den sein Vater besaß, gieng, so lautete die Klage der Familie, durch Habsucht und Sorglosigkeit derer, denen die Pflicht für die Waisen zu sorgen oblag, für diese verloren. Nur ein geringes Vermögen wurde den Kindern, mehreren Brüdern und Schwestern, gerettet. Meine Mutter war Elisabeth Notz von Höngg. Sie wurde im Jahr 1779 die Gattin meines Vaters, und in ihr hatte derselbe eine thätige, einsichtige und pflichttreue Gefährtin gefunden. Die Sorge für den Unterhalt der nach und nach zahlreich gewordenen Familie nahm unter so beschränkten Verhältnissen die vereinigten Kräfte des Ehepaares in hohem Grade in Anspruch. Die Kinder wurden ebenfalls frühzeitig zur Arbeit angehalten, und zwei meiner Brüder — ich hatte deren 4, und 3 Schwestern — waren bei meiner Geburt bereits einem Handwerk überwiesen.

Die Zeiten waren ernst und drückend. Der Geist der Revolution, welcher Frankreich so tief erregt und unter erschütternden Ereignissen so mächtig umgestaltet hatte, ergriff auch die Bevölkerung eines großen Theiles der Schweiz und namentlich auch des Kantons Zürich. Die Vorrechte, welche sich die Bürgerschaft der Stadt Zürich, die ausschließlich das Regiment besetzte, anzueignen und bis dahin zu wahren gewußt hatte, hatten große Erbitterung auf der Landschaft wachgerufen, und das Feldgeschrei „Freiheit und Gleichheit", mit welchem die Heere der französischen Republik gegen ihre Feinde siegreich kämpften, hatte diese Stimmung zur lodernden Flamme angefacht. Empörung gegen das Stadtregiment, gesteigert dnrch Härte gegen Männer aus dem Volke, welche Wiederherstellung alter Rechte und Reformen verlangten, war hie und da offen zu Tage getreten, und die zürcherische Landbevölkerung theilte sich in zwei feindselige Parteien, diejenige der sog. Patrioten und diejenige der Aristokraten (Anhänger der Stadt). Unter jenem Feldgeschrei waren die kriegs- und erorberungslustigen französischen Heere, nicht ohne theilweise muthigen Widerstand, auch in die Schweiz eingedrungen, von der einen Partei mit Jubel als Befreier von unwürdigem Joche begrüßt, von den andern als fremde Unterdrücker und Räuber verabscheut.

Dieses Eindringen der französischen Heere, ihr Schalten und Walten als Herren des Landes, das sie besetzt hielten und theilweise ausplünderten, sowie das politische Treiben der Parteien und die Umgestaltung des Staates ließen manchem das Einrücken der österreichischen und russischen Heere, die zur Bekämpfung der französischen Republick in's Feld geführt worden waren, auf dem Boden der Schweiz als willkommen erscheinen. So war die Schweiz zum Tummelplatz fremder Heere geworden. Massenhafte Einquartierungen, Plünderungen, Beraubung der Staatsschätze, Brandschatzungen waren an der Tagesordnung und

erschöpften das Land und seine Bewohner. Die Umgebungen Zürichs wurden überdies der Schauplatz blutiger Schlachten.

In meinem Geburtsjahr ward die Verfassung der einen und untheilbaren, helvetischen Republik proklamirt, deren Einführung in den Urkantonen blutige Kämpfe herbeiführte. Aber auch während ihrer kurzen Dauer bis zum Jahr 1803 hatte sie Schwierigkeiten aller Art zu überwinden, um sich im Lande Anerkennung zu verschaffen, ihre politischen Prinzipien, sowie die Beschlüsse der Behörden zur Geltung zu bringen. Alle friedlichen und alle ernsten Maßregeln der helvetischen Regierung, zu welch' letztern auch die Beschießung der Stadt Zürich im September 1802 gehörte, konnten bei der Erbitterung der politischen Parteien, welche durch die ernsthafte Einmischung fremder Gewalthaber nur gesteigert wurde, um so weniger zu einem glücklichen Ziele führen, als der Bevölkerung diese Einheitsverfassung im Allgemeinen sowohl nach ihrem Ursprung, als nach ihrem, dem historischen Bewußtsein widersprechenden Wesen als eine fremdartige Schöpfung erschien, die jener nicht zusagte.

In dieser Zeit der Parteikämpfe, der inneren Verwirrung und von außen kommender Bedrückung, in dieser Zeit allgemeiner Noth, in welcher, wie die Geschichtschreiber melden, das Elend auf den höchsten Grad gestiegen war, zu einer Zeit, als Zürich und seine Umgebungen, namentlich die Gegend des Limmatthales, der Schauplatz welthistorischer Schlachten zwischen französischen Heeren einer- und österreichischen und russischen Heeren andererseits geworden war, gerade in jenen jammervollen Tagen, da einquartierte Kosaken die Ruhe der Familie störten und ihre Noth vermehrten, ward mein Vater von schwererer Krankheit ergriffen und dann am 15. Oktober 1799, zirka 40 Jahre alt, seiner zahlreichen, den Verlust trostlos beweinenden Familie entrissen.

Von der Größe des Unglücks, das uns betroffen, hatte ich, kaum 20 Monate alt, noch keine Ahnung. Am Begräbnißtage saß ich während des üblichen Todtenmahles auf dem Ofen und sang nach unmündiger Kinder Art. Glückliche Kindheit! Doch was weiß ein solches Kind von Glück oder Unglück. Und kann man glücklich sein, ohne das Bewußtsein davon zu haben? Ich soll damals ein blondlockiges, schönes Kind gewesen sein, der Liebling von allen im Hause, selbst der einquartierten Kosaken, die mich liebkosten und auf ihren Armen trugen, zur Beruhigung meiner Mutter, der man vorgeschwatzt hatte, die Kosaken fressen die Kinder.

Da stand nun meine Mutter mit acht großentheils unerzogenen Kindern, des Gatten und Vaters beraubt, dessen Arbeit die Bedürfnisse der Familie hätte befriedigen sollen, eine Mutter, die wegen körperlicher Gebrechen (sie war in starkem Grade hinkend) zu härterer Arbeit untauglich war, ohne andere Hülfsmittel, als den Ertrag des kleinen Gütchens, das nicht einmal schuldenfrei war und einigen Erwerb der Kinder, die, größer geworden, zu fleißiger Arbeit angehalten wurden. Wer ermißt ihren Kummer und die Last ihrer Sorgen? Aber sie erlag ihnen nicht. Vertrauen auf Gott gab ihr Trost und Kraft. „Jammert nicht, wie die Heiden, die kein Gottvertrauen haben", rief sie den Söhnen und Töchtern zu, wenn sie ihrem Schmerz durch Weinen und Klagen Luft machten. Unterstützt mit Rath und That von Seite einzelner ihrer Geschwister, insbesondere ihres zweitjüngsten Bruders, wußte sie mit unermüdlichem Fleiß, mit ungewöhnlicher Einsicht und möglichster Einschränkung die Familie nicht nur kümmerlich durchzubringen, sondern ihren Kindern, von denen jedoch der zweitälteste Sohn in wenigen Jahren starb und der jüngste, ich selbst, anderer Fürsorge überlassen wurde, eine gute, ihren Verhältnissen angemessene, auf religiösem Grunde ruhende [illegible]hung zu geben. So erlebte sie es, daß alle ihre Kinder

eine sichernde Lebensstellung gefunden hatten, während sich ihr liebes kleines Gütchen verbessert und vergrößert hatte. Erst im Jahre 1822 im 68. Lebensjahre trat sie in ein besseres Dasein über. Ihre drei Töchter waren verheirathet und 3 der 4 noch lebenden Söhne ebenfalls, als sie von hinnen schied. Der zweitälteste von diesen, der Schullehrer geworden war, übernahm das elterliche Besitzthum, das sich insbesondere durch seinen Fleiß gehoben hatte; der dritte im Alter verheirathete sich ein Jahr später.

Jetzt, da ich dies schreibe, sind alle diese meine Geschwister, die jüngste Schwester erst vor kurzem, gestorben. Drei davon im Alter von zirka 80 Jahren. Die Zahl der von denselben hinterlassenen Kinder und Enkel ist ziemlich groß.

II.

Im Hause meiner Pflegeeltern.

Der frühe Tod meines Vaters, für Mutter und Geschwister ein erschütterndes Ereigniß, sollte für mich und mein Geschick von glücklichem Einflusse sein. An die Stelle der Elternpflege trat eine andere, nicht minder liebevolle Pflege für mich ein. Jener Bruder meiner Mutter, der sich ihrer, wie oben erwähnt, am meisten annahm, war mein Pathe. Obgleich seit einer Reihe von Jahren verheirathet, hatte er keine Kinder. Dieser mein Onkel und Pathe, Ulrich Notz, machte meiner Mutter den Vorschlag, meine Erziehung ihm zu überlassen. Freudig und doch mit Schmerz willigte sie ein, so schwer ihr auch die Trennung von ihrem Liebling war. Von nun an war das Haus des Onkels, des damaligen Seckelmeisters der Gemeinde Höngg, meine Heimat, und an ihm und an seiner Gattin, Juliane Bourquin von St. Imier, fand ich die liebevollsten Pflegeeltern. Mein Onkel war Zimmermann von Beruf. Sein Aufenthalt als Zimmergeselle hatte ihn mit der französischen Sprache vertraut gemacht,

und da seine Gattin diese Sprache als ihre Muttersprache redete, so war diese auch die Sprache des geistigen Verkehrs zwischen Mann und Frau geworden. Die Gewohnheit meines Onkels, sich dieser Sprache zu bedienen, und die Achtung, welche er sich unter seinen Mitbürgern durch seinen Charakter und seinen klaren Verstand erworben hatte, führte ihm jenes Gemeindeamt zu einer Zeit zu, in welcher die Verwaltung desselben, da das Einquartierungswesen damit verbunden war, sehr schwierig erschien. In der That kostete ihn dieses Amt sehr viel Zeit und Anstrengung und führte ihm manche peinliche, ja selbst gefährliche Situation herbei. Ich selbst erinnere mich noch einzelner Scenen der Art, so z. B. wie er französischen Offizieren, deren Zumuthungen er als Beamter mit Entschiedenheit und Festigkeit zurückwies und die ihm dann mit gezogenem Degen drohten, entschlossen die Thüre wies und sie entfernte. Ich erinnere mich aber auch freudiger Scenen zwischen Quartiergeber und Einquartierten in unserem Hause, namentlich der Freundlichkeit französischer Soldaten mit mir, dem muntern Jungen, der schon anfieng französisch zu parlieren und den sie unter anderem einmal mit einer Krähe und ein andermal mit einem Finken beschenkten.

Im Ganzen war die Stellung meines Onkels den Oestreichern und Russen gegenüber schlimmer, als im Verkehr mit den Franzosen; denn er war „Patriot“ und als solcher den Franzosen mehr gewogen bekannt. Das machte ihm bei jenen böses Spiel; aber seine Besonnenheit und Entschlossenheit halfen ihm immer durch. Auch meine Tante zeigte bei gefährlichen Auftritten viel Muth. Ich erinnere mich noch dunkel, wie sie einmal eine österreichische Marketenderin, ein großes, kräftiges Weib, welches, wir waren allein, von ihr unter wilden drohenden Geberden Branntwein erpressen wollte, abfertigte. „Gibst du mir nicht Branntwein, so nehme ich dir dein Kind“, schrie jene.

Die Tante aber erwiderte: „Was wolltest du mit dem Kinde thun, hast ja selbst nichts zu beißen. Packe dich fort, oder ich werde dafür sorgen, daß man dich hinauswerfe."

Da ich im Hause mehr französisch als deutsch sprechen hörte, so konnte ich das erstere früher, als das letztere. Noch jetzt schwebt es mir deutlich vor, wie ich, ein etwa fünfjähriges Bürschchen, von den Kindern in der Schule, die ich frühzeitig besuchte, in den freien Pausen umringt und gepreßt wurde, ihnen etwas französisch z. B. das Unservater oder die Zahlen bis 100 vorzusagen. Die damit verbundenen kindischen Neckereien und Quälereien hatten mich manche Thräne gekostet, und von da an wollte ich vom Französischen nichts mehr wissen. Sollte ich meiner Tante auf eine französische Frage französisch antworten, so weinte ich und brachte es leider dahin, daß man mich damit nicht mehr plagte, was dann zur Folge hatte, daß ich nach einigen Jahren von jener Sprache nichts oder doch sehr wenig mehr verstand, zumal das Deutsch nach und nach zur vorherrschenden Haussprache wurde.

Etwa im dritten oder vierten Altersjahr, genau weiß ich's nicht, erkrankte ich an den Pocken und zwar in einem solchen Grade, daß mein Leben sehr gefährdet war. Mehrere Tage lag ich in Delirien und konnte die Augen nicht öffnen, doch die Gefahr gieng vorüber, auch die Augen litten keinen Schaden, aber mein Gesicht war von Pockennarben sehr entstellt. Der früher, wie man mir sagte, hübsche Knabe war häßlich geworden. Wie manche Jugendfreude hat mir diese Entstellung verdorben; wie viel Spott muthwilliger Buben, selbst liebloser Erwachsener mußte ich ertragen; wie oft in meinem spätern Leben übernahm mich ein schmerzliches Gefühl, wenn ich durch Worte oder Zeichen in verletzender Weise an dieselbe erinnert wurde, oder ich deßhalb andern gegenüber zurückgesetzt wurde. Begreifen läßt sich letzteres wohl, wenn man den Einfluß der äußern Persönlichkeit

im Verkehr der Menschen unter sich überhaupt, insbesondere aber in gewissen Kreisen und Lebensstellungen sich vergegenwärtigt; doch zu eigentlicher Klage habe ich diesfalls keinen Grund.

Der genannten schweren Krankheit erinnere ich mich jetzt nach 70 Jahren noch; insbesondere ist mir die lange zurückgebliebene Empfindlichkeit meiner Augen gegen das Licht und namentlich der Schmerz im Gedächtnis geblieben, den ich empfand, wenn ich an Winterabenden auf die Hobelbank gesetzt wurde, an welcher der Onkel beim Licht einer hängenden Ampel, deren Licht ich nicht ertragen konnte, arbeitete. Für mich kam Jenners glückliche Entdeckung oder vielmehr deren allgemeinere Verbreitung leider zu spät. Von andern Kinderkrankheiten, die ich zu bestehen hatte, ist mir der Scharlach in Erinnerung geblieben. Dieser befiel mich jedoch erst zu der Zeit, als ich die Schulen Zürichs besuchte, aber ebenfalls in sehr heftigem Grade, so daß ich viele Tage delirierte und die Haut sich nachher in großen Stücken ablöste.

III.

Schulbesuch.

Wie schon bemerkt, besuchte ich die Schule in Höngg bereits im fünften Altersjahre, und ich hatte bei meinem Eintritt in dieselbe schon einige Vorkenntnisse. Mein Onkel hatte mich gewissermaßen spielend die Buchstaben kennen und Worte zusammenfügen gelehrt. Der Schulmeister, dessen Unterricht ich nun genießen sollte, war schon ein älterer Mann. Seine viel jüngere, ziemlich derbe Frau war in der Schule mitunter seine Gehülfin und übte, mit dem Haselstock fleißig hantierend, mehr Autorität auf die Schuljugend aus, als ihr Ehegemahl. Mich behandelten beide freundlich, denn mein Onkel, ihr Gevatter, stand bei ihnen in besonderem Ansehen. Innerhalb drei Jahren war mein Unterricht

hier vollendet. Ich hatte Gedrucktes und Geschriebenes (alte Urkunden, Kauf- und Schuldbriefe und dergl. in deutschen und lateinischen Lettern) lesen gelernt, konnte schreiben, selbst ein für mich besonders herbeigeschafftes Alphabet mit großen kalligraphisch sein sollenden römischen Buchstaben leidlich nachmachen, konnte Lieder aus dem Waserbüchlein und dem Katechismus fast ganz auswendig hersagen, konnte ein wenig rechnen, und das Einmaleins war mir geläufig. Da erklärte eines Tages der Schulmeister meinem Onkel, er wisse mich nichts mehr zu lehren. So stund es damals mit den Schulen auf dem Lande. Noch war ich nicht 8 Jahre alt und dabei von zarter, fast schwächlicher Constitution. Was konnte nun mit mir begonnen werden? Zur Arbeit war ich noch untauglich; müßig gehen und auf den Gassen herumstrolchen wollte man mich nicht lassen; eine Schule, in welcher ich noch mehr hätte lernen können, gab es anderswo nicht, als in der Hauptstadt. Diese war aber eine Stunde von Höngg entfernt, der Weg zur Schule dahin für ein zartes Bürschchen sehr weit, die Verkostgeldung in der Stadt aber für Onkels Verhältnisse zu theuer. Es hatte überdies noch seine Schwierigkeiten, als Landbube aufgenommen zu werden, zumal mitten in einem Jahreskurs, wie es sich gerade traf. Trotz alldem hatte mein Onkel den Entschluß gefaßt, mich die Stadtschulen besuchen zu lassen, und scheute keine Mühe denselben zur Ausführung zu bringen. Keineswegs aber geschah dies damals in der Meinung mich studieren zu lassen, d. h. einem wissenschaftlichen Berufe zu widmen. Vielleicht sollte nur meine Knabenzeit auf die nützlichste Weise verwendet werden, bis Alter und Kräfte es möglich machten, den Beruf meines Onkes oder ein anderes Handwerk zu erlernen. Erst der Erfolg meiner Schulzeit führte mich später, wie von selbst, in die Bahn wissenschaftlicher Studien. Im Herbst 1805 ward ich in die „deutsche Schule am Bach“ (am Wolfbach zwischen Rinder- und Neu-

markt) aufgenommen. Mein erster Lehrer war Präzeptor Wolff, der Vater des nachmaligen Pfarrer Wolff in Affoltern bei Höngg, und Großvater des Herrn Pfarrer Wolff in Weiningen und des Architekten Wolff in Zürich. Er hatte, von der Vorsteherschaft der Schule dazu ermächtigt, mich mit Wohlwollen aufgenommen und erlaubte mir, wenn ich in meinen leichten Kleidern im Winter halb erfroren in die noch nicht recht erwärmte Schule kam, mich am Ofen seiner Wohnstube zu erwärmen. Oft mußte ich, um auf 8 Uhr in der Schule zu sein, durch frisch gefallenen, ungepfadeten Schnee mich hindurch arbeiten. Für den Mittag hatte ich anfänglich nur Brot und Obst, grünes oder gedörrtes, mitgenommen und erhielt die Erlaubnis, dieses mein Mittagessen im Schulzimmer zu verzehren. Später verständigte sich mein Onkel mit dem Wirthe zum „Schiff", Schiffmeister Körner, daß ich dort täglich am Familientisch eine warme Suppe essen und die Mittagstunde daselbst zubringen konnte. An Feiertagen, wenn alle Zimmer von Gästen besetzt waren und das Mittagessen der Familie auf eine spätere Stunde fiel, war meine Suppe gewöhnlich unter dem Geschäftsdrange vergessen, und ich wagte nicht daran zu erinnern, vielmehr suchte ich mich, durch Mitwirkung bei der Bedienung von Gästen nützlich zu machen und den Appetit zu vergessen. Herr Körner und seine Gattin, beide sehr energisch und klug, waren mir übrigens sehr gewogen, und ich war in ihrem Hause, das ich in solcher Weise fast 8 Jahre lang besuchte, gleichsam wie daheim. Ihre Kinder, 3 Knaben und 1 Mädchen, mochten mich ebenfalls wohl, und mit den beiden älteren Knaben war ich befreundet.

In dieser deutschen Schule am Bach, in welcher ich, soviel ich weiß, der einzige vom Lande war, mußte ich bis Ostern 1807 verbleiben. Denn bei der Promovierung zu Ostern 1806 hatte ich erst ein halbes Jahr die Schule besucht und war, obgleich der erste in der Dorfschule, beim Eintritt in jene in

manchen Beziehungen hinter meinen Mitschülern zurück. Bald aber war ich unter den neuen Mitschülern meist oben an, und bei der Prüfung zu Ostern 1807 nahm ich den ersten Platz ein. Ich erinnere mich noch deutlich, wie der Präsident der Prüfungsbehörde mich während der Prüfung über alle Umstände meines Herkommens befragte und freundliche Worte an mich richtete. Später wurde er selbst mein Lehrer. Jetzt gieng ich in die Bürgerschule über, deren 4 Klassen ich, auch hier fast allein vom Lande, in den folgenden 4 Jahren durchlief. Hier erhielt ich neben dem Unterricht in der deutschen Sprache und später, in der 4. Klasse, auch in der lateinischen Sprache, den in Mathematik, Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, Singen &c. In Neben- (Privat-) Stunden, die ich mit einer Anzahl anderer Schüler gegen besondere Honorirung besuchen durfte, erhielt ich auch Unterricht in der französischen Sprache und im Zeichnen.

Nunmehr war es doch an der Zeit, über die Frage ins Klare zu kommen, was aus mir werden sollte, d. h., ob ich ein Handwerk erlernen und die Schule verlassen oder in die höheren Schulen übergehen und mich einem gelehrten Berufe widmen sollte. Meine Pflegeeltern hatten Neigung für das Letztere und insbesondere für den geistlichen Beruf. Mich einst als Pfarrer predigen zu hören, war ein Lieblingsgedanke meiner Tante. Ich selbst hatte wenigstens keine Abneigung dagegen. Zu diesem für meine Verhältnisse nicht leichten Entschluß, mich studieren zu lassen, fand sich mein Onkel durch die Ergebnisse meines bisherigen Schulbesuches bewogen. Bei allen Jahresprüfungen nahm ich einen der ersten, wiederholt wirklich den ersten Platz ein. Es macht mir jetzt noch Freude, hierin ein Zeugniß der Unparteilichkeit meiner Lehrer erblicken zu können, wenn ich mich der vielen Mitschüler aus den ersten Familien Zürichs erinnere, denen der arme Landbube vorangesetzt wurde. Dieser Erfolg

hatte für meine Zukunft große Bedeutung, so gewiß es auch ist, daß der Platz oder der Rang in der Schule auf die künftige Thätigkeit des Schülers keineswegs einen sichern Schluß ziehen läßt, was mir, neben viele anderen, Beispiele von meinen Mitschülern genügend beweisen. Daß ich den gedruckten Schülerkatalog von den Jahresprüfungen mit einem innerlichen Jubel und einem gewissen Stolz heimbrachte, versteht sich von selbst. Erfuhren sie doch während des Schuljahres nur selten etwas von meinem Glücke, d. h. von meinem Platzwechsel in der Schule, weil sie auch nur höchst selten darnach fragten; daß sie sich aber dann auch mit mir freuten, wenn sie meinen Namen in den Katalogen in den ersten Reihen glänzen sahen, versteht sich ebenfalls von selbst.

Mein Verdienst war indessen dabei, offen gestanden, nicht überaus groß. Ich lernte nämlich mit großer Leichtigkeit, hatte hiefür ein vortreffliches Gedächtnis und meine Fortschritte waren daher nicht die Folge außerordentlicher Anstrengung. Jene Leichtigkeit im Lernen, ich verstehe darunter nicht das bloße Auswendiglernen, sondern das Auffassen, sich Aneignen, kam mir übrigens um so mehr zu statten, als ich meine Zeit zu Hause andern als Schularbeiten widmen mußte. In der Schule, so hieß es da, sollte ich lernen und daheim schaffen helfen. So mußte ich im Sommer, heimgekommen, auf's Feld, in die Reben ꝛc. mit der Haue, der Hacke und drgl. in der Hand, oder mit dem Korb am Rücken, oder ich mußte Futter holen für das Vieh, im Herbst dasselbe auf die Weide führen, im Winter Holz auf dem Schlitten herbeiführen und spalten helfen u. s. w., kurz, ich verrichtete alle Arten ländlicher Arbeit, die meine Kräfte nicht überstiegen. Immer gab es etwas zu thun, Schulferien waren für mich keineswegs Erholungszeiten. In den Winterabenden gab es zum Lernen und für Schularbeiten allerdings mehr Zeit, obgleich es auch dann noch manch'

anderes zu thun gab. Das Lernen mußte in der Wohnstube, wo der Onkel an der Hobelbank arbeitete, also meistens im Lärm des Hobelns, Sägens, Klopfens ꝛc. vor sich gehen, weil ich mitunter auch noch behülflich sein mußte. Je weniger Zeit ich für meine Schularbeiten verwenden mußte, desto lieber wurde es gesehen, denn man wußte mich auch bei der Oellampe in der Wohnstube stets zu beschäftigen. Mir aber für meine Schularbeiten ein besonderes Licht zu geben, davon war gar nicht die Rede, und wenn ich, wenn alle zur Ruhe giengen, noch für mich d. h. für die Schule arbeiten wollte, so hieß es „geh' in's Bett, für dich allein wird kein Licht gebrannt". Später, als ich zum Studieren bestimmt ward, kam dies jedoch etwas besser; aber wirkliche Ermunterung zu Schularbeiten fand ich zu Hause nicht, vielmehr, obgleich unbeabsichtigt, Hemmnisse und Erschwerungen. Lag in diesen Hemmnissen vielleicht ein Sporn zu jenen Arbeiten, eine Steigerung meiner Kraft? Genug, man beruhigte sich mit dem Erfolge, wie der Katalog ihn alljährlich kund gab. Die Ausgaben, welche mein fortgesetzter Schulbesuch den Pflegeeltern verursachte, waren für sie keineswegs unerheblich, vielmehr ein schweres Opfer, welches sie dem Adoptivsohn brachten. Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit erinnerte ich daran, daß das Quartalgeld bezahlt, oder ein Schulbuch oder eine Landkarte und drgl. angeschafft werden sollte; denn es verursachte bei der Tante nicht selten einige Seufzer. Man suchte das Nöthigste billig zu bekommen; die erste Landkarte, die ich bedurfte, die Karte der Schweiz, wurde statt vom Buchbinder zerschnitten und mit Kleister auf glatte Leinwand, von meinem Onkel mit Tischlerleim in einem Stück auf grobes leinenes Kleiderzeug geklebt, wobei der Leim das Papier der Karte durchdrang und sie fast unbrauchbar machte. Wie schämte ich mich mit dieser Karte in der Schule zu erscheinen, und wie wurde ich deßhalb geneckt und ausgelacht. Ich habe sie dennoch aufbehalten.

Aber dennoch wurde jedes Opfer, wenn auch mit einem Seufzer, gern und freudig für mich gebracht; ja meine Pflegeeltern giengen dann wieder über das Nothwendige hinaus, indem man mir noch Nebenstunden für's Französische und für das Zeichnen extra bezahlte. Ich hatte darum gebeten, obgleich diese Nebenstunden, zu denen sich eine Anzahl Schüler zusammenfanden, für mich nicht leicht zu gewinnen waren, so daß ich z. B. um des französischen Nebenunterrichtes willen im Winter schon um 7 Uhr in Zürich sein, also um 6 Uhr mich auf den Weg und noch bei nächtlichem Dunkel mir oft durch den Schnee eine Bahn machen mußte. Dies war für mich um so peinlicher, als Dunkelheit mir immer unheimlich war und Furcht einflößte, weswegen ich Nachts auch nicht allein in einer Kammer schlafen wollte.

Für meine Fortschritte in der Schule hatten meine Pflegeeltern begreiflich keinen rechten Maßstab. Der Katalog je am Ende eines Schuljahres und seltene, gelegentlich eingezogene Erkundigungen gaben allein Zeugniß von meinem Fleiß, den sie daran erkannten, daß weder Regen, noch Schnee, noch Sturm ꝛc. mich vom Schulbesuch abhielten. Einzelnes, was sie selbst beurtheilen konnten, machte ihnen Freude, wie meine Handschrift, meine Zeichnungen, mein Lesen, mein Beten (Tischgebete oder auch Vortragen von andern Gebeten). Die Tischgebete fielen schon frühzeitig mir zu, und die Tante besonders wollte sie von mir hören. In meinem elften Jahre wurde ich sogar als Vorbeter am Krankenbette und Sterbelager eines andern Onkels mütterlicher Seite verwendet. Ich erinnere mich lebhaft des erschütternden Eindruckes, welchen die Anfälle des sogenannten Hundskrampfes (Tetanus, Starrkrampf), an welchen der kräftige Mann in Folge eines ziemilich geringfügigen Sensenschnittes an der Hand starb, auf mich machten, und wie ich vor Weinen fast nicht vorbeten konnte. Ich glaube, gerade dieses mein Vorbeten habe dahin [illegible]t, daß meine Pflegemutter dafür schwärmte, mich einst als

Pfarrer beten und predigen zu hören. Ich selbst spiegelte mir auch schon mein Auftreten auf einer Kanzel mit einem gewissen Stolze vor, und als einer meiner Lehrer an der Bürgerschule mich, wie mehrere andere, einst fragte, was ich werden wollte, antwortete ich mit Selbstgefühl: ein Pfarrer, worauf er erwiderte: Das freut mich; du hast, was man braucht, dazu.

Meine Lehrer waren mir überhaupt wohlgewogen, ja es wurde mir vielleicht etwas mehr, als es sonst zu geschehen pflegte, nachgesehen. Ich war keineswegs ein stiller, ruhiger und schüchterner, sondern ein lebhafter und muthwilliger Knabe, der manche Streiche mitmachte, an denen die ordnungssteifen Schüler keinen Antheil nahmen. Ich wurde aber auch auf der andern Seite vielfach geneckt, was zu allerlei Szenen führte. Den feingeputzten Söhnchen der Stadtbürger war der bäuerische, fast ärmlich gekleidete, blatternnarbige Landbube nicht selten der Gegenstand des Spottes, zu dem sie mitunter der Neid, daß dieser im Schulrange über ihnen stehe, noch mehr aufstachelte. Im Allgemeinen aber stand ich mit meinen Mitschülern auf gutem Fuß, war bereit, ihnen in diesem und jenem nachzuhelfen, brachte ihnen Blumen, Käfer u. dgl., tauschte mein Bauernbrot an ihr Weißbrot und machte nie den Angeber. Wenn sie mir hie und da etwas für einen oder ein paar Schillinge abkauften, so sparte ich sie zusammen, um Federn u. dgl. oder auch etwa einmal eine Wurst daraus zu kaufen. Fröhlichen Sinnes machte ich den weiten Weg zu und von der Schule meistens singend oder pfeifend. Ich hatte viel natürlichen musikalischen Sinn. Melodien von Liedern, Tänzen oder anderen kleinen Musikstücken, die ich singen oder spielen hörte, blieben mir schnell im Gedächtniß; ich sang oder pfiff sie auf Weg und Steg.

Außer der Schule an meinem Wohnorte hatte ich leider keine geeigneten Spielkameraden. Die meisten, die meine Nachbarschaft mir bot, waren Knaben, welche die Fabriken in Wip-

kingen besuchten (in Höngg gab es damals noch keine), und mit diesen kam ich auch bei meinen Schulwanderungen auf derselben Straße am meisten in Berührung. Es gab da in dieser Gesellschaft Jugendstreiche mancher Art. Einer meiner Kameraden war der Sohn des Wirthes im Dorf. Mit diesem giengen wir nicht selten auf den Tanzboden (es wurde damals fast alle Sonntage getanzt), um uns im Tanzen zu üben, und selbst das Kartenspiel ward in den Kreis unserer Spiele und Vergnügungen gezogen. Glücklicherweise hatte ich kein Geld zu verspielen. An allgemeinen Belustigungstagen, wie am Berchtoldstag u. dgl., mischten wir uns als Knaben von 13—14 Jahren auch in Mädchenkreise zu gemeinsamen Belustigungen. Kurz, wir machten jung genug von uns reden. Daß meine Pflegeeltern von unserem Treiben nicht alles wußten, versteht sich von selbst. Ich war auch nicht strenge überwacht; ich weiß nicht aus welchem Grunde; war es ihr Vertrauen in meine Natur oder auf den Einfluß ihres Beispieles? Immerhin wurde ich für Ungezogenheiten, wenn ich mich solcher schuldig machte, scharf gezüchtigt. Aber unbegreiflich bleibt mir immer, wie sie mich schon von meinem 8. oder 10. Jahre an dieselbe Kammer mit dem Knecht oder auch mit Zimmergesellen theilen lassen konnten, die häufig, um an Nachtschwärmereien theilnehmen zu können, das Haus heimlich verließen, was ich dem Onkel nicht zu sagen wagte, obgleich ich des Nachts allein zu sein mich fürchtete. Diese Furcht bewog mich, ein paar Mal mit auszuziehen. An schlimmen Einflüssen auf mein junges Gemüth hatte es unter solchen Umständen nicht gefehlt, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn es Schaden gelitten hätte. Allein meine Pflegeeltern schienen kaum daran zu denken, und sie standen mir allerdings als Muster von Aufmerksamkeit, Sparsamkeit und Biedersinn schützend vor meinen Augen.

Nach Vollendung des Kurses durch die vier Klassen der Bürgerschule, in deren letzter Klasse bereits mit dem lateinischen

Unterricht begonnen wurde, trat ich in die sogenannte Gelehrten-schule (das Carolinum) ein, in welcher ich bis zur dritten Klasse fortschritt. Der Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache nahm hier eine hervorragende Stellung ein. Ich schritt in ihrer Erlernung mit ziemlicher Leichtigkeit fort und behauptete auch fortan in den Reihen meiner Mitschüler ungefähr den früheren Rang, doch mit größerer Anstrengung und gegen ernstlichere Konkurrenz, so daß ich von zweien oder dreien derselben überragt wurde. Ich erhielt auch nach jeder Jahresprüfung eine Prämie von werthvollen Büchern aus der Thommannischen Stiftung, obgleich ich nicht stadtbürgerlicher Herkunft war: eine damals selten eingetretene Gunst.

IV.

Berufswahl.

Im dritten Jahreskurse an der Gelehrtenschule wurde mein Studiengang fast plötzlich abgebrochen. Der Grund lag in den kriegerischen und politischen Weltereignissen. Der im Jahr 1812 unternommene Feldzug Napoleons nach Rußland, wo der harte Winter und der Brand von Moskau seine glänzende Armee großentheils aufrieb, führte bei seinem von mörderischen Schlachten begleiteten Rückzug die Heere der gegen ihn verbündeten Mächte, Rußland, Preußen und Oesterreich, im Winter 1813/14 auch in die Schweiz. Durch feierliche Verträge war zwar der Schweizer-boden neutral erklärt worden; aber Verträge binden bekanntlich die Herren der Welt nicht. Sie wurden einfach nicht beachtet, und es gab hochstehende Schweizer, die dazu Hand boten. Die schweizerischen Truppen, welche zum Schutze des Landes ins Feld geführt worden waren, wurden heimberufen. Ueber Verrath schreiend, ließen sie ihrem Unmuth die Zügel frei; aber was half das? Die Grenzen bei Basel und Schaffhausen wurden

mit Heermassen überschritten, und österreichische und russische Regimenter durchzogen das Land zur Freude derer, welche die alte Zeit zurückwünschten. Es gab jetzt wieder fremde Einquartierung. Ich erinnere mich eines Kroaten, der, bei uns einquartiert, in schlechtem Deutsch sagte: „Wollte Gott, daß die Franzosen zu uns gekommen wären, die Leute wären gescheidter geworden.“

Daß ein politischer Umschwung in der Schweiz dem Sieg der Alliirten über Frankreich und dem Sturze Napoleons, der in kurzer Zeit folgte, nachfolgen werde, war vorauszusehen. Die Reaktion erhob beim Einrücken russischer und österreichischer Heere schon deutlich ihr Haupt. Mein Onkel, ein erklärter Feind des aristokratischen Regimentes, war durch die Ereignisse tief erschüttert; er fürchtete Schlimmes für die Landschaft von einem solchen Regiment. Er dachte dabei an mich und meine Zukunft. Er glaubte, daß ich als Bürger vom Lande unter einer fast ausschließlich städtischen Regierung keine günstigen Aussichten hätte, vielmehr vermuthlich bei den Wahlen der Pfarrer, welche der Regierung zustanden, dem Städter gegenüber zurückgesetzt würde, und da ich selbst nicht gerade große Lust zeigte, mein Studium fortzusetzen, um Pfarrer zu werden, so wurde dieser Plan aufgegeben und ich aus der Schule genommen. Vergeblich suchte mein verehrtester Lehrer, Herr Chorherr Bremi, meinen Onkel auf andere Gesinnung zu bringen, indem er für mich ein Stipendium in Aussicht stellte. Er vermochte am Entschlusse meines Onkels nichts zu ändern. Nichtsdestoweniger stellte er mir ein Abschiedszeugniß aus, das meinem Onkel und mir Freude machte.

Was sollte nun aber, nachdem jene Studienbahn verlassen worden war, aus mir werden? Diese Frage blieb ziemlich lange schweben. Gegen die Wahl eines gewöhnlichen Handwerkes sprach mein bisheriger Bildungsgang. Man fand, man habe schon zu

viel für mich verwendet, um mich schließlich Zimmermann oder Tischler oder so was werden zu lassen. Was sollte mir dann mein Latein und mein Griechisch nützen? Indeß ein Entschluß mußte gefaßt werden. Da tauchte bei meinem Onkel der Gedanke auf, mich Mechaniker werden zu lassen. Er hatte beobachtet, daß ich einiges Geschick im Zeichnen, im Anfertigen von Spielzeug und kleinen Geräthschaften hatte. Zur Verwirklichung seines Gedankens setzte er sich mit dem genialen, als Maschinenbauer berühmt gewordenen Herrn Bodmer von Zürich, der damals, bevor er nach England übersiedelte, Werkstätten in St. Blasien, Großherzogthum Baden, hatte, in Verbindung. Herr Bodmer war nicht ungeneigt, mich als Lehrling aufzunehmen, aber erst nach Ablauf eines halben Jahres. In diese Bedingung eingehend, fand mein Onkel nun für gut, daß ich, abgesehen davon, daß ich nicht müßig gehen sollte, bis dorthin meine Zeit zur Uebung im Zeichnen und zur Erwerbung von Handfertigkeiten verwende, beides Erfordernisse für den praktischen Mechaniker und zugleich ein Mittel, meinen Körper zu kräftigen. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde ich in der Art eines Lehrjungen einstweilen beim Zimmermannsberuf meines Onkels verwendet. Als solcher ging ich bald mit ihm und seinen Gesellen auf die Bauplätze, wenn ich beschäftigt werden konnte; bald war mir zu Hause eine einschlagende Arbeit übertragen. Für das Führen der Axt, der Säge, des Hobels ꝛc. waren anfänglich meine Hände noch zu zart, als daß ich nicht Schwielen bekommen hätte. Nach und nach aber gewöhnten sie sich daran, sowie meine Beine an das kleine lederne Schurzfell, das ich trug. Für die gröberen, viel Kraft erfordernden Zimmermannsarbeiten konnte ich natürlich noch nicht gebraucht werden. Dagegen verfertigte ich an der Hobelbank, meist allein, weil Onkel und Gesellen auswärts schafften, allerlei Gegenstände, wie einfache Thüren, Fensterläden, Treppengeländer und andere mehr ins Tischlerfach einschlagende,

dem Onkel übertragene Arbeiten. Ich hatte bald im Gebrauch der Werkzeuge ziemlich viel Fertigkeit erreicht, ja meine Tante sagte mir vertraulich einmal, der Götti habe ihr gesagt, er könne mich zu vielem so gut wie einen Gesellen brauchen. Dabei war ich heiter und freudig und fühlte mich kräftiger als je. Was ich aber nicht ertragen konnte, das war die Lebensart draußen auf den Bauplätzen, wo die warmen Speisen fehlten und nur Wein, Brod und Käse die Nahrung boten zwischen dem Morgenkaffee und dem späten Nachtessen. Bei solcher Diät war ich fort und fort mit Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen und Magendrücken, Diarrhöen u. dgl. geplagt. Um so mehr durfte ich zu Hause arbeiten. Erwähnen will ich noch aus dieser Zeit, daß ich an Sonntag-Vormittagen mich ein wenig mit Schulhalten abgab. Ich hatte einige Jugendgespielen in meiner Nachbarschaft, die fast keinen Schulunterricht erhalten hatten und nicht richtig lesen, noch viel weniger schreiben konnten. Diesen begann ich Unterricht im Lesen und Schreiben zu geben; bald kamen auch andere, und so trieb ich die Sache mehrere Monate lang fort, indeß ohne erhebliche Resultate.

Inzwischen tauchten wieder andere Pläne betreffend meine Berufswahl auf, zumal der Zeitpunkt meines Eintrittes bei Herrn Bodmer immer noch nicht fest bestimmt werden konnte. Die Veranlassung zur Wahl meines zukünftigen Berufs gab unser alter Hausarzt, ein Mann ohne wissenschaftliche Bildung, der sich durch untergeordnete Dienste bei Aerzten und durch Lesen von alten Arzneibüchern einige Kenntnisse vom Gebrauche der Medikamente verschafft hatte, der aber durch Harnguckerei, über die er später in vertraulichen Kreisen sich selber lustig machte, selbst in gebildeten Kreisen der Stadt sich Kredit und Protektion zu verschaffen und von der Regierung die Bewilligung zur ärztlichen Praxis ohne Prüfung zu erwirken wußte. Dieser unser Arzt, der übrigens in seinen späteren Jahren als einfacher,

besonnener und durch Erfahrung einigermaßen geschulter Praktiker in der Gemeinde viel Vertrauen genoß, machte einmal meinen Onkel darauf aufmerksam, daß meine Schulbildung mich zum Studiren der Medizin befähige und daß, da er bald vom Schauplatz abtreten werde, ein junger Arzt sich in Höngg leicht eine Praxis erwerben würde. Das war nicht in den Wind gesprochen. Der Onkel befreundete sich schnell mit diesem Gedanken, die Tante meinte dagegen, daß ich für einen Arzt, namentlich für einen Wundarzt (Schärer, wie dieser in der Volkssprache hieß) viel zu empfindlich und weichherzig sei. Meine eigene Freude am Vorschlag gab jedoch den Entscheid, daß ich Doktor werden sollte. Wie das nun anzufangen sei, darüber holte sich mein Onkel Rath bei einem der bedeutendsten Aerzte Zürichs, bei dem damaligen Poliater, nachmaligem Archiater Dr. David Rahn. An diesen gelangte er theils um seines hervorragenden Rufes willen, theils des Umstandes wegen, daß ich ein Schulkamerad seines Sohnes Conrad war und mit diesem manchen Abend in Höngg, wo die Schwestern des Herrn Doktor wiederholt einen Sommeraufenthalt machten, zubrachte. Dieser ausgezeichnete Arzt gab meinem Onkel den Rath, er solle mich zunächst für ein Jahr zu einem tüchtigen praktischen Arzte auf dem Lande in die Lehre thun und mich dann nachher das medizinische Institut in Zürich besuchen lassen. Der Rath wurde befolgt, wer von uns aus hätte Bedenken dagegen erheben oder Einwendungen machen sollen? Es war ja das Eintreten als Lehrling das erste Stadium bei Erlernung einer jeden Profession, warum nicht auch bei dieser? Der Zimmermann mußte dies natürlich finden. Ich selbst hatte kein Urtheil, und der alte Hausarzt war einverstanden. Damals war ich zwar schon etwas mehr als 16 Jahre alt, gerade alt genug, um in das medizinische Institut aufgenommen werden zu können, aber mit dem Institut und seinen Gesetzen, sowie mit den Studienerforderníssen waren

mir gänzlich unbekannt. Später, aber leider zu spät, war es mir klar, daß in Folge jenes gewiß gut gemeinten, aber mir unbegreiflich gebliebenen Rathes, ein kostbarer Theil meiner Jugendjahre für meine Ausbildung verloren gegangen ist [1]).

V.

Lehrjahre.

Im September 1814 wanderte ich an einem schönen Sonntag mit meinem Onkel nach Rüschlikon, am linken Seeufer des Zürichsees, um hier bei Herrn Bezirksarzt Ammann in die Lehre zu treten. Nach dem von diesem mit meinem Onkel abgeschlossenen Lehrkontrakt hatte ich drei Jahre daselbst zu verbleiben. Mit schüchterner Spannung betrat ich das große, ziemlich bäuerisch eingerichtete, jeder Art von Luxusgegenständen baare, mitten im Dorf gelegene Haus, in welchem ich nunmehr weilen sollte. Der Empfang war freundlich und machte mir Muth. Herr Ammann, schon ziemlich hoch bejahrt, war ein Mann von großer, imponierender Statur und von heiterem, gutmüthigem Wesen. Seine Gattin war eine brave, fromme und thätige Hausfrau, doch geistig ziemlich beschränkt und ohne alle Bildung. Zwei Söhne und zwei Töchter bildeten mit jenen den Familienkreis. Ein dritter Sohn war schon verheirathet und in einer andern Gemeinde am See etablirt. Von jenen zwei Söhnen war der ältere bereits patentirter Arzt und des Vaters Gehülfe, der jüngere war Landwirth, der das kleine landwirthschaftliche Gut der Familie besorgte. Von den beiden Töchtern war die ältere taubstumm und litt in Folge eines heftigen Schrecks, der in der ersten Zeit meines Aufenthaltes im Hause auf sie einwirkte, an Epilepsie. Die jüngere, fast gleichen Alters mit mir, war an

[1]) Wie es kam, daß aus dem vom Berater vorgeschlagenen einen Jahre deren drei wurden, läßt sich nicht mehr feststellen. Red.

Wuchs, Bildung und ganzem Wesen eine starke, derbe, jähzornige Bäuerin. Im Hause befanden sich ferner einige Geisteskranke in Pension, von denen einzelne, als ungefährlich, freie Bewegung im Hause und Zutritt zum Familientisch hatten. Später traten auch Patienten ein, die geistig gesund und gebildet waren und denen ich mancherlei Anregung und Unterhaltung, sowie das Bekanntwerden mit belletristischen Journalen, Romanen, Dichterwerken 2c. verdankte. Das war nun meine Umgebung im Hause des Lehrherren. Und was war mein Thun und Treiben in dieser häuslichen Gesellschaft? Worin bestand zunächst meine Beschäftigung als ärztlicher Lehrling?

Das Erste, was ich erlernen und üben mußte, war die Kenntniß der im Gebrauch befindlichen Arzneistoffe oder vielmehr deren Benennung und sodann die mechanische Bereitung der zu verabreichenden Arzneien, Mixturen, Salben, Pflaster. Sodann mußte ich Kräuter, Blumen u. dgl., die als Arzneistoffe verwendet wurden und in der Gegend zu finden waren, sammeln und zum Gebrauch vorbereiten. Daneben gab man mir alte Kollegienhefte über Anatomie und Physiologie zum Lesen, Abschreiben und ins Gedächtniß prägen. Diesen folgten dann allmählig Handbücher über dieselben Wissensgebiete und solche über allgemeine Pathologie und Therapie. Ich las diese Schriften, las sie wiederholt, um sie so gut wie möglich zu versteh'n und im Gedächtniß zu behalten, allein ohne rechtes Verständnis, denn an mündlicher Erklärung und deren Veranschaulichung durch Präparate, Kupfertafeln u. dgl. fehlte es mir gänzlich. Wie bald ich solchen mühseligen und trockenen Studiums (wenn man es so nennen darf) müde war und wie gerne ich zu anderer, unterhaltenderer Lektüre griff oder mich auch sonst beschäftigte, läßt sich leicht denken. Niemand kümmerte sich darum, was ich treibe, wenn ich meine Verrichtungen in der Apotheke besorgt hatte. Nie forschte man darüber nach, ob mein medizinisches Wissen sich mehre oder nicht.

Was Wunder, wenn ich die Gelegenheit, den zufällig sich darbietenden verständlicheren und für einen erregbaren Jüngling anziehenderen Lesestoff zu benützen, mit Eifer ergriff. Diese Gelegenheit bot sich nach dem Eintritt neuer Patienten in den häuslichen Kreis. Einer derselben war der sehr geschätzte, gebildete Arzt Dr. R. Rahn zum Löwenstein in Zürich, der schon wiederholt an Geistesstörung gelitten und jetzt deßhalb zum zweiten Male bei Herrn Ammann Aufnahme gefunden hatte. Dieser Patient beschäftigte sich vielfach mit mir, gab mir Manuskripte und Bücher zum Lesen, und ich begleitete ihn mit seinem Wärter auf Spaziergängen, so unter anderm auch einmal Nachts beim Mondschein auf die Hochwacht des Albis. Meist aufgeregt und sehr gesprächig, war er ein geistreicher Unterhalter, witzig, heiter, selbst belehrend, und durch diesen Umgang erhielt ich schon einen gewissen Einblick in den Zustand der Geisteskranken. Ein anderer, nicht geisteskranker, aber ebenfalls gebildeter Patient aus Zürich erhielt von dorther, theils als Mitglied von Lesezirkeln, theils aus Freundeskreisen, reichlichen Lesestoff, der mir zu Gebote stand, so namentlich belletristische Journale, Romane, Ausgaben von Schiller und Göthe und anderen Dichtern. Welche reiche Weide für meine lüsterne Phantasie! Wie viel einladender war dieser Stoff als die noch unverstandenen Handbücher der Anatomie, Physiologie, und wie gierig griff ich nach jenen, zumal es mir eine geistige Nahrung bot, die ich noch sehr wenig gekostet hatte; denn außer meinen Schulbüchern hatte ich früher fast keine andern Bücher kennen gelernt, und die Namen Schiller, Göthe und andere Dichter kannte ich nur von Gedichten her, die wir in der Schule etwa deklamiren mußten. Ich verschlang Novellen, Romane und Erzählungen, las mit Entzücken die Balladen und andere Gedichte Schillers und prägte mir manche so in's Gedächtniß, daß ich sie noch in meinen alten Tagen rezitiren kann. Ich versuchte um die Wette die Auflösung der Räthsel im

Morgenblatt und anderen belletristischen Journalen und hatte darin bald eine überwiegende Fertigkeit. Ich fabrizirte dann selbst gereimte Räthsel. Jetzt glaubte meine Umgebung, gar eine poetische Ader in mir entdeckt zu haben, und ermuthigt dadurch, versuchte ich mich im Gedichtemachen oder vielmehr im Reimschmieden. Eine neue ideale, mir bisher unbekannte Welt leuchtete mir. Aber auch von der wirklichen Welt und ihrem Treiben erfuhr ich durch Zeitungen und Zeitschriften mehr, als ich bisher in meinem Leben gehört hatte. Wichtige Ereignisse setzten meine Seele in mächtige Spannung, so die Wiederkehr Napoleons von Elba, die Wiedereinnahme des Thrones von Frankreich, die Schlacht von Waterloo, der erneute Einzug der Alliierten in Paris im Jahr 1815 u. s. w. So erwachte in mir das Interesse für Ereignisse, die die weitere Welt bewegten. Für meine Berufsstudien war dies Schwelgen in solchen Hochgenüssen der Phantasie selbstverständlich in keiner Weise nützlich; aber es erweiterte doch im Allgemeinen meinen geistigen Gesichtskreis und setzte manche bisher unberührte Saite meines empfindsamen Gemüthes bald in leise, bald in mächtige Schwingungen. Ja, wie oft flossen Thränen über meine Wangen beim Lesen tief ergreifender Poesien, besonders solcher von Schiller, wie seines Wilhelm Tells und anderer. Eine natürliche Folge solcher Stimmungen waren die Versuche, meine Gefühle selbst in Reimen auszudrücken. So entstanden Gelegenheitsgedichte, wie namentlich auf die Namenstage meiner Pflegeeltern und der meiner Mutter, die ihnen große Freude machten und die theilweise jetzt noch bei den Verwandten hinter Rahm und Glas zu finden sind; aber auch andere, hervorgerufen durch erhebende Eindrücke, welche die Natur auf mich machte.

Hatten diese Gedichte, wenn ich sie so nennen darf, auch gar keinen Werth, so machten sie denen, welchen sie gewidmet waren, große Freude, und in meiner Umgebung galt ich bereits

als ein poetisches Talent. Daß dies mich einigermaßen kitzelte, versteht sich von selbst. Die regelmäßigen Studien der folgenden Jahre verdrängten indessen diesen Kitzel, doch habe ich später in den Mannesjahren hie und da bei gewissen Gelegenheiten denselben wieder empfunden. So sind vielleicht ein paar Dutzend Gedichte entstanden, von denen einzelne in öffentliche Blätter aufgenommen, andere von Nägeli componiert und in sein Liederheft aufgenommen worden sind. Auch künstlerische Anregung erhielt ich durch meine Umgebung. Die Wittwe eines Malers trat als geisteskrank in's Amman'sche Haus. Sie wandte mir vorzugsweise ihr Wohlwollen zu und beschenkte mich mit einigen kleinen, von ihrem verstorbenen Gatten verfertigten Aquarellgemälden (Landschaften) und einer Farbenschachtel. Ich begann nun Blumen nach der Natur zu malen, und meine Namenstag-Gedichte erhielten eine farbige Verzierung, einen Eichen- oder Lorbeerkranz. Das alles, diese Verwendung meiner Zeit gieng unter den Augen meines Lehrherren vor, ohne daß ich getadelt worden wäre. Daneben unterließ ich freilich nicht ganz, meine wissenschaftlichen Handbücher zu lesen, bis sie mir im Gedächtniß hafteten, was bald der Fall war; auch übte ich mich hie und da im Uebersetzen vom Lateinischen in's Deutsche und umgekehrt, was mich in dieser Umgebung zum Gelehrten stempelte.

Während dieser Zeit machte ich auch einige technische Fortschritte im Gebiete der niederen Chirurgie. Es wurden einige Instrumente angeschafft, nämlich zwei Rasiermesser, ein Aderlaßschnepper und ein sogenannter Zahnschlüssel. Das Rasieren war die erste Kunstfertigkeit, die ich erlernen mußte; denn Herr Ammann hatte eine ambulante Barbierkundsame, die gewöhnlich einmal, die Vornehmeren auch zwei mal von ihrem Bart befreit werden mußten. Dazu sollte ich nun bald mithelfen. Die ersten Proben machte ich an reisenden Handwerksgesellen, die in unserer Wohnuug den Bartscherer aufsuchten. Der erste dieser

Unglücklichen war ein Schneiderlein, mit weicher, zarter Haut begabt. Himmel, wie der Gesichter schnitt bei meinen ersten Messerzügen. Er wollte endlich nicht weiter herhalten, so daß die Beendigung des Geschäftes vom Lehrherrn übernommen werden mußte. Nach und nach giengs besser; doch zur Virtuosität in diesem Gebiete habe ich es nie gebracht; freilich waren auch die Instrumente schlecht. Jetzt mußte ich auch Uebungen vornehmen im Zahnausziehen. Schon der erste Versuch hierin gelang ganz gut, und bald hatte ich in dieser Art Operation einige Uebung, denn die Gelegenheit bot sich häufig dar, zumal man sich für ein paar Schillinge, oder wenn's hoch gieng, ein paar Batzen von dem bösen Quäler befreien lassen konnte. Endlich mußte ich auch im Aderlassen Versuche machen und zwar nicht etwa an Leichen oder Wachspräparaten, sondern an einem oder dem andern Exemplare jener einfältigen Leute, die der noch so häufig gehegten Meinung waren, daß ein ein- oder zweimaliges Blutabzapfen im Jahr zur Erhaltung der Gesundheit diene, selbst wenn eher Blutarmuth als Blutreichthum vorhanden war. Ich war dabei wenigstens so glücklich, kein Unglück anzurichten, wenn auch nicht immer auf den ersten Schlag des Instrumentes das Blut strömte. Sodann wurden gelegentlich Patienten mit zerbrochenen Gliedern dazu benützt, mich im Anlegen von Verbänden zu instruiren. Auch gerichtlichen Sektionen mußte ich später bewohnen und als Gehülfe dabei Dienste leisten. Im dritten Jahre meiner Lehrzeit ließ man mich auch Krankenbesuche ohne Begleitung des Lehrherren machen, und die Arzneibereitung wurde mir jetzt ganz überlassen. Da gab es dann der Beschäftigung genug, wenigstens zeitweise, zumal viele Mixturen verwendet wurden.

Neben allem dem übertrug man mir allerlei andere Dienste. Gutmüthig und gefällig, wie ich war, anerbot ich mich anfänglich selbst zu dieser oder jener Verrichtung. Dann aber dauerte es

nicht lange, so wurde mir dieselbe gewissermaßen als ein Amt überbunden. So kam es, daß ich wöchentlich mehrere mal am späten Abend den Boten nach dem mehr als eine Viertelstunde entfernten Marktschiffe im Schooren machen mußte, um Sachen, meist Arzneien, von oder nach der Stadt zu holen oder zu bringen. Das war mir im Winter, bei dunkler Nacht, ein bitterer Gang, denn noch immer konnte ich mich einer gewissen Furcht in der Dunkelheit nicht erwehren. Ländliche Verrichtungen in der Ernte oder im Herbst übernahm ich dagegen gerne.

Das war nun mein Thun und Treiben während meiner Lehrjahre. Daß ich wissenschaftlich dabei sehr wenig gewann, ergibt sich von selbst; daß auch der technische Gewinn nicht hoch anzuschlagen war und daß demnach der größte Theil der Zeit als für mich verloren betrachtet werden mußte, das wurde mir später nur zu klar. Wie viel mehr hätte ich gewonnen, wenn ich beim Beginn meiner sogenannten Lehrzeit in das medizinische Institut eingetreten wäre und daneben noch einige Stunden wöchentlich für meine philosophische und philologische Ausbildung verwendet hätte, was alles vom heimatlichen Hause aus hätte erzielt werden können.

Noch bleibt mir aus dieser Zeit zu erwähnen, daß ich während derselben confirmiert wurde. Der damalige Pfarrer in Rüschlikon war ein Herr Schoch von Zürich (beim Küriß), derselbe Herr Pfarrer Schoch, der später ein Knabeninstitut in Zürich gründete, viele Jahre Pfarrer an der Strafanstalt war und in den dreißiger Jahren als Mitglied des Erziehungsrathes an der eingreifenden Reform des Schulwesens Theil nahm und in dieser Stellung (wer hätte dies bei meiner Confirmation gedacht) mein College wurde. Mit mir genossen eine Anzahl junger Bursche und Mädchen aus dem Dorfe den Confirmationsunterricht, darunter auch die jüngste Tochter meines Prinzipals.

Unter jenen jungen Leuten fanden sich keine Kameraden für mich, mit denen ich etwa am Sonntage vergnügliche Stunden hätte zubringen können. Ueberhaupt war mein Aufenthalt in Rüschlikon in den sonst so heiteren Jugendjahren sehr vergnügungslos; denn auch die Umgebung im Hause war nicht dazu angethan, mir die Tage froh zu machen, um so weniger, als meine Lehrzeit in die Nothjahre 1816 und 1817 fiel, die keine heitere Stimmung weckten, wenn auch die schwere Zeit im Hause selbst nicht gerade spürbar war. Es fehlte hier aber gänzlich an humanistischer Athmosphäre, ja an jener glücklichen Harmonie, die das häusliche Leben angenehm macht. Ein Familienereigniß schien indeß dies letztere erheitern zu wollen, nämlich die Heirath des jungen Doktors mit einer jungen, schönen, ziemlich gebildeten und liebenswürdigen Braut. Ich freute mich über diesen Zuwachs der Familie, denn das Wesen dieser Dame zog mich an und sie zeigte mir viel Wohlwollen. Aber dieses harmlose gegenseitige Wohlwollen zog uns boshafte Neckereien und die üble Laune der jüngern Tochter des Hauses zu, die mir überhaupt viel trübe Stunden machte, und so hatte ich nichts dabei gewonnen.

Eine kleine Episode in dieser freudlosen Zeit bildete eine Fußreise nach Einsiedeln, die ich mit meinem Onkel, der dort Geschäfte in Bauholz machen wollte, ausführen durfte. So weit war ich noch nie gekommen. Welche Freude hatte ich, etwas Neues zu sehen! Wie groß war der Eindruck der näher gerückten Gebirgswelt und dann auch des Klosters auf mich! Welcher Contrast zwischen dieser Gegend, ihrer Bebauung, ihrer Häusern &c. und den Gestaden des Sees!

VI.

Studienjahre. Zürich und Würzburg.

Am Tage der zürcherischen Kirchweih, 11. September 1817, war meine Lehrzeit bei Herrn Ammann abgelaufen. Nun sollte die eigentliche Studienzeit beginnen. Mit Sehnsucht sah ich derselben entgegen. Die Anstalt, die mir hiezu offen stand, war das medizinisch-chirurgische Kantonalinstitut. Dieses war schon im Jahr 1782 durch das verdienstvolle Bemühen des ausgezeichnetsten Arztes Zürichs jener Zeit, des Chorherren Joh. Heinrich Rahn, gegründet, aber erst im Jahr 1805 zu einer kantonalen Anstalt mit geringen Subsidien des Staates erhoben worden. Die meisten der gebildeten Aerzte der Stadt traten fortan in die Reihe der Lehrer ein, und alle die Fächer, welche damals an den Universitäten als ins Gebiet der medizinischen Studien einschlagend dociert wurden, waren auch an diesem Institute vertreten. Die Mehrzahl seiner Schüler gehörte dem Kanton Zürich an; doch fanden sich immer auch solche aus andern Kantonen, insbesondere der östlichen Schweiz, ein. Mein Eintritt fand mitten in dem mit Ostern beginnenden Jahreskurs, der nicht in Semester getheilt wurde, statt. Diese Aufnahme war also gegen die Regel und wohl die Folge der Protektion des immer zu Rathe gezogenen Herrn Dr. Rahn. Mit Feuereifer besuchte ich die Collegien anfänglich von Höngg aus, mußte also von neuem den Weg von einer Stunde hin und zurück machen; aber was machte ich mir jetzt daraus! Und abermals hatte ich meinen Mittagstisch, jetzt aber voll, bei Herrn Schiffmeister Körner. Meine Aufmerksamkeit auf die Vorträge über Botanik, Anatomie, Physiologie und Chemie, mit denen mein Studium begann, war derart angespannt, daß ich die ersten dieser Vorträge, die ich noch nicht nachgeschrieben, zu Hause noch fast vollständig zu Papier bringen konnte. Als dann am Schlusse des

Jahreskurses, dessen erste Häfte mir verloren gegangen, die statutengemäße Jahresprüfung stattfand und auf Grundlage derselben, sowie der Censuren der Lehrer nach bisheriger Uebung drei Prämien als Auszeichnung ertheilt wurden, war ich einer der drei Glücklichen.

Diese Auszeichnung übte sehr wahrscheinlich einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Gang meiner Studien und meine Stellung in den folgenden Jahren aus. Es wurde nämlich um diese Zeit die Stelle eines ärztlichen Gehülfen bei Herrn Archiater Rahn, dem bevorzugtesten und angesehensten Arzte Zürichs frei. Da sie sehr gesucht war, meldeten sich Studirende mit vorgerückteren Studien für dieselbe. Ich wagte kaum, dasselbe zu thun, ward aber dazu aufgemuntert. Meine Meldung oder vielmehr meine Anfrage über die Möglichkeit der Berücksichtigung meiner Meldung von meiner Seite wurde wohlwollend aufgenommen, ja Herr Dr. Rahn ließ durchblicken, daß er sie erwartet habe. Noch mehr, er stellte meine Erwählung in sehr wahrscheinliche Aussicht, verlangte aber, daß ich mich in der Kantonsapotheke noch im Dispensiren übe; der Entscheid mußte dann theils vom Ergebniß dieser Uebung, theils überhaupt von meinem Fleiß und dessen Erfolg abhängen. Nach einiger Zeit ward mir die Stelle bestimmt zugesagt. Im Frühsommer 1818 trat ich sie an. Von jetzt an war meine Zeit getheilt zwischen Studien und praktischen Verrichtungen. Mit Eifer setzte ich jene fort. Meine Lehrer waren Dr. Römer für Botanik, Fries für Anatomie, Dr. R. Schinz für Physiologie, Apotheker Pfenninger für Pharmacie und Chemie, Canonicus Dr. Schinz für Arzneimittellehre, Poliater Dr. Zundel für Pathologie und Therapie, Archiater Dr. Rahn für medizinische Klinik, Spitalarzt Dr. Meyer für Chirurgie, Dr. Spöndli, Arzt an der Gebäranstalt, für Geburtshülfe. Auch nahm ich an speziellen Kursen über Kinderkrankheiten von Dr. Diethelm Lavater, über chronische Krank-

heiten von Dr. R. Rahn, (demselben, mit welchem ich in Rüschlikon bekannt wurde) und über geburtshülfliche Operationen von Dr. Spöndli theil.

Am Ende eines jeden der beiden folgenden Jahreskurse wurden mir vom Lehrerkonvent abermals Prämien zuerkannt, deren Ueberreichung mit einer Anrede des Präsidenten der Vorsteherschaft begleitet war. Ich erinnere mich noch lebhaft der ermunternden Worte, welche bei solcher Gelegenheit Herr Dr. Paul Usteri, damaliger Staatsrath, dessen ganze Erscheinung Ehrfurcht gebietend war, an mich richtete. Derselbe gab mir auch am Schlusse meines Studienkurses am medizinischen Institut ein jenen Auszeichnungen entsprechendes Abgangszeugniß.

Meine Stelle als Gehülfe beim ersten Arzte Zürichs bot mir eine sehr reiche Gelegenheit zur Uebung in der Untersuchung, Erkennung und Behandlung der Krankheiten. Dadurch wurden auch meine Studien wesentlicht unterstützt, indem mir der theoretische Unterricht durch die praktische Uebung und Selbstbeobachtung verständlicher und klarer ward. Freilich mußte ich einen großen Theil meiner Zeit für Arzneibereitung, Krankenbesuche, Buchführung und anderes verwenden. Allein, da ich keinerlei Zerstreuungen suchte, noch weniger müßig sein konnte und nur verhältnißmäßig wenig Zeit dem Schlafe widmete, so blieb mir immer noch Zeit genug zum Fortschreiten in den Studien übrig. Anfänglich wurden mir auch einige Krankenbesuche übertragen, dann aber allmälig mehr und mehr, und späterhin wurde mir auch die Behandlung einfacher, gefahrloser Krankheitsfälle so ziemlich überlassen. In nicht wenigen Familien wurde ich so gut aufgenommen, daß man, wenn die Krankheit nicht sehr ernst erschien, ganz damit zufrieden war, wenn ich statt des Prinzipals dem Rufe folgte. Die Fertigkeit, die ich in der Zubereitung der Arzneien gewann, hat mir später in meiner eigenen Praxis viel Zeitersparniß eingetragen. Im Hause meines Herrn

Prinzipals wurde ich mit Achtung behandelt, und ich weiß mich keines für mich unangenehmen Vorfalls oder Auftrittes zu erinnern. Herr Dr. Rahn, seit kurzem Wittwer, war mir gegenüber väterlich wohlwollend, wenn auch ohne viel Worte, und ich hatte große Verehrung für ihn. Aber am Familienleben, das in herzlicher Weise zwischen dem Vater und seinen Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, waltete, hatte ich freilich keinen weiteren Antheil, als daß ich mit der Familie Mittags und Abends zu Tische saß, meist ohne an der Unterhaltung Theil zu nehmen, um so schnell wie möglich wieder an meine Geschäfte zu kommen. Der ältere Sohn Konrad war mir von der Schule her, wie oben schon bemerkt, wohl bekannt, und wir duzten uns, so lange ich im Hause verblieb. Wir machten auch etwa gemeinsam anatomische oder andere Repetitionen, da auch er begonnen hatte Medizin zu studiren, und später betheiligte er sich auch an der Receptur.

Außer dem Hause boten sich wenig Genüsse. Am Kneipen hatte ich keine Freude, und Studentenverbindungen, die mir behagten, gab es nicht, eine einzige ausgenommen, in welcher abwechselnd eines der Mitglieder je in seiner Wohnung einen Vortrag über eine beliebige, in das Studium der Medizin einschlagende Materie, hielt. Diese Verbindung bestund indeß nicht lange, so daß die Reihe zum Vortrage nur zweimal an mich kam. Dagegen stand ich mit einzelnen meiner Commilitonen in freundschaftlichem Verhältnisse, das uns zu gemeinsamen Studien und Unterhaltungen und etwa auch zu Spaziergängen zusammenführte. Als mir einmal bei solcher Gelegenheit einer dieser Freunde sagte: Du wirst einmal in die Fußstapfen deines Prinzipals treten, lachte ich laut auf über eine solche phantastische Träumerei. Mit den übrigen Studiengenossen kam ich wohl gut aus, aber sie übten keine Anziehungskraft auf mich aus, und der Umgang mit ihnen gewährte mir keinen Genuß, noch weniger

Gewinn. Viele derselben waren aber auch mit so geringen Kenntnissen ausgestattet, daß ihre Gesellschaft mich langweilte. Uebrigens hatte ich, offen gestanden, zum Kneipen und andern Studentengenüssen auch kein Geld. Von Hause erhielt ich kein solches. Das Honorar des Prinzipals, das im Anfang gering war, dann aber von Jahr zu Jahr sich steigerte, sowie die Geschenke von Patienten, die ebenfalls von Jahr zu Jahr sich mehrten, mußte ich zur Honorirung der Collegien, zur Anschaffung von Büchern, Kleidern u. s. w. verwenden. Der Mangel an gemüthlicher Unterhaltung und Zerstreuung sollte nun aber in einem neuen, zarten Verhältniß Ersatz finden.

Im zweiten Jahre meines Aufenthaltes im Hause des Herrn Archiater Rahn machte ich als dessen Gehülfe am Krankenbett die Bekanntschaft meiner späteren Gattin. Unser Verhältnis gestaltete sich, wie ich später noch berühren werde, bald so, daß wir uns mit Einwilligung der Eltern bald als Verlobte betrachteten. Bei ihr brachte ich nun fast täglich eine Stunde oder auch mehr am Abend zu, aber als sie dann wieder gesunder war, nur in Anwesenheit anderer Gäste in der Wirthschaft, in der sie mithelfen mußte. Dieses frühzeitige Liebesverhältnis hatte zwar anfänglich nicht den Beifall meines Onkels, weil er es meinen Studien nachtheilig erachtete; doch machte er keine Einsprache, so begründet ihm auch seine Anschauung erscheinen mochte. Daß sie es war, will ich nicht leugnen; es konnte ja auch nicht anders sein. Aber das hatte doch seine Grenzen. Mein Streben nach Vervollkommnung meines Wissens und nach höherer Berufsbildung erlosch nicht nur nicht, sondern erregte in mir den lebhaften Wunsch, eine höhere Lehranstalt, eine Universität, besuchen zu dürfen. Allein ich wagte es beinahe nicht, diesen meinen Wunsch dem Onkel zu eröffnen, weil ich das Gefühl hatte, daß der biedere Mann bei seinen bescheidenen Verhältnissen ohnehin schon das Möglichste für mich gethan hatte

und weitere Opfer ihm nicht zugemuthet werden durften, auch wenn ich mich bereit erklärte, ihm dieselben später wieder zu ersetzen. Von meinem Prinzipal konnte ich auch keine Befürwortung meines Wunsches erwarten, wußte ich doch, daß er diesem oder jenem meiner Commilitonen den Besuch einer Universität abgerathen hatte und daß sowohl er, als andere unserer Lehrer und Vorsteher am medizinischen Institut der Ansicht waren, daß die in diesem Letztern zu erlangenden Kenntnisse für einen Landarzt vollkommen genügten. Gestehen muß ich, daß eine Reihe ganz tüchtiger Aerzte aus dieser Anstalt hervorgegangen ist und daß auch hie und da einer auf der Universität, allerdings aus eigner Schuld, an Kenntnissen mehr eingebüßt als gewonnen zu haben schien, wenn es zur Prüfung ging. Aber dessen ungeachtet konnte ich meinen Wunsch, trotz meines Liebesverhältnisses, nicht unterdrücken, und ein längeres Verbleiben in meiner Stellung konnte mir auch nicht mehr viel Gewinn bringen. Ich faßte daher Muth und eröffnete meine Bitte, noch eine Universität besuchen zu dürfen, dem Onkel schriftlich. Ich begründete sie damit, daß ich einerseits im Allgemeinen wünsche, mich auf den Standpunkt einer vollkommen wissenschaftlichen Berufsbildung heben zu können und daß ich andererseits im Speziellen noch des klinischen Unterrichts in der Chirurgie und Geburtshülfe, wozu mir in Zürich nicht die wünschbare Gelegenheit geboten war, wirklich bedürfe. Nachdem mein Onkel sich hierüber noch anderwärts informirt hatte, willigte er ein, daß ich noch ein Jahr den Universitätsstudien mich widmen dürfe. Das war viel, sehr viel von einem Mann, der mit schwerer Arbeit das Geld, das er für mich, den bloß angenommenen Pflegesohn, opferte, verdienen mußte. Wie groß war aber meine Freude, und wie dankbar war und blieb ich meinem Wohlthäter für solche Großmuth. Ich theilte meinen Entschluß und die erhaltene Erlaubniß sofort meinem Prinzipal

mit, verbunden mit der Bitte, mich im Herbst 1820 zu entlassen. Er war überrascht, machte aber keine Einwendung, wünschte mir vielmehr ein gutes Gedeihen meiner künftigen Studien und gab mir ein für mich werthvolles Entlassungszeugniß.

Es hatten sich zu derselben Zeit noch acht Studiengenossen, Fries von Zürich, Hünerwadel von Lenzburg, Studer von Winterthur, Merk von Pfyn, Hausheer von Wollishofen, Hotz von Dürnten, Rahm von Schaffhausen und Halter von Hirslanden vereinigt, die Universität Würzburg zu beziehen, die damals für Mediziner besondere Anziehungskraft ausübte, da deren Ruf vornehmlich durch den jungen Professor Schönlein sehr gehoben war. Diesen schloß ich mich an. Als Tag der Abreise war der 2. Oktober und als Sammelpunkt für die noch zum Abschied in die Heimat gehenden Gefährten Schaffhausen bestimmt. Mehrere Tage früher ging ich, nachdem ich von Pflegeeltern, Mutter, Geschwistern 2c. Abschied genommen hatte, mit meiner Braut auf Besuch zu ihrem Onkel Antistes Sulzberger in Frauenfeld, wo ich noch sehr angenehme Tage verlebte. Mit Trennungsweh erfüllt, aber von Sehnsucht nach dem Ziele weiterer Ausbildung gehoben, wanderte ich, den Tornister auf dem Rücken, am 1. Oktober von Frauenfeld nach Schaffhausen. Im Gasthaus zum Storchen, dem elterlichen Hause unseres Commilitonen Rahm, war die Herberge für uns alle bestellt. Da gab es noch einen heitern Abend, und erst spät legten wir uns zu Bett. Die Reisegesellschaft wurde noch vermehrt durch Karl von Clais von Winterthur, der uns von Würzburg, wo er Jus studierte, bis hieher entgegen gekommen war. Am folgenden Morgen früh brachen wir auf. Welche Gefühle wogten jetzt auf und ab in meiner Brust: Wanderlust und Trennungsschmerz, Freiheitsjubel und Studientrieb, Jugendmuth und ernstes Hoffen! Die begeisterte Rotte zog dahin mit Gepäck und Wanderstab, jubelnd und scherzend. An der Grenze des Vaterlandes wurde

ihm noch ein Vivat gebracht und „Rufst du mein Vaterland“ angestimmt. Auf der Tuttlinger Höhe warfen wir noch einen letzten liebenden Blick auf unser theures Heimatland und auf den schönen Spiegel des Bodensees zurück. So zu Fuß, meinten wir, sollte die ganze Reise gemacht werden, aber diese Stimmung sank schon am ersten Tage, als der Himmel sich trübte. In Tuttlingen wurde übernachtet. Die Witterung war unfreundlich geworden. Das Zufußwandern war zu ungemüthlich. Jetzt wurde ein Güterwagen gemiethet, mit drei Pferden bespannt, mit Stroh gefüllt, nach gewohnter Art mit Tuch bedeckt; und so setzten wir, ins Stroh gelagert, die Reise muthwillig fort. Von Balingen an wanderten wir bei etwas günstigerem Himmel wieder zu Fuß weiter bis Hechingen, wo übernachtet wurde. Am dritten Tage zogen wir dann im Universitätsstädtchen Tübingen ein. Es war wie ausgestorben; denn die Studentenwelt war in die Ferien gegangen. Wir besahen uns das Städtchen und die Universitätseinrichtungen. Am folgenden Tag gings wieder zu Fuß weiter nach Stuttgart. Von der weitern Reise notire ich in Kürze nur, daß wir auf sie nicht weniger als drei Wochen verwendeten und daß sie von Stuttgart über Ludwigsburg, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Mainz, Wiesbaden, Frankfurt und Aschaffenburg ging. In den Residenz- und andern größeren Städten, wie namentlich in der Universitätsstadt Heidelberg, machten wir Aufenthalte von einem, zwei bis drei Tagen. Wir besahen uns die Merkwürdigkeiten derselben, wie die königlichen Residenz- und Lustschlösser, die Monumente, die naturhistorischen, Kunst- und anderen Sammlungen, die Bibliotheken, Spitäler ꝛc., besuchten überall, wo es solche hatte, die Theater, ebenso Concerte, Studentenversammlungen und andere Belustigungsorte. Kurz, wir genossen unterwegs, was zu genießen sich darbot. Es war ein flottes Reisebummeln, bald zu Wagen, bald zu Fuß. Mitmachen mußte ich, wenn auch nicht ohne Bedenken.

Aber welch' neues Leben, welche neue, ganz neue Welt war mir da aufgegangen! Großstädte, fürstliche Paläste, Theater, Museen und manch' anderes hatte ich noch nicht gesehen, war überhaupt noch kaum über die Grenzen meines Heimatkantons hinausgekommen. Wie fremd war mir all' diese Pracht, dieser Luxus in den Palästen, dieser Reichthum an Natur- und Kunstschätzen aller Art, diese Kunstleistungen in Opern, Concerten u. s. w. Dies alles machte auf Gemüth und Geist einen frischen, mächtigen Eindruck. Dieser in Verbindung mit den muntern, oft muthwilligen Reisegenossen, dem Humor der jugendfrischen Gesellschaft, den Schwänken und Neckereien, untermischt mit abenteuerlichen Phantasiegebilden im Odenwald und Spessart, durch die unser Zug ging, machte diese Reise zu einer der genußreichsten Episoden meines Lebens.

Am späten Abend des 25. Oktobers langten wir endlich in zwei Kutschen in Würzburg an; der Gasthof, bei dem man uns, fremd, wie wir waren, aussteigen ließ, war übel gewählt; denn schlecht und schmutzig genug waren wir logirt.

Am Morgen des folgenden Tages machten wir die nöthigen Besuche, um immatrikulirt zu werden und Collegien zu belegen. Die Immatrikulation fand bei Professor Döllinger, dem berühmten Physiologen statt. Wir machten ihm unsern Besuch gemeinschaftlich. In seine Wohnung eingetreten, trafen wir einen Mann, der mit einem etwas herabgekommenen Schlafrock bekleidet, eben im Begriff war ein Bündel Holz in den Ofen zu schieben und Feuer zu machen. „Ist Herr Professor D. zu Hause?“ fragten wir. „Ja“, antwortete der Mann. „Können wir die Ehre haben, den Herrn Professor zu sprechen?“ „Kommen Sie nur herein, meine Herren, ich bin es selbst, was wünschen Sie?“ Unser Begehr wurde nun eröffnet. Döllinger drückte sein Vergnügen darüber aus, daß wir aus der Schweiz kämen, und die Sache war abgethan. Weitere Besuche, welche die meisten von

uns machten, galten den Professoren Schönlein, Professor der allgemeinen und speziellen Therapie und zur Zeit Direktor der medizinischen Klinik, Textor, Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik, d'Outrepont, Professor für Geburtshülfe. Schönlein und d'Outrepont begrüßten uns freundlich als Schweizer und erkundigten sich nach Aerzten oder früheren Schülern. Textor war, wie immer, wortkarg und steif. An demselben Tage wählten wir Quartiere, wozu einzelne schon vor uns eingetroffene Studienfreunde Vorbereitungen getroffen hatten. Ich bezog mit Hausheer, mit dem ich mich während der Reise am engsten befreundet hatte, gemeinsam ein solches, aus zwei Zimmern bestehendes Quartier an der Stiftshauser- und Pfaffengasse, und wir hatten ein gute Wahl getroffen.

Am Abend dieses ersten Tages wurden wir von Clais in das Versammlungslokal der Burschenschaft eingeführt. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und schien erfreut über unsern Eintritt; denn man nahm an, daß wir Mitglieder werden wollten. Man animirte uns auch dazu und war sogar geneigt, in Anbetracht unserer in Zürich bereits absolvirten Studien, uns nicht mehr als Füchse zu betrachten und zu behandeln. Clais war schon Mitglied, und seine nächsten Freunde Stuber und Hünerwadel hielten sich zu ihm und seinem Corps. Wir andern behielten uns unsern Entschluß vor. Aber wir fühlten uns wenig angezogen von dem, was wir gesehen hatten. Neben der Burschenschaft bestanden mehrere Landsmannschaften. Anschluß an die Burschenschaft oder an eine der Landsmannschaften, die theilweise uns ebenfalls köderten, oder endlich Gründung einer eigenen Landsmannschaft, das war nun die Frage. Nach allgemeiner Berathung wurde das letztere beschlossen. Eine Helvetia wurde gestiftet, die Statuten festgestellt und der Senior gewählt. Der schon im Mannesalter stehende Commilitone Merk von Pfyn (nachheriger thurgauischer Regierungsrath) ward unser Haupt,

eine kräftige und tüchtige Natur. Ich verhielt mich bei allem ziemlich passiv. Ich hatte noch nicht das mindeste von einer organisatorischen oder tonangebenden Neigung in mir verspürt. Jetzt hatten wir's aber mit der Burschenschaft verdorben. Es gab Herausforderungen. Da galt es sich im Fechten zu üben und zwar hauptsächlich mit dem Rappier. Natürlich mußte auch ich den Fechtboden besuchen, hatte indeß nie Veranlassung, meine Fechtkunst, die übrigens nicht groß war, an den Mann zu bringen. Der Zorn der Burschenschaft provozirte außerdem noch eine mehr lärmende, als blutige Prügelei zwischen Mitgliedern ihres und unseres Corps in- und außerhalb einer Wirthschaft, welche immerhin zu Untersuchungen Anlaß gab.

Wir Schweizer, etwa 20 an der Zahl, lebten unter uns friedlich und heiter. In unserer Kneipe saßen wir Abends bei Sang und Klang. Unsere frohe Gesellschaft zog auch Glieder anderer Landsmannschaften an, so daß das geräumige Lokal in der Regel angefüllt war. Zum Singen war ich immer aufgelegt, das machte mir am meisten Vergnügen. Auch der Mittagstisch führte viele von uns mit andern Studenten zusammen. Hie und da wurde auch ein gemeinsamer Ausflug gemacht. Im Ganzen war der Aufenthalt in Würzburg für Studirende angenehm. Viel Genuß verschaffte uns auch das Theater. Leider war das Angenehme dieses Aufenthaltes bald getrübt durch physisches Uebelbefinden. Der Mangel an Bewegung, das viele Sitzen in den Collegien in einer zum Schreiben vornübergebeugten Stellung, die meinem schwachen Magen nicht entsprechende Diät, täglich nur ein Mal warme Speisen und diese meist schwer verdaulich Abends Bier mit Käs oder Wurst, das alles beeinträchtigte meine Verdauung und es stellten sich dieselben Beschwerden ein, die ich in etwas minderem Grade schon in Rüschlikon, aus Mangel an Bewegung verspürt hatte. Dessenungeachtet arbeitete ich von Morgens bis Abends, bis tief in die Nacht hinein, die

Zeit des Mittagessens und die paar Kneipstunden am Abend ausgenommen. Von Collegien besuchte ich Schönlein's Therapie und medizinische Klinik, Textor's Chirurgie, chirurgische Klinik und Operationskurs und d'Outreponts Geburtshülfe, dessen Klinik und Operationskurs. Schönleins Klarheit und Genialität zog mich am meisten an, seine Vorträge, aber auch nur diese, schrieb ich emsig nach, copierte auch diejenigen von vorausgegangenen Semestern, und in seiner Klinik war ich ganz Aug' und Ohr. Immer in seiner Nähe, mußte ich ihm auch oft über die Auffassung eines gegebenen Krankheitsfalles Rede stehen. D'Outrepont, ein vortrefflicher Geburtshelfer, war seinem ganzen Wesen nach Franzose, beweglich, wortreich, eitel, aber freundlich, zuvorkommend, thätig. Textor dagegen war steif und pedantisch, seine Vorträge waren trocken, seine Operationen aber instruktiv und zwar besonders deshalb, weil er sehr langsam operirte und während der Operation jeden Schnitt und die Anwendung jedes Instrumentes erklärte, ohne sich darin durch Schmerzenslaute und Jammern des Operirten stören zu lassen. Das «cito, tute et jucunde» (rasch, sicher und heiter), das er den Schülern als Regel empfahl, ward dabei von ihm selbst nur wenig beachtet.

Freund Hausheer und ich waren vorläufig gewillt, nur ein Semester in Würzburg zu bleiben und dann nach Wien zu gehen. Ich wünschte indeß, wenn mir die Mittel dazu gewährt würden, noch vorher in Würzburg zu promoviren. Mein diesfälliges Petitum an den Onkel war bereits abgegangen. Ich stellte ihm vor, daß, wenn je gewichtige Gründe für meine Etablirung in Zürich sprechen sollten, mir der Besitz des Doktortitels von bedeutendem Werthe sein würde. Während ich mit gespannter Hoffnung auf Antwort wartete, kam die, wie ein Sturzbad meine Hoffnung vernichtende Antwort und die Nachricht, der alte Doktor in Höngg sei gestorben, und ich solle eilig nach Hause kommen, um mir sein Kundschaft zu gewinnen. Das war ein Blitz aus

heiterem Himmel! Ich versuchte noch durch einen dringenden Brief, das Mißgeschick abzuwenden; es half aber nichts, ich mußte Würzburg, Studien, heiteres Studentenleben und meine Träume und Pläne vom Doktoriren, Besuch der Universität Wien und was sich daran knüpfte, aufgeben. Meinen Schmerz darüber vermochte auch ein, dem Brief meines Onkels beigelegtes Briefchen meiner Braut, das ihre Freude über meine baldige Heimkehr ausdrückte, nicht zu beseitigen, wenn auch das bevorstehende Wiedersehn denselben milderte.

Meine Freunde waren durch die Nachricht meiner baldigen Abreise überrascht und bedauerten mich deßhalb. In Stammbuchblättern, theilweise von werthvollem Inhalt, drückten sie mir ihre Theilnahme und ihre Wünsche aus. Ich sammelte nun meine Semestralzeugnisse und kaufte mir noch chirurgische und geburtshülfliche Instrumente, die man in Würzburg in ausgezeichneter Qualität erhalten konnte. Die Vorbereitungen zur Abreise waren schnell getroffen, damit ich die erste beste Retourgelegenheit, die sich darböte, benützen könnte. Es zeigte sich auch bald eine solche. Einmal beim Mittagessen im Restaurant ward den Gästen angekündigt, daß Gelegenheit da sei, nach Heidelberg und Straßburg zu fahren, aber in zwei Stunden müßte man bereit sein. Ich war sofort entschlossen, dieselbe zu benützen, da ich dazu in Bereitschaft war. Nur von zwei meiner Freunde konnte ich Abschied nehmen und so verließ ich still und unbemerkt die Musenstadt, um heimwärts zu kehren. Es war in den letzten Tagen des Monat März. Meine Reisegefährten waren ein alter sächsischer Kammerherr und seine Nichte. An demselben Tag gieng es noch bis Heidelberg und am folgenden, ohne irgend einen längeren Aufenthalt nach Straßburg. Der Dame mußte ich viel von der Schweiz erzählen. Sie wollte unter anderem auch wissen, ob es daselbst noch höhere Berge gebe, als diejenigen, die man in der Umgegend von Heidelberg sah.

In Straßburg verweilte ich zwei Tage, um den Münster, die vorhandenen Denkmäler, Sammlungen und anderes näher zu besehen und das Theater zu besuchen. Dann setzte ich mich wieder auf den Marsch, der Schweiz entgegen, den Tornister auf dem Rücken, den Ziegenhaimer in der Hand, die Corpstabakspfeife im Mund, das Corpsband über die Brust, den mit Glasperlen von der Braut gestickten Tabakbeutel am kurzen Studentenrock baumelnd, den Kopf mit der rothen Corpsmütze bedeckt und die langen Lockenhaare bis auf die Schultern wallend, so zog ich rüstig dahin bis Freiburg, das mein Tagesziel war. Hier machte ich einen Tag Rast zur Umschau und zum Besuch von Schweizerstudenten. Es traf sich gerade, daß zwei von denselben in die Ferien nach Hause reisen wollten. So erhielt ich für den folgenden Tag Gefährten bis Basel. Es war ein prächtiger Frühlingstag und der Reisehumor nicht minder heiter. Den Schweizerboden in der Nähe Basels begrüßten wir mit Hochgefühl, doch sank dasselbe bei uns bald, dank der liebenswürdigen Polizei. Am Thor der Stadt fragte man nach den Pässen. Einer meiner Begleiter antwortete: „Wir haben keine Pässe, wir sind Schweizerstudenten und reisen nur heim in die Ferien." Ein Wink der Befriedigung, und wir zogen von dannen. Ich fühlte mich nicht veranlaßt zu sagen, bei mir hätte es eine andere Bewandtniß. Ich dachte mir die Sache abgethan. Innerhalb der Thore trennten wir uns; ich wollte bleiben, die andern aber zogen weiter. Auf der Rheinbrücke brummte mir wieder ein Polizeidiener zu: „Habt Ihr einen Paß?" „Ja!", „Zeigt ihn!" „Da ist er!" „Warum nicht am Thor abgegeben?" „Weil man ihn nicht verlangte." „Kommen Sie mit auf die Polizei, der Paß muß visiert und untersucht werden." Meine Einwendungen, daß ich, wie der Paß zeige, Schweizer sei, blieben unbeachtet, und ich hatte das Vergnügen mich von einem Gensdarm auf die Polizei

führen zu lassen, wo nach kurzem Verhör der Paß visiert und, was die Hauptsache war, die Gebühr bezahlt wurde. Glückliche Zeit der Paßplackereien!

In Basel blieb ich übernacht. Ich betrachtete mir den Münster, das Panorama vom Thurm, Wasers reiche Gemäldesammlung, in welcher unter anderm eine Madonna von Raphael (Preis 30,000 fl.) und eine Kreuzabnahme von Holbein sich befanden, die Rheinbrücke und anderes. Am folgenden Tage giengs weiter nach Liestal. Ich hatte mir nämlich den Plan einer kleinen Schweizerreise gemacht, den ich noch ausführen wollte, bevor ich in's gebundene Berufsleben, „in's Philisterthum", überträte. Ich hatte noch so wenig von meinem Vaterland, das mir draußen lieb geworden war, mit eigenen Augen gesehen und war namentlich mit seinen historisch-klassischen Stellen noch so unbekannt, daß eine wahre Sehnsucht mich zu jener Reise antrieb. Ich nahm daher meinen Weg von Basel über Liestal nach Solothurn, Bern, Luzern und die Urschweiz, die Wiege unserer Freiheit. Eine herrliche Frühlingssonne erheiterte mir die Wanderung. So dahinziehend im Studentenkostüm, rother Müze u. s. w. zog ich die Blicke der Landleute, insbesondere der jungen Welt, aller Orten auf mich und gab zu muthwilligen und spöttischen Neckereien Stoff. Das ärgerte mich. In Solothurn angekommen verstümmelte ich meine Haarlocken und tauschte die rothe mit einer eingepackten schwarzen Mütze. So blieb ich unbeachtet und ungeneckt. Am folgenden Morgen schritt ich Bern zu. Hier blieb ich einen Tag, um mich recht umzuschauen. Die Stadt machte auf mich einen großartigen Eindruck, mehr aber noch der Anblick der Gebirgsriesen des Oberlandes von der Plattform aus. Es zeigte sich mir dann eine wohlfeile Retourgelegenheit nach Luzern, die ich benützte. In Langenthal wurde übernachtet. Der folgende Tag brachte mich nun an die Gestade des Vierwaldstättersee's, den die Urschweiz

umgrenzt. Luzern entzückte mich durch seine Lage; das Monument, das die Stadt seither schmückt, das Löwendenkmal, war gerade in Arbeit, und ich konnte auch Thorwaldsen's Modell, das sich auf dem Gerüste befand, ruhig betrachten und bewundern. Am nächsten Tag setzte ich meine Wanderung fort. Stans, das Rütli, die Tellsplatte, Altorf, Bürglen und Schwyz wollte ich sehen. Die Fahrt von Buochs nach dem Rütli machte ich bei sehr stürmischem See in einem Kahn mit drei Schiffern. Von Schwyz mußte dann aber der Weg heimwärts d. h. gen Zürich, wo ich früher erwartet wurde, angetreten werden. Ich schlug denjenigen über Zug ein, auf welchem mir der Bergsturz von Goldau, der 15 Jahre früher (1806) stattgefunden und einen großen Teil der Dörfer Goldau und Lowerz und einen Theil des Sees von Lowerz verschüttet hatte, ganz nahe vor Augen trat. Welch' ein Anblick damals noch, welches Trümmerfeld, welch' ein Berg von Felsblöcken, deren manche von gewaltiger Größe durch die Macht des Sturzes bis ziemlich hoch an den Fuß des Rigi hinübergeschleudert worden waren.

Nach vierzehntägigem Reisen kam ich dann in Zürich an. Hier stand ich an der Grenze der heiteren Jugend und Studienzeit und an der Schwelle des sorgenden und schaffenden Alltagslebens. Zum leichten Uebergang bot mir die Liebe die Hand. Meine Braut empfing mich in ihren Armen, und die ersten Wochen wurden dem Umgang mit ihr und den Pflegeeltern, dem Besuche der Mutter, der Geschwister und anderer Verwandten und Bekannten gewidmet.

Der Dominikaner Albertus de Albo Lapide und die Anfänge des Buchdrucks in der Stadt Zürich.

Von
† Bibliothekar Frz. Jos. Schiffmann.
Mit Zusätzen herausgegeben von Ad. Fluri.

Die hier folgende Arbeit meines hochverehrten Freundes Bibliothekar Schiffmann, zu deren Veröffentlichung Frau Dr. Arnet-Schiffmann gütigst die Erlaubniß gab [1]), ist seine letzte Leistung auf dem von ihm so sehr geliebten und mit so schönem Erfolge gepflegten Gebiete der Bücherkunde. Ich erinnere nur an seine gründlichen Untersuchungen über die Anfänge des Buchdrucks in Beromünster, Luzern, Solothurn, Sitten, Uri (Altorf) und verweise auf den schönen Nachruf, den Professor J. L. Brandstetter im Jahresbericht der Luzerner Kantonsschule (1898) dem Verstorbenen widmete. Dort sind auch sämmtliche Abhandlungen Schiffmanns verzeichnet.

Zu seinem «Albolapide» sammelte Bibliothekar Schiffmann seit dem Jahre 1878 in aller Stille das Material. Im September 1896 war der Aufsatz druckfertig. Kurze Zeit darauf brachte das „Neue Berner Taschenbuch" 1897 (S. 198 und 199) einige Notizen über die Anfänge des Buchdrucks in Zürich, die unserem Freunde der Berücksichtigung werth schienen. Leider gestattete ihm seine angegriffene Gesundheit nur noch, die auf Seite 106 und 113 mitgetheilten Zusätze anzubringen.

Am 30. September 1897 starb der treffliche Mann. Er war ein Meister in seinem Fach und galt als Autorität in bibliographischen

---

[1]) Ebenfalls bin ich den HH. Prof. J. L. Brandstetter und Bibliothekar Dr. Frz. Heinemann, durch deren freundliche Vermittlung mir sowohl das fertige Manuskript, als die Vorarbeiten zur Verfügung und Verwertung zugestellt wurden, sehr zu Dank verbunden.

Fragen; allein davon wollte der bescheidene Gelehrte nichts wissen: „Ich marschiere jetzt mit Eilschritten dem Ende meines 66. Jahres zu, aber ich bin noch, Gottlob! in alter Weise für ein sachliches Wort zugänglich; jede derartige Belehrung freut mich und ist mir lieber als die leider landläufig gewordenen Phrasen." Mit diesen Worten begleitete er die Mittheilung, die er mir am 31. Dezember 1896 von dem Abschlusse seines «Albolapide» machte. Die Abhandlung folgt nun hier in der Fassung, wie sie Bibliothekar Schiffmann für den Druck bestimmt hatte. Seinem Wunsche entsprechend, füge ich derselben einige Erläuterungen und Ergänzungen bei.

* * *

Professor Salomon Vögelin, dem ausgezeichneten Kenner des alten Zürich, haben wir grundlegende Forschungen zur Druckgeschichte seiner Vaterstadt zu verdanken. Wenn dieselben hinter dem Resultate zurückblieben, das ich in dieser Untersuchung niederlege, so suche ich dies vorwiegend in dem Umstande, daß der leider so früh Dahingeschiedene in seinen Forschungen zu wenig auf die technische Seite der Frage eintrat. Diesem Umstande haben wir es denn zuzuschreiben, daß noch heute das Ausschreiben von 1504 für den nachweisbar ältesten Druck Zürichs gilt [1]), während, wie wir sehen werden, die Anfänge in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts hinaufreichen.

P. Gall Morel, der gefeierte Gelehrte des Klosters Einsiedeln, hat das Verdienst im „Nachtrag" (Seite 60) zu seinem

---

[1]) So noch im Catalogue de l'Exposition nationale suisse, Genève 1896. Groupe 25: Art ancien, der in der Abteilung: Premières impressions das Beste bietet, was wir über die Druckorte der Schweiz und deren erste Drucke besitzen. (S. 67, N. 693.)

Das Ausschreiben ist in fac-simile reproduzirt: „F. Marti, die Schützengesellschaften der Stadt Zürich, 1898" ebenfalls mit der Bemerkung „erster Zürcher Druck". In der 3. Auflage des Cat. de l'art ancien lesen wir: «mais Mr. Fr.-J. Schiffmann nous dit que la typographie a été exercée dans cette ville avant 1504 et il compte en donner la preuve dans un prochain travail.» [Ad. F.]

werthvollen Aufsatz über „Conrad vón Mure" (Neues schweiz. Museum. Basel 1865. Jahrg. 5. Seite 29—62) zuerst wieder auf Albertus de Albo Lapide aufmerksam gemacht zu haben.

Der Dominikaner Albert von Weißenstein, oder wie er sich latinisirte, Albertus de Albo Lapide, war nach dem Zeugnisse von Quétif-Echard (Script. ord. Praed. I. 847) ein Schweizer und von Zürich gebürtig. Gewiß ist, daß er in seiner Schrift über die Ablaßbulle Sixtus IV. Zürich «nostra civitas» nennt und von den Zürchern als «civium meorum» spricht. Sonst wissen wir von ihm nur, daß er, wie Quétif-Echard annimmt, 1440 zu Rom in die Theologie eintrat und daselbst sehr viel predigte. 1450 war er noch daselbst und anläßlich des Jubiläums Nicolaus V. im Beichtstuhle thätig (cujus iubileo magno ego rome cōfessiones audivi). 1455, April 28., stellte er in St. Gallen als subtitutus von Herrn Paulinus (?Chappe) für Herrn Rud. Fripolt «vicepleb. eccles. Constant. dyœc. in oppido s. Galli» einen Ablaßbrief aus. Stadtarchiv Augsburg. (Linde, Geschichte III, 845. N. 15). Nach Badius (bei Quétif-Echard, I, 847) erwarb er sich 1458 in Florenz das theologische Laureat. Zur Zeit als Sixtus IV. das Jubiläum, das er 1475 in Rom eröffnete, auch auf die Schweiz ausdehnte, war Albert von Weißenstein, wie wir es aus seiner zu besprechenden Festschrift (Abschnitt: De laudibus civitatis thuricensis) schließen dürfen, in Zürich. Ob er auch daselbst starb und wann, ist noch nicht ermittelt. In den Urkunden des Predigerklosters erscheint er nicht. (Gef. Mittheilung v. Dr. A. Nüscheler-Usteri). Das ist alles, was mir über Albertus de Albo Lapide bekannt geworden; ich glaube aber, daß noch weiteres Material beizubringen möglich wäre. Sehen wir uns nun nach seinen Schriften um.

In der so reichen Bibliothek des Benediktinerklosters Einsiedeln befinden sich zwei Drucke aus der Inkunabelperiode,

die unsern Dominikaner zum Verfasser haben und die schon bei Quétif-Echard sich verzeichnet finden.

Der eine trägt auf der Rückseite des ersten Blattes die Bezeichnung: Laus et commendatio illius Suauissimi | Cantici Salue regina feliciter incipit.

Der Anfang (Blatt 2ª) lautet: (B)eatissime dei genetricis virgi | nis marie laudem et excellenci. Für die geschriebene Initiale B ist am Anfang der drei ersten Zeilen Raum gelassen. Blatt 10 schließt der Text, Zeile 10: (v)nus in secula seculorum viuit ꝛ regnat | Amen. Dann folgt nach einem Spatium von 2 Zeilen: Explicit laus et commendatio vtilitas | et exordium suauissimi cantici Salue | regina Collecta per magistrum Alber | tum de aldo (!) lapide Sacre theologie ma | gistrum ordinis predicatorum[1]).

Der Druck zählt 10 Blätter in Klein-Quart, die volle Seite zu 25—26 Zeilen. Paginatur, Custoden und Signaturen fehlen. Ebenso die Angaben von Druckort, Drucker und Jahrzahl. Als Wasserzeichen weist der Druck den Ochsenkopf mit der Stange, auf deren Spitze eine Rose[2]). Die Schrift findet sich bibliographisch nirgends verzeichnet und konnte ich auch kein zweites Exemplar ermitteln. Das Einsiedlerexemplar ist somit bis auf weiteres ein Unikum.

Die Veranlassung der zweiten Schrift war das Jubiläum von Papst Sixtus IV. Nachdem derselbe schon am 26. März 1472 die Verordnung Pauls II., daß jedes 25. Jahr ein Jubeljahr sein sollte, bestätigt hatte, konnte er 1475 das 6. ordentliche Jubiläum feiern (Hefele-Hergenröther VIII, 209). Mit Bulle «quarto Idus Julii» 1479 dehnte Papst Sixtus IV. das Jubiläum auf das Ansuchen des Rathes in Zürich durch den Nuntius

---

1) Siehe die Reproduktion des Schlußblattes, S. 126. [Ad. F.]

2) Siehe die Abbildung, S. 118. [Ad. F.]

Gentilis de Spoleto auch auf Zürich und dessen Gebiet und überdieß auf die ganze Basler- und Churer-Diöcese aus[1]). Damit verband der Papst für 5 Jahre denselben Ablaß, den er für das in Rom gefeierte Jubiläum den Gläubigen gewährt hatte. Die Bulle befindet sich im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich für das Jahr 1843, Seite 35 vollständig abgedruckt. Gleich nach deren Veröffentlichung (novissime. Blatt 1[a]) schrieb Albertus de Albo Lapide zur Feier dieses Jubiläums seine Schrift. Sie besteht aus folgenden Abschnitten:

1. De descriptione predictae indulgentiae.
2. De punctis indulgentiarum populo et ecclesiis thuricensium concefsarum.
3. De anno jubilaeo et privilegiis ipsius.
4. Hæ indulgentiæ valde utiles et acceptabiles sunt.
5. De laudibus civitatis thuricensis, cui dictæ indulgentiæ datæ sunt.
6. De laudibus ss. martyrum Felicis, Regulæ et Exuperantii patronorum nostrorum.
7. De fonte salutari exorto ibidem.

Ueber die Abfassungszeit erhalten wir durch die Schrift noch einige nähere Daten. Blatt 7[a] und 9[a] spricht A. de A.-L. von dem Erlaß der Bulle zu Gunsten Zürichs. In Abschnitt 5 erwähnt er Blatt 10[b], wie schon Vögelin betonte, das Bündniß, das Sixtus IV. jüngst (novissimis temporibus) mit den Eidgenossen schloß. (1479, Oktober 18. bis 1480, Januar 21)[2]). Das äußerste Datum findet sich in Abschnitt 6/7, Blatt 11 a. und b. Dorten bemerkt unser Verfasser: die Mauer der Wasserkirche sei kürzlich aus Alter (nuper ex vetustate) in den Fluß gestürzt und bei den Vorarbeiten sei dann die Quelle zum Vor-

---

[1]) Man sehe auch Pastor II, 460.

[2]) Dierauer II, 262. Die Bulle selbst Eidg. Absch. III. 1, 669—671.

schein gekommen. „Gegen Weihnachten 1479" wurde mit dem Bau der Wasserkirche begonnen. Die Vorarbeiten dauerten „bis in den folgenden März (1480)". Während dieser Zeit gewahrte man zum ersten Male die Quelle. (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1843, 22. N. 5, 23. N. 9.) In diese Zeit fällt somit die Abfassung der Schrift. Der Verfasser stellte sich damit die Aufgabe, einestheils über das Wesen des Ablasses zu belehren, anderseits zu dessen Gewinnung anzuregen und aufzumuntern. Vom Ablaß und Jubeljahr handeln daher speziell die Abschnitte 1—3. Der Gewinnung desselben ist Abschnitt 4 bestimmt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch an das Gespräch von Felix Hemmerlin (Opuscula. f. 90) erinnern, das derselbe anläßlich des Jubiläums Nikolaus V. schrieb, in welchem alle Zweifel und Vorurtheile gegen die Gültigkeit des Jubelablasses widerlegt und über die Bedingung zur Erlangung desselben belehrt wird. (Im Auszuge bei Reber: F. Hemmerlin, S. 328 ff.)

Die Jubiläumsschrift, die zudem der zweite Druck ist, den wir von A. de Albo Lapide kennen, hat auf Blatt 1ª anstatt eines Titels die Aufschrift:

Laus commendatio et exhortatio De punctis et notabilibus cir | ca indulgentias gratias et facultates . eccleſiis Thuriceñ conſtã | cienß dyoceß A ſanctiſſimo domino Sixto papa moderno conceſ | ſas cum quibuſdam aliis annexis occaſionne (!) dictarum indulgenci | arum incipiunt.

Blatt 12ª, Zeile 23 schließt der Text: (iubi-) lemus canticum ꝛ ꝓficiamus in vitam eternam AMEN. Die drei letzten Buchstaben von Amen in gotischen Initialen. Nach einem Spatium von drei Zeilen folgt die Schlußschrift:

Explicit laus cõmẽdacio et exhortatõ de punctis ꝛ notabilibus cir | ca indulgẽcias gracias et facultates ecleſie (!) thuricẽſis cõſtãcieñ di | oceß a ſanctiſſimo dño Sixto papa moderno cõceſſas cũ quibuſ | dam aliis ãnexis occaſione dicta-

rum indulgēcia(rum) collecta p mgrm | albertum de albo lapide ſacro theloye (!) pfeſſorem.

Der Druck zählt 12 unpaginirte Blätter in Folio, von denen Blatt 12b ein Vacat. Die Seite zu 26—35 Zeilen. Wie dem erſten Drucke, ſo fehlt auch ihm jede Angabe über Druckort, Drucker und Jahr. Als Waſſerzeichen hat er den Ochſenkopf mit dem Z über der Stange. Während die Schrift den ältern Bibliographen unbekannt blieb, verzeichnet ſie dagegen Haller III, N. 1106. In neuerer Zeit beſprach ſie außer P. Gall Morel (a. a. O. 60) Madden (Lettres d'un bibliographe. Paris 1875, 4me série p. 252) und gab M. Giſi (Verzeichnis der Incunabeln der Kantonsbibliothek Solothurn 1886, S. 157, N. 575) die erſte bibliographiſch genaue Beſchreibung nach dem Solothurner Exemplare[1]).

Außer in Einſiedeln und Solothurn, finden ſich noch Exemplare in Zürich (Stadtbibliothek) und Aarau (Kantonsbibliothek). Ein Exemplar beſaß der Bürgermeiſter P. Uſteri; dieſes kam 1874 mit einem großen Theile ſeiner wertvollen Bibliothek in den Beſitz des Antiquariates H. Georg in Baſel (Catalog XXVII, N. 717) und wurde dann 1884 für 40 Fr. nach Berlin verkauft. Das Exemplar von J. A. P. Madden wurde nach ſeinem Tode, im April 1890, verkauft. (Cat. Madden. Paris 1890, p. 137, N. 981). Nach gefl. Mittheilung der Fräulein M. Pellechet beſitzt auch die Bibliothèque nationale in Paris ein Exemplar (M. 163). Wir können alſo 7 Exemplare für die Gegenwart mit Sicherheit nachweiſen.

---

[1]) Neueſtens beſchrieb ſie M. Pellechet (Catalogue général des incunables des bibliothèques publiques de France. Paris 1897 I, 86, N. 410): Sans ind. typ. 12 ffnc., car semi-goth. mais les majuscules sont presque toutes romaines (analogues aux car. de Gering et des imprimeurs Zainer à Augsbourg et à Ulm). [Nachträglicher Zuſatz.]

Wo wurden nun aber diese Schriften gedruckt, von wem und zu welcher Zeit?

P. Gall Morell verbindet mit seiner Notiz über A. de A. L. die Frage: War vielleicht schon zu Anfang der siebziger Jahre eine kleine Presse in Zürich? (a. a. O. 61) und schließt mit dem Bekenntniß: „Ueber Druckort, Drucker und Jahr des Druckes konnte ich Nichts ermitteln. Es lohnte sich die Mühe genauer darüber zu forschen." (a. a. O. 62.)

Treten wir daher auf den Druck näher ein. Die Schrift besteht aus einer Lage von 6 Bogen oder 12 unpaginierten Blättern und dem entsprechend 24 unpaginierten Seiten, von denen Seite 24 ein Vacat ist. Die Seite zu 26 (28) bis 35 durchgehenden Zeilen. Aber obwohl die Schrift nur von bescheidenem Umfange ist, fehlte es dem Setzer doch an dem dazu benöthigten Materiale, er hatte somit nur über ein kleines Schriftsortiment zu verfügen. Wir sehen ihn deßhalb seine Antiqua, besonders die Versalien, mit gothischer Schrift ergänzen. Eine Erscheinung, der wir auch beim ungenannten Speier-Drucker von 1471 begegnen. F. W. Roth (Geschichte und Bibliographie der Buchdrucker zu Speier. Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz XVIII. (1894/95) urtheilt hierüber: „Jedenfalls lag hier Typenmangel vor, der durch ältere angekaufte Bestände in gothischen Typen ergänzt ward". Wir begegnen übrigens dieser Praxis auch in größern Druckereien, wie z. B. Wenßler in Basel.

Dagegen ertappen wir unsern Setzer, wie schon Madden (a. a. O. 253) hervorhob, noch auf weitern Kunstgriffen. Um z. B. seinen Bedarf an großen R zu decken, behalf er sich, da er nur 7 zur Verfügung hatte, aber 13, nach Madden 14, bedurfte, für die fehlenden mit K.[1]) Wir lesen daher Komana

[1]) Einer ähnlichen Erscheinung begegnen wir auch in einem Drucker (Mancinellus) von Joh. Schäffler in Ulm 1499. „Wo es an einem D fehlte mußte an vielen Stellen ein umgekehrtes G den Dienst versehen." (Klemm, 334, N. 711.)

statt Romana, Karo statt Raro, Kegnum statt Regnum rc. Aus gleichem Grunde lesen wir zweimal Eelicis statt Felicis. Daß dem Setzer wirklich das Material abging, dafür haben wir in Blatt 10ª (Seite 19) ein treffliches Belege. Blatt 10 (Seite 19/20) des Einsiedler Exemplars gehört, wie wir später sehen werden, zu einem Neudrucke. Nun hat das Solothurner Exemplar (Zeile 25) ein großes gothisches G, wie es z. B. die G. Zeiner'sche Fettschrift besitzt. Dasselbe findet sich genau im Einsiedler Exemplare wieder, statt, wie man erwarten sollte, ein G aus Antiqua. Durchschlagend ist aber die Manipulation mit den benöthigten R. Auf demselben Blatt 10ª (Seite 19) lesen wir Zeile 29 Revera und Zeile 30 Kegum statt Regum. Im Neudrucke des Einsiedler Exemplars aber umgekehrt Kevera statt Revera, dagegen Regum. Ein sicher zweifelloses Beispiel für den vorhandenen Schriftmangel.

Bemerkenswerth ist auch, daß während Dziatzko (Gutenbergs früheste Druckerpraxis, 68) schon für die 42- und 36-zeilige Bibel 4—5 Satz- und Interpunktionszeichen nachweist und nach Klemm (Beschreibender Katalog, 25) P. Schöffer 1471 für den Druck des Valerius Maximus „zum ersten Male neben dem Punkte auch andere Interpunktationen Komma, Ausrufungszeichen und Fragezeichen" verwendete, in unsern beiden Drucken dagegen nur der Punkt und ein charakteristisches Trennungszeichen //, ||, \\ das schon Madden (a. a. O. IV, 252) hervorhob, vorkommen. Es ist dies um so beachtenswerther, weil die zwei Drucke durch ihren großen Reichthum an Ligaturen den Beweis bieten, daß unser Sortiment aus einer wohleingerichteten Druckerei kam. So zähle ich 36, für q mit Sicherheit 8 Spezies, während Dziatzko (Gutenberg Seite 66) für die 36- 42-zeilige Bibel deren nur 4 verzeichnet.

Einen weitern und interessanten Einblick in die Leistungsfähigkeit und das Druckverfahren erhalten wir, wenn wir die

2 Exemplare, die uns durch die Güte der Bibliotheken von Einsiedeln und Solothurn vorlagen, in die Untersuchung einziehen. Wir erhalten damit auch ein neues Belege, daß man gut thut, wenn man sich für Untersuchungen nicht bloß auf ein Exemplar beschränkt.

Beide Exemplare sind in der Blätterzahl übereinstimmend, nicht aber im Seitendrucke. Das genaue Verhältniß ist folgendes:

Blatt 1^a (33 Zeilen), 1^b (34), 2^a (32), 2^b (34), 3^a (34), 3^b (34), 4^a (33), 4^b (34), 5^a (Einsiedeln 33, Solothurn 32), 5^b (33), 6^a (34), 6^b (32), 7^a (31), 7^b (35), 8^a (35), 8^b (Einsiedeln 32, Solothurn 33), 9^a (34), 9^b (32), 10^a (34), 10^b (35), 11^a (33), 11^b (33), 12^a (Einsiedeln 28, Solothurn 26), 12^b (Vakat). — Davon sind Blatt 1^b, 2^b, 3^b, 4^b, 6^a und 6^b, 7^b, 8^a, 9^a, 10^a und 10^b vollzählig.

Wir sehen hieraus bereits, daß wir es mit zwei differierenden Drucken zu thun haben. Dem ist auch in der That so und zwar derart, daß das Solothurner Exemplar den ursprünglichen Druck bietet, während uns das Exemplar von Einsiedeln mit einem theilweisen Neudrucke bekannt macht.

Uebereinstimmend sind in beiden Exemplaren: Blatt 2 (S. 3/4), 4 (7/8), 5^b (10), 6 (11/12), 7 (13/14), 8^a (15), 9 (17/18), 11 (21/22).

Abweichend: Blatt 1 (1/2), 3 (5/6), 5^a (9), 8^b (16), 10 (19/20), 12 (23).

Ich gehe nun zur Klarstellung dieses Verhältnisses auf die Varianten über und lege hiefür das Solothurner Exemplar zu Grunde.

Eine nur flüchtige Durchsicht von Blatt 1 (Seite 1/2) belehrt uns schon, daß der Neudruck dieser Seiten sich auf Korrekturen beschränkt, die zudem ganz gut bloße Preßkorrekturen

sein könnten[1]). Anders gestaltet sich das Verhältniß von Blatt 3 (Seite 5/6). Hier begegnen wir nicht nur Korrekturen, sondern einem wirklichen Neusatze. Dieser läßt sich nicht auf eine Einschiebung und in Folge dessen nothwendige „Umbrechung des Satzes" zurückführen; denn eine Einschiebung oder Textkürzung findet sich nicht, sondern das Verfahren hat in einem Neusatze seinen Grund, wie dies vorzüglich aus Blatt 3^b (Seite 6) hervorgeht. Daselbst erfahren wir nämlich, wie Abweichung von den im Solothurner Exemplar gebrauchten Abbreviaturen das Satzverhältniß verschob. Wir dürfen hieraus auch folgern, daß dem Setzer des Einsiedler Exemplares der Solothurner Druck nicht vorlag, sondern ihm von einem Anagnostes vorgelesen wurde[2]). Ein Verfahren, wie es in den ersten Zeiten der Druckerei, z. B. auch in Beromünster (Münster im Kanton Luzern) statthatte und worüber uns Madden in seinen «Lettres d'un bibliographe» Sér. 5 und 6 ausführlich belehrt. Einem gewöhnlichen Setzer wäre dies auch nicht möglich gewesen, indem es genaue Kenntniß des Lateinischen verlangt, und er hätte sich daher wohlweislich strenge an seine Vorlage gehalten. Den gleichen Ursachen begegnen wir auch in dem Blatt 5^a (9), 8^b (16), 10 (19/20). Besonderer Erwähnung bedarf noch Blatt 12^a (S. 23). Hier sind im Solothurner Exemplar die zwei ersten Zeilen: infructuoſus eſſet poſteris ſanguis eorum vt inde creſceret | ſeges vnde putabatur peritura Inquit auguſtinus | handschriftlich er-

[1]) Ich will als Belege hiefür die Korrekturen von Blatt 1 (Seite 1/2) beisetzen:

	Solothurn	Einsiedeln
Blatt 1^a Zeile 16	largſſimas	largiſſimas
Blatt 1^b Zeile 15	aqna	aqua
Zeile 25	nnuc	nunc

[2]) Vgl. dagegen meine Zusätze. Zur Orientierung diene, daß mit dieser Bemerkung auf Abweichungen oder Zusätze in meinen Nachträgen hingewiesen wird. [Ad. F.]

gänzt, während sie das Einsiedler Exemplar gedruckt enthält. Dann zeigt auch die Schlußschrift kleine Korrekturen.

Nachdem wir uns überzeugt haben, daß das Einsiedler Exemplar theilweise ein Neudruck ist, wollen wir die Druckfrage erörtern. Der Druck besonders des Solothurner Exemplars ist ein kräftiger und gleichmäßiger. Das „Register" ist wesentlich besser als im «Salve Regina», was mir auch ein Beweis vom früheren Drucke dieser Schrift ist. Sehen wir nun, in welcher Weise der Druck der Jubiläumsschrift statthatte. Ueber das Druckverfahren in den ersten Jahrzehnten der Inkunabelperiode herrschen zwei sehr abweichende Ansichten. A. Bernard (De l'orig. et des débuts de l'imprimerie en Europe, I, 164 und N. 1; II, 9), der selbst ein Drucker war und einer Druckerfamilie angehörte, nimmt an, der Druck habe lagenweise stattgehabt, und zu diesem Zwecke habe daher der „Satz" hiefür vollständig fertiggestellt sein müssen. A. Claudin (Antiquités typogr. de la France: J. Neumeister) dagegen, ein nicht minder gewichtiger Kenner, behauptet, das sei durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil, der Druck habe mittelst zwei Seiten und selbst nur durch eine Seite auf einmal stattgehabt [1]). In Beromünster hatte das von Claudin beschriebene Verfahren statt; das ergibt sich mit Sicherheit aus den 2 Ausgaben von Rodericus Speculum, 1472 und 1473. Ebenso dürfen wir es für unsern Fall mit den Seiten 9 und 16 behaupten [2]). Wir wollen dies übrigens klar stellen: Seite 9 schließt im Solothurner Exemplar: Nō eni(m).

---

[1]) Cette manière d'imprimer par deux, et même par une page à la fois, était pratiquée au 15e s. par les prototypographes, surtout par ceux qui entreprenant des voyages pouvaient se déplacer avec un matériel peu considérable, pour aller, soit sur la commande d'un Mécène quelconque, soit pour leur propre compte, tenter la fortune dans les localités où ils introduisaient l'art nouveau. (p. 24.)

[2]) Vgl. dagegen meine Zusätze. [Ad. F.]

Ebenso schließt das Einsiedler Exemplar, aber während im Solothurner Exemplar die Zeile damit genau ausgeht, läßt sie im Einsiedler Exemplar infolge des veränderten Neusatzes ein Spatium von zirka 15 n. Dieselbe Erscheinung, nur nicht so auffällig, zeigt sich Seite 16. Hier schließt im Einsiedler Exemplar: pat(et) die Seite, während im Solothurner Exemplar das Wort patet den Setzer zu einer Extrazeile zwingt, um es unterbringen zu können, weil Seite 17 mit einem neuen Abschnitte beginnt. Die Seiten 17/18 gehören nämlich dem alten Drucke an.

Alle diese Erscheinungen, die wir im „Satz und Druck" kennen lernten, drängen uns die Ansicht auf, daß die Schrift nicht aus einer eigentlichen Druckerei hervorging. Doch geht Madden (a. a. O. IV, 253) mit seinem Urtheile: „Eine so schlecht eingerichtete Druckerei ist ganz undenkbar (invraisemblable)" entschieden zu weit. Er kommt zum Schlusse: „In Zürich hatte man keine Buchdruckerei, man entlehnte daher aus irgend einer Druckerei einer Nachbarstadt eine Presse und die Schriften. Da man nur den Druck kleiner Schriften, wie die unserige, plante, wollte man keine vollständige Einrichtung und täuschte sich (wie wir oben sahen) über die Zahl der benöthigten Versalien. Die Schlußschrift nennt den Drucker nicht, weil die Religiosen, die sehr wahrscheinlich die kleine Schrift druckten, der Publizität durchaus nicht begehrten." Soweit Madden.

Zur Zeit der Jubiläumsfeier hatte es in der deutschen Schweiz nur einen Druckort, nämlich Basel. Daselbst erfreute sich das Gewerbe einer hohen Blüthe. Daß die Schrift aber dorten nicht gedruckt wurde, dafür spricht die technische Ausführung und das Papier[1]). Auch Madden folgert aus dem Wasserzeichen der Jubiliäumsschrift, dem Ochsenkopf mit dem Z auf der Stange «l'initiale de Zurich, la lettre Z». Die Annahme von Madden,

[1]) Siehe die Abbildung S. 118. [Ad. F.]

der zuerst hierauf hinwies, und die ganz unbeachtet blieb, hat seither durch die grundlegenden Forschungen von C. M. Briquet in Genf über die Wasserzeichen die vollste Bestätigung und eine urkundliche Grundlage gefunden. Der genannte Forscher weist nämlich in der Union de la Papeterie, Lausanne 1885, Nr. 3 nach, daß das erwähnte Wasserzeichen in den Jahren 1473 bis 1495 in den Produkten der 1470 von Heinrich Walchwiler von Zug in Zürich errichteten Papiermühle vorkommt. Nun läßt sich aber in Zürich zur Zeit des Jubiläums keine Buchdruckerei nachweisen [1]). Wären die beiden Drucke das Werk eines Wanderdruckers, der seine Presse in Zürich aufgeschlagen hatte, so müßten Drucke desselben Charakters an andern Orten vorkommen, wie es z. B. mit den Drucker von Trier und Metz der Fall war. (Hartwig, Centralblatt f. Bibl. IV, 241. XII, 143). Allein bis jetzt gelang es mir trotz allen Bemühungen nicht, ein Belege hiefür aufzufinden. Dagegen glauben wir dargelegt zu haben, daß die Schriften nur mittelst eines sehr bescheidenen Sortiments erstellt wurden. Dabei bin ich auch der Ansicht, daß man bei Erwerbung dieses Materials nicht den Druck der Jubiläumsschrift in Aussicht hatte, sondern anfänglich vielleicht nur den Druck einer kleinern Schrift, wie z. B. das «Salve Regina», das

[1]) In Zürich begegnen wir den bis jetzt ältesten Spuren eines Buchdruckers: «Uff 3. post resurrexit anno &c 1479 hat Sigmund Rot genannt Langschnider der Buchtrucker von Bitsche das Burgrecht geswornn. gratis.» So belehrt uns P. Schweizer im Anz. f. schweiz. Altertumskunde 1885, S. 118, in den Auszügen aus dem Burgerbuche. Ich schulde diesen Hinweis, da die Stelle ganz meiner Erinnerung entschwunden war, der Güte des H. Adolf Fluri. Drucke sind von ihm keine namentlich bekannt. In München befinden sich aber Einblattdrucke, so z. B. ein Einblatt-Kalender von 1482, die laut gefl. Mittheilung von H. Karl Burger nach Zürich verlegt werden. Da nun der Druck unserer Jubiläumsschrift, wie wir bereits ersehen, in das Jahr 1480 fällt, so wäre es das nächstliegende, sie Sigm. Rot zuzuschreiben. Allein so glatt, wie es uns erscheint, ergibt sich die Lösung nicht. (Nachträglicher Zusatz.)

Madden nicht kannte, und welches zweifellos früher gedruckt wurde. Ich komme daher mit Madden zum Schlusse: Der Druck der Jubiläumsschrift hatte in Zürich statt. Er ist aber nicht das Produkt einer ordentlichen Druckerei, sondern er ging im Gegentheil aus einem Kloster hervor, das einen kleinen Apparat besaß, der sich aber, wie wir sahen, für unsere Schrift als unzureichend erwies.

Welches mag nun aber dieses Kloster gewesen sein?

Albertus de Albo Lapide, der Verfasser der beiden Schriften, ist Dominikaner. „Der Zweck der ganzen Abhandlung" (über das Salve Regina), schreibt P. Gall Morel (a. a. O. 61), „scheint zu sein, die Gläubigen zum fleißigen Besuche der Kirche der Predigerbrüder anzuhalten". In der Jubilämsschrift bekundet der ganze Inhalt Zürich als deren Heimat. Sie hatte den Zweck die große Feier in Zürich einzuleiten. Es lag daher im Interesse des Ordens, der zudem die Ablaßpredigt zu seinen Aufgaben zählte, die Schrift daselbst erscheinen zu lassen. Dazu kommt, daß die zwei Schriften, wie sie beide dem Orden dienen und beide denselben Verfasser haben, ebenso aus ein und derselben Druckerei hervorgingen. Diese Druckerei haben wir aber aus den uns bekannt gewordenen Gründen in einem Kloster zu suchen. In Würdigung dieser Faktoren gelange ich zum Schlusse: Wie wir zur Ansicht kamen, der Druck habe in Zürich stattgehabt, so haben wir bezüglich der Druckerei in erster Linie an das Dominikanerkloster daselbst, das in der Nähe der späteren Froschau lag, zu denken.

Noch schulden wir die Antwort auf die Frage nach der Zeit ihres Druckes.

Quétif-Echard (I. 847) nimmt als Druckzeit 1471 an und Haller (III. N. 1106) scheint derselben Ansicht zu sein. P. Gall Morel setzt dieselbe, wie wir bereits wissen, als „vielleicht zu Anfang der siebziger Jahre" (a. a. O. 61). Madden, der nur die Jubi-

läumsschrift kannte, schreibt: Das Datum des Druckes muß früher (antérieur à) 1475, dem Jahre des Jubiläums von Sixtus IV. sein. Dieser Annahme widerspricht schon die Stelle, Blatt 1 a: iubileum — quem in alma tua vrbe Romana a n t e paucos annos. Ich selbst habe für die Druckzeit der Jubiläumsschrift, auf die ich mich beschränke, doch nicht ohne die wiederholte Bemerkung, daß das Salve Regina im Drucke vorausging, folgende Anhaltspunkte gewonnen. Wie wir wissen, ist das äußerste Datum, das wir für die Abfassung kennen lernten, die Zeit von Weihnachten 1479 bis März 1480. Erst nach dieser Zeit kam die Schrift in Druck. Nun handelte es sich aber damit um eine Jubiläumsschrift und dies machte ihr Erscheinen vor der Festzeit zur Nothwendigkeit. Da nun das Jubiläum mit der „ersten Vesper am Vorabend von St. Felix und Regulatag“ seinen Anfang nahm, mußte die Schrift vor dem 11. September 1480 die Presse verlassen, um ihrer Eigenschaft als Festschrift zu genügen. In der Schrift wird auch Sixtus IV. als jetzt regierend (papa moderno) bezeichnet; da derselbe 1484, August 12. starb, so würden wir damit diesen Termin als äußerste Grenze des Druckes erhalten. Davon kann jedoch keine Rede sein; denn der Charakter der Schrift als Festschrift nötigt uns, 1480 als Druckjahr festzuhalten. Ein Faktum, dessen Werth für die Druckzeit man bisher zu wenig würdigte, das aber nach meinem Dafürhalten die Zeitfrage präzis löst.

Am Schlusse meiner Untersuchung über Ort, Druckerei und Jahr der Jubiläumsschrift komme ich zu folgenden Resultaten:

1. Die Jubiläumsschrift wurde in Zürich gedruckt, aber nicht in einer betriebsfähigen Druckerei, sondern wahrscheinlich

2. im Dominikanerkloster daselbst.

3. Das Druckjahr ist 1480.

Ziffer 1 und 2 meines Resultates mache ich auch für die Schrift: Salve Regina geltend. Wenn ich bezüglich Ziffer 3

nicht näher eintrete, so geschieht dies, weil mein Material hiefür noch zu wenig ausreichend ist, wie ich aber wiederholt betonte, halte ich dieselbe für älter als die Festschrift. Auch die Antwort nach der Bezugsquelle des Materials muß ich mir noch offen behalten. Es genügt mir, die Frage von neuem angeregt zu haben. Möge mein Beitrag deren Lösung fördern.

Luzern.

Frz. Jos. Schiffmann.

* * *

Durch die Güte der HH. Bibliothekare von Solothurn, Zürich, Aarau und Einsiedeln wurde es mir ermöglicht, eine genaue Vergleichung der 4 auf schweizerischen Bibliotheken sich befindlichen Exemplare der größern Schrift des Albertus de Albo Lapide vorzunehmen. Besondern Dank schulde ich auch Herrn Staatsarchivar H. Türler in Bern, der mir bei meinen Untersuchungen in freundlichster Weise mit Rath und That beistand.

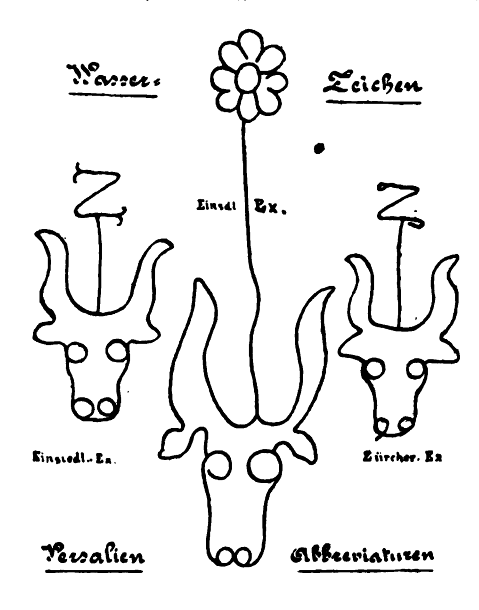
Sämmtliche 4 Exemplare sind Bestandtheile von Sammelbänden. Da aber keines der miteingebundenen Bücher Anhaltspunkte zu einer nähern Bestimmung des «Albolapide» liefert, so übergehen wir deren Aufzählung. Das Exemplar der Solothurner Kantonsbibliothek ist leider defekt; vom ersten Blatte ist rechts ein Streifen abgerissen, so daß mit Ausnahme der Zeilen 26—28, die intakt blieben, vom Text 1—12 Buchstaben per Zeile fehlen. Das Exemplar der Stadtbibliothek in Zürich trägt die Signatur Gall II, 62a; es ist gut erhalten. Dasjenige, das jetzt auf der aargauischen Kantonsbibliothek aufbewahrt wird, gehörte ehemals dem Kloster Muri und ist bezeichnet Inc. 48. Der Bücherwurm hat ihm ziemlich arg zugesetzt. Das Einsiedler Exemplar, von vorzüglicher Erhaltung, ist mit dem Stempel Bibliotheca Monasterii Einsidlensis und der Nummer 246 versehen. Zur Unterscheidung dieser 4 Exemplare bedienen wir uns der Buchstaben S, Z, A, E.

titer ſuauiter q̄ȝ diſponit Donet deus ut hec mea exhortacio ſim
plici quidem ſed veraci ſtilo exarata de in dulgenciarum laude et
commendatione ſingulorum corda penetret Et hic ſ quiſq̄ȝ err ē
det vt noui per indulgencie veniā Nouum deo cannemus ꝛ iubi
lemus canticum ꝛ ꝓficiamus in vitam eternam AMEN

Explicit laus cōmēdacio et exhortatō de punctis ꝛ notabilibus cir
ca indulgēcias gracias et facultates ecleſie thuricēcis cōſtācieñ di
oceſ a ſanctiſſimo dño Sixto papa moderno cōceſſas ū quibuſ
dam aliis ānexis occaſione dictarum indulgēciaꝝ colecta p mgr̄m
albertum de albo lapide ſacro theloye ꝓfeſſorem.

Maaßſtab 1/1. Unterſtes Drittel der größern Schrift des Alb. de Albolapide, Zürcher Exemplar.

Das Papier, auf dem S und E gedruckt wurden, ist von Bibliothekar Schiffmann beschrieben worden; es trägt als Wasserzeichen den Ochsenkopf mit dem Z; diese Marke kommt auch bei Z und A vor. Bei E hat indessen Blatt I den Ochsenkopf mit



A CDEE GHIJIKLMMNO
PQ RSTTV

Maaßstab ⅔.
Wasserzeichen und Abbreviaturen der beiden Schriften des Alb. de Albolapide.

der Rose. S, Z, A und E sind mit den gleichen Lettern gedruckt worden.

Bibliothekar Schiffmann hat auch bereits darauf hingewiesen, daß die Schrift aus einer Lage von 6 Bogen (Sexterne) besteht. Es bildete somit

Bogen	1	die Blätter	I	und	XII	oder Seite	1, 2	und	23, 24
„	2	„ „	II	„	XI	„ „	3, 4	„	21, 22
„	3	„ „	III	„	X	„ „	5, 6	„	19, 20
„	4	„ „	IV	„	IX	„ „	7, 8	„	17, 18
„	5	„ „	V	„	VIII	„ „	9, 10	„	15, 16
„	6	„ „	VI	„	VII	„ „	11, 12	„	13, 14

Schon früher kamen die Buchdrucker auf den Gedanken, nicht mehr bloß seitenweise, sondern *lagenweise* zu drucken, nämlich Blatt I^a zugleich mit Blatt XII^b, d. i. die erste Seite mit der letzten, Blatt I^b zugleich mit Blatt XII^a, d. i. die zweite mit der vorletzten u. s. f. Belege hiefür gibt *Adolf Schmidt* in seinen scharfsinnigen Untersuchungen über die Buchdruckertechnik des 15. Jahrhunderts (Centralblatt für Bibliothekwesen 1897, Seite 58). Daß bei unserer Schrift ebenfalls zwei Folioseiten zu einer Form zusammengeschlossen und gleichzeitig gedruckt wurden, soll in folgendem nachgewiesen werden. Es ist einleuchtend, daß ein Bogen, der nicht genau aufgelegt wurde, einen zum Blattrande schief stehenden Abdruck bekam, ein sogenanntes schiefes Register. Beim lagenweisen Druck wird nun ein solcher Fehler nicht bloß auf einer Seite, sondern auch auf der ihr korrespondierenden (siehe obiges Schema) bemerkbar. Hält man ein Blatt gegen das Licht, so sieht man sofort, ob die Zeilen der Vorderseite parallel mit denjenigen der Rückseite laufen oder nicht. Kreuzen sich die Zeilen, so ist das Register schief. Weist die korrespondirende Blattseite die nämliche Erscheinung im gleichen Grunde auf, so ist das Buch lagenweise gedruckt worden. Dies ist nun der Fall bei unserer Schrift: ein auffällig schiefes Register hat z. B. die Lage III und X in E, V und VIII in Z, VI und VII in S und A.

Ist nun festgestellt, daß das Büchlein in Lagen gedruckt worden ist, so folgt hieraus, daß mit dem Drucke nicht begonnen wurde, *ehe das Ganze gesetzt war.* Unser Drucker ver-

fügte demnach über eine ganz respektable Zahl von gemeinen Buchstaben, Ligaturen und Abbreviaturen. Rechnet man die 759 Zeilen zu durchschnittlich 55 Buchstaben, so kommt man auf rund 40,000! Der große Vorrat an Abkürzungszeichen ist auch Bibliothekar Schiffmann aufgefallen; er zählte deren 36; es sind indessen mindestens 40 [1]).

Wie steht es aber mit den Initialen, den großen Buchstaben am Anfange eines Abschnittes, und den Versalien, den großen Buchstaben überhaupt? Für die Initialen ist in allen 4 Exemplaren vom Drucker Raum gelassen worden, damit sie vom Rubrikator hineingemalt werden können. Es sind ihrer 9. Bei S sind sie von unbeholfener Hand ausgeführt worden; etwas besser bei Z, bei A dagegen mit ziemlichem Schwung, aber etwas gedankenlos; denn Blatt I[a] steht statt O ein S und Blatt IX[b] statt H ein N. Uebrigens hat auch das Solothurner Exemplar diesen gleichen Fehler nebst einem andern: Blatt VIII[b], N für S. Bei E ist das Rubriziren unterblieben. Zu bemerken ist noch, daß bei S und A fast alle Versalien mit einem rothen Strich mitten durch den Buchstaben versehen worden sind.

An Versalien soll es unserm Drucker gefehlt haben. Im Solothurner Exemplar zählte ich 435, die sich folgendermaßen verteilen: A (29), C (21), D (16), E (16), gothisches E (45), gothisches G (1), H (7), gothisches H (15), I (37), K (6), gothisches L (4), M (3), gothisches M (7), gothisches N (36), O (14), P (19), Q (49), R (7), S (60), T (3), gothisches T (14), V (26). Es kamen oder brauchten nicht zur Verwendung zu kommen B, F, X, Y und Z [2]). Bibliothekar Schiffmann macht auf die zweimal vorkommende, sonderbare Verwendung des E für F (Eelicis statt Felicis), ebenso auf den sechsmaligen

---

1) Siehe die Zusammenstellung auf S. 118.

2) Siehe die Zusammenstellung auf S. 118.

Gebrauch eines K für ein R aufmerksam und schließt daraus auf Typenmangel. Indessen ist es ebenso auffällig, daß der Drucker konsequenterweise K für R setzte und daß schon auf der ersten Seite Komana für Romana steht, trotzdem ihm noch 6 R zur Verfügung standen. Wörter mit großen K kommen nicht vor, den kleinen k fand ich Blatt VIII[a], Zeile 29: in sanctā ecclesiā katholicā, Blatt VI[a], Zeile 26: katholicus und in dem deutschen Satz auf Blatt VIII[a], Zeile 17: «wånn die zitti kumptt daß man dir den applaß für die tür bringtt so schluß den seckel zu.» Könnte nicht der merkwürdige Gebrauch von K für R als eine Verwechslung aufgefaßt werden, die in der Aehnlichkeit der beiden Buchstaben und in dem seltenen Vorkommen des K ihre Erklärung findet? Faulmann gibt in seiner „Illustr. Gesch. der Buchdruckerkunst" eine Reihe Alphabete aus älteren Druckwerken. Bis zum Jahr 1485 fehlt in sämtlichen der große K; ferner ist dieser Buchstabe bei seinem Auftreten in spätern Alphabeten vom großen R kaum zu unterscheiden. Sein Vorkommen in unserm Druck ließe also, wie die zahlreichen Abbreviaturen, eher auf Typenreichthum schließen, während seine sonderbare Verwendung ein Armuthszeugniß für den Setzer wäre, auf dessen Conto wir dann auch den Fehler Eelicis für Felicis schreiben. Druckfehler sind bei ihm, wie Bibliothekar Schiffmann bereits hervorgehoben hat, nichts außergewöhnliches. Uebrigens verfuhr unser Setzer ganz willkürlich mit den großen Buchstaben und kehrte sich weder an Satzzeichen, noch an Eigennamen.

Bibliothekar Schiffmann hat auf das eigenthümliche Verhältniß der Exemplare von Solothurn und Einsiedeln aufmerksam gemacht. Nach seinen sorgfältigen Untersuchungen ist S älter als E. E zeigt Abweichungen von S auf Blatt I, III, V[a], VIII[b], X, XII. In den übrigen Blättern ist vollkommene Uebereinstimmung. Fassen wir nochmals die Veränderungen ins Auge. Wie wir gesehen haben, im Gegensatze zu der Auffassung Schiff-

manns, wurde die Schrift lagenweise gedruckt. Nun vertheilen sich die Varianten ebenfalls auf Lagen und zwar auf die 3 folgenden:

Blatt I und XII
" III " X } Siehe obige Zusammenstellung.
" V " VIII

Die übrigen Lagen blieben intakt. Bibliothekar Schiffmann wies bereits nach, daß sich einige Varianten auf Preßkorrekturen, die während des Druckes geschahen, znrückführen lassen, daß hingegen andere, nur durch die Annahme eines Neudruckes zu erklären sind.

Als bloße Korrekturen erweisen sich bei näherer Untersuchung die Abweichungen auf Blatt I und XII. Sie gestatten uns zugleich das Verhältniß der 4 uns gütigst zur Verfügung gestellten Exemplare zu einander klar zu legen. Es hat

S.	Z.	A.	E.
	Blatt I^a =	Seite 1.	
Z. 16 largſſimas	—	—	largiſſimas
	Blatt I^b =	Seite 2.	
Z. 15 aqna	—	aqua	—
Z. 25 nnuc	—	nunc	—
	Blatt XII^a =	Seite 23.	
Z. 1 u. 2 handschriftlich	—	gedruckt	—
		Z. 1 ſeegs	ſeges
Z. 12 mira-	mira	—	—
Z. 23 eteruem	eternam	—	—
Z. 26 (di-)oteß	(di-)oceß	—	—
	Blatt XII^b =	Seite 24.	
leer	—	—	—

Aus dieser Zusammenstellung geht nun deutlich hervor, daß S zuerst gedruckt wurde; Z hat 3 Korrekturen, A 5, und E

verbessert noch einen in A stehen gebliebenen Fehler. Interessant ist, wie in A und E die zwei fehlenden, in S und Z handschriftlich ergänzten Zeilen auf Blatt XII^a (infructuoſus eſſet poſteris ſanguis eorum vt inde creſceret ſeges | vnde putabatur peritura. Inquit auguſtinus.) eingeschaltet wurden. Um nicht umbrechen zu müssen, ließ der Setzer zwischen dem Schlusse des ersten und dem Anfange des zweiten Satzes einen leeren Raum von 37 mm.

Bei den übrigen Lagen III^a und X^b, III^b und X^a, V^a und VIII^b treffen wir Abweichungen, die schlechterdings nicht mehr als bloße Preßkorrekturen aufgefaßt werden können, sondern von einem Neudrucke herrühren müssen. Wir beginnen mit Blatt III^a = Seite 5 und heben von den 16 Varianten folgende hervor:

	S.	Z.	A.	E
Z. 3	q̃ ſoluta per	—	—	qua ſoluta ꝑ
„ 7	peccatorum	—	--	peecatorum
„ 11	pelnarie	—	—	plenarie
„ 13, 14, 17,	pectatis	—	—	peccatis
„ 27	Quãtũ	—	—	Quantũ
„ 29	(cristi-)næ	—	—	(cristi-)ane
„ 31	et totius	—	—	et tocius

Wir sehen in E einige Druckfehler von S, Z, A beseitigt. Anderseits weist E selber einen Druckfehler auf. Abbreviaturen sind aufgelöst und umgekehrt Wörter abgekürzt. Wie Bibliothekar Schiffmann es übrigens bereits klar gelegt hat, haben wir es hier wirklich mit einem Neudrucke zu thun. Wahrscheinlich ist während des Druckes irgend ein Mißgeschick mit dieser Lage passiert, so daß sie neu gesetzt werden mußte. Es ist aber sehr zu bezweifeln, daß bei dem Neusatze ein Vorleser (Anagnostes)

mit im Spiele war. Alle 34 Zeilen des Blattes III^a (= Seite 5) beginnen bei E gleich wie bei S, Z, A, woraus zu entnehmen ist, daß der Setzer, um den Raum des alten Satzes nicht zu überschreiten, Zeile um Zeile kopierte.

Schon freier sehen wir ihn arbeiten auf Blatt X^b (= Seite 20), dem „Gespanen“ des vorigen. Von 35 Zeilen sind 11, die bei E anders beginnen als bei S, Z, A: nämlich 8, 16, 21—28, 30. Aber diese Zusammenstellung zeigt uns, daß er darauf ausging, wieder einzulenken, wenn er von der Vorlage abgewichen. Es ist ihm auch geglückt; die Schlußzeilen 31—35 beginnen wieder gleich. Zwei Varianten fallen uns auf dieser Blattseite auf: Zeile 7 und 8 haben S, Z, A: ego ſum | que loquor; E dagegen: ego ſum | ego loquor. Zeile 33 steht bei S, Z, A: Kegum bei E: Regum. Also war der Vorrat an R noch nicht ausgegangen.

Die Lage III^b—X^a.

Durch Anwendung von Abkürzungen oder durch Auflösen derselben hatte es der Setzer in der Hand, mit dem Raume mehr oder weniger haushälterisch umzugehen. Auf Blatt III^b (= Seite 6) sehen wir ihn sich noch freier bewegen. Schon auf der ersten Zeile weicht E von S, Z, A, ab, während diese mit permit-(tit) schließen, steht bei E das ganze Wort. Von 34 Zeilen sind 21, die verschieden von der Vorlage anfangen. Uebereinstimmend beginnen also bloß 13 Zeilen: 1, 4, 5, 14—16, 22—28.

Die korrespondierende Seite 19, Blatt X^a, hat 14 gleiche und 20 verschiedene Zeilenanfänge. Es beginnen übereinstimmend: 1—4, 12—18, 23—25. S, Z, A haben Zeile 29: Reuera, Zeile 30: Kegū li. II. quā Ioab, E hat Keuera und Regu li. II. quam Iacob (!). Hieraus sehen wir deutlich, daß unserm Drucker K und R gleichwertig vorkamen.

Die Lage V^a—VIII^b.

Von den 23 Zeilen, die den Schluß des ersten Abschnittes

auf Blatt V^a (Seite 9) bilden, ist außer der ersten keine, die bei E gleich wie bei S beginnt. E zählt sodann im zweiten Abschnitt 10 Zeilen gegenüber 9 bei S; das rührt daher, daß der Setzer unnötigerweise Raum ließ für eine Initiale, wodurch die 3 ersten Zeilen je um 18 mm kürzer wurden. Unnötigerweise; denn der Abschnitt beginnt mit einem Versalbuchstaben: Quantum. Die 10. Zeile wurde nicht ausgefüllt; nach Non enim ist ein freier Raum von 37 mm; die Fortsetzung des Satzes: est intentio . . . ist auf der folgenden Seite. Hier stimmt das Aarauer Exemplar mit dem Einsiedler, das Zürcher Exemplar mit dem Solothurner überein. Dieses Verhältniß finden wir auch bei Blatt VIII^b (= Seite 16). Näher auf die Varianten einzugehen, ist um so weniger nöthig, als Bibliothekar Schiffmann ausführlich die merkwürdigsten dieser Verschiedenheiten hervorgehoben hat. Ich bemerke bloß noch, daß, von den 32 Zeilen 9 einen gleichen Anfang haben: 1, 3, 4, 8--13.

In Bezug auf das kleine Schriftchen des Albertus de Albo Lapide über das Salve regina (Stifts-Bibliothek Einsiedeln, N. 467), so ist auch dieses, wie sehr der erste Augenschein dagegen spricht, lagenweise gedruckt worden. Das Format ist in 4^0. Die im Papier als helle Linien wahrnehmbaren Abpressungen, welche von den Querfäden oder Stege der Schöpfform herrühren, laufen bei diesem Format parallel mit den gedruckten Zeilen und bieten uns einen willkommenen Anhaltspunkt zu unserer Untersuchung. Das Ergebniß ist bereits mitgeteilt. Zum gleichen Resultate gelangen wir auch, wenn wir Blatt I einer nähern Prüfung unterziehen. Die Vorderseite desselben ist leer und auf der Rückseite stehen bloß 2 Zeilen. Nun bemerken wir aber auf beiden Seiten gegen den äußern Rand deutliche Eindrücke von ungeschwärzten Typen. Es sind auf Seite 1 die Buchstaben Qu, dann in einem Abstand von 2$^1/_2$ cm die Reihe DYYDYY und schließlich nach einer Lücke von 1$^1/_2$ cm 5 Qu; auf Seite 2 sind

es 18×2 Y, die ebenfalls untereinander gesetzt worden sind. A. Schmidt gibt in seinen schon erwähnten Untersuchungen als Grund einer derartigen Verwendung der Typen an, „die Noth-

sicut exterioribus ita indubie interio
ribus oculis ostendit et iugiter osten
det Per hocq; omnibus decantantibus
et hoc eius carmen in eius laudem fre
quentantibus innotuit q; datura eis es
set in premium · Ihesum sui gloriosi vē
tris benedictum fructum tocius beati
tudinis contentiuum Quod nobis mi
sericorditer concedat qui trinus et v
nus in secula seculorum viuit ⁊ regnat
Amen ·

Explicit laus et commendatio vtilitas
et exordium suauissimi cantici Salue
regina Collecta per magistrum Alber
tum de aldo lapide Sacre theologie ma
gistrum ordinis predicatorum ·

Maaßstab 1/1. Letzte Seite der kleinern Schrift des Alb. de Albolapide.

wendigkeit der Form überall die gleiche Höhe zu geben, weil der Deckel mit dem zu bedruckenden Bogen sich nicht wagrecht aufgelegt hätte, wenn nur die eine Hälfte der Form mit Satz angefüllt gewesen wäre." Wäre unser Büchlein seitenweise gedruckt worden, so würde Blatt I^a, das leer ist, keiner solchen Stütze

bedurft haben. Die Eindrücke der als Stützen verwendeten Typen sind uns also ein Beweis, daß mit Blatt I gleichzeitig noch ein anderes, nämlich Blatt X, gedruckt worden ist.

Die beiden Schriften des A. de A. L. sind mit den gleichen Typen gedruckt worden: «semi-gothiques», halb gothisch, werden sie von M. Pellechet genannt (siehe oben Seite 106, n.), weil neben den Antiqualettern noch sog. gothische Buchstaben auftreten. Die kleinen d, r, v, w kommen in beiderlei Gestalt vor, ebenso die großen E, H, T, während G, L, N nur in der gothischen Form, sich vorfinden. Im Salve regina begegnet uns ein gothisches Y, das einmal im Texte verwendet worden ist und sodann vierzig-mal als „Stütze". Wenn nun dieser seltene Buchstabe in so großer Zahl vorkommt, so muß man sich abermals fragen, ob die merkwürdige Verwendung von E für F und von K für R wirklich auf Typenmangel zurückzuführen ist.

Die Mängel des Druckes möchte ich weniger der Einrichtung und Ausstattung der Druckerei als dem Setzer resp. Drucker zur Last legen. Die Jubiläumsschrift wurde nachweisbar in Lagen gedruckt und hiezu brauchte es eine ziemlich große Presse. Da jede Lage aus zwei Seiten mit einer bedruckten Fläche von je 12,5×19,6 cm² bestand, so muß, wenn wir den Abstand der beiden Seiten (7,5 cm) und den Rand (3 bis 3,5 cm) in Rechnung ziehen, die Presse ein Fundament gehabt haben, das wenigstens 40×26 cm² maß. Es war also kein kleiner Apparat. Zum lagenweisen Druck brauchte es ferner einen gut assortierten Vorrat von Lettern; für die genannte Schrift gegen 40,000. Am Material fehlte es nicht, wohl aber an einem geschickten Arbeiter Vier Exemplare derselben Schrift lagen uns vor, und alle vier weichen durch ihre Flickereien von einander ab. Daß mitten aus dem Buche heraus drei Lagen neu gesetzt werden mußten, scheint ebenfalls auf ungeschickte Manipulation zurückzuführen zu sein.

Im Gegensatze zu meinem Freunde Schiffmann gelange ich zu dem Resultate, daß unsere Schrift aus einer Druckerei kommt, die über ein ganz respektables Material verfügte. Das schließt indessen seine Folgerung, wonach die Schrift wahrscheinlich im Dominikanerkloster zu Zürich gedruckt worden ist, nicht aus. Im Gegenteil; die mangelhafte Ausführung des Druckes, auf die ich soeben hingewiesen habe, spricht sehr dafür, daß dieser nicht das Werk eines Mannes vom Fach ist. Sodann würde uns bei einem Ordensbruder die Vertrautheit mit den vielen Abkürzungen des Lateinischen und ihre häufige Anwendung sehr begreiflich sein.

Bibliothekar Schiffmann bestimmte als Druckjahr der größern Schrift des A. de A. L. das Jahr 1480. Nun wurde am 13. April 1479 „Sigmunt Rot, genannt Langschnider, der Buchdrucker von Bitsche“ (Lothringen) ins Burgerrecht der Stadt Zürich aufgenommen. Was liegt nun näher, als den Druck der Jubelschrift diesem Sigmund Rot zuzuschreiben? Die gerügten Fehler kann man ja dadurch erklären, daß es unter den Druckern, wie bei allen Handwerkern, zu jeder Zeit auch „Stümper“ gegeben hat. Ebenfalls wird man zugeben müssen, daß die Kenntnis des Lateinischen damals für jeden Setzer unbedingt notwendig war. Allein auf dem Glatteis der Hypothesen fühlen wir uns nicht sicher; wir suchen daher den festen Boden wieder auf.

Unsern Sigmund Rot treffen wir in den Jahren 1488 bis 1490 in Pescia und Siena thätig. Sein Landsmann Adam Rot, Clericus der Diöcese Metz, druckte von 1471—1475 in Rom. Herr Bibliothekar Th. Dufour in Genf hatte die Freundlichkeit, mich auf 4 seiner Drucke aufmerksam zu machen, welche Hain's Repertorium bibliographicum unter den Nummern 15914, *12353, 12856, *7201 anführt. Wenn anzunehmen ist, daß Sigmund Rot seine Presse und Lettern mit über die Alpen genommen hat, so werden seine „transalpinischen“ Drucke noch

den Charakter seiner frühern Erzeugnisse tragen. Eine Vergleichung mit den Schriften des A. de Albo Lapide schien mir daher geboten. Zwei der Bücher befinden sich in der K. B. Hof- und Staats-Bibliothek München, nämlich: Panormitanus, Consilia secundi voluminis, 1488, Sept. 2, Pescia und Florus, ca. 1490 in Siena gedruckt. Beide sind aber nach gef. Mittheilung der genannten Bibliothek mit gothischen Lettern hergestellt worden. Auch die Typen des dritten Buches (Vegetius, De re militari, Pescia, 1488 April 2) sind, wie mir der Verwalter der Bibliothèque Mazarine in Paris gütigst mittheilt, vollständig verschieden. Der Standort des vierten Werkes (P. Philomusus, Clausulæ Ciceronis, Siena 1489) ist mir unbekannt. Dieses negative Resultat ist indessen nicht entscheidend für die Lösung der Frage; denn es wäre immerhin noch möglich, daß Sigmund Rot später neue Lettern erworben hätte. So stünden wir abermals auf dem unsichern Boden der Vermuthungen.

Wie Bibliothekar Schiffmann in seinem Zusatz auf Seite 113 sagt, befinden sich in München Kalenderfragmente aus dem Jahr 1482, die nach Zürich verlegt werden. Ich hatte mir diese schon früher kommen lassen, ehe ich Kenntnis von seinem «Albolapide» erhielt; eine Notiz in der von Prof. Dr. Graf verfaßten Geschichte des „Hinkenden Boten“, Bern 1896, Seite 4, führte mich darauf. Die Fragmente gehören indessen nicht zu einem eigentlichen Kalender, sondern zu sehr ausführlichen Tabellen über gute und mißfällige Stunden, die nach den Tagen des Jahres geordnet sind. Glücklicherweise sind Anfang und Schluß erhalten: „Hienach sind bezeichnet nach gruntlicher vnd arbeitsamer ersuchung die stunden des Mcccclxxxii iars die in eins yeden werkes anfang zu schühen vnd zuuermi- | den sind vsz rechtem grund des influs der himel . . .“ Das Ganze ist, wie am Schlusse steht: „G e o r d n e t d u r c h E b e r h a r d u m s c h l e u s i n g e r d o c t o r e m p h i s i c u m d e r l o b l i c h e n s t a t t Z ü r i c h.“

Dieses Opus des Zürcher Stadtarztes ist mit gothischen Lettern gedruckt und stammt folglich nicht aus der gleichen Presse wie die Schriften des A. de Albo Lapide; auch von den Typen der oben erwähnten Drucke des Sigmund Rot weicht es wesentlich ab. Es kann sein, daß Eberhard Schleusinger sein Werk einem Basler Drucker übergab, ließ er ja 1472 oder 1473 einen Tractat bei Helias Helie in Beromünster drucken: Thurecensis phisiti (!) Tractatus de . Cometis Incipit. (Siehe Gisi, Verz. der Incunabeln der Kantons-Bibl. Solothurn, 1887, N. 505. — Cat. de l'Art ancien, Expos. national, Genève 1896, p. 56.)

Man wolle mir die Ausführlichkeit, mit welcher ich in den Zusätzen zu der Schiffmann'schen Arbeit die technische Seite der Frage behandelt habe, entschuldigen. Wie nothwendig und wichtig derartige Untersuchungen für die Kenntniß der Druckwerke aus der Inkunabelperiode sind, hat unser Freund selbst in seiner Einleitung hervorgehoben. Ich brauchte nur den von ihm angebahnten Weg einzuschlagen. Indessen gelangte ich zu einem etwas andern Resultate, nämlich, daß die beiden Schriften des A. de Albo Lapide nicht seitenweise, sondern in Lagen gedruckt worden sind. Das ist ein Ergebniß. Die Frage nach dem Drucker bleibt einstweilen noch ungelöst. Einstweilen; denn das nicht unbedeutende Material, welches dem Drucker unserer Schriften zur Verfügung stand, wird wohl noch zur Herstellung anderer Werke verwendet worden sein. Es ist daher zu hoffen, daß, nachdem die Aufmerksamkeit auf diese charakteristische Type gelenkt worden ist, noch andere Erzeugnisse jener Presse zum Vorschein kommen. Vielleicht gelingt es dann, die offen gelassene Frage befriedigend zu lösen.

Reise eines jungen Zürchers durch Südfrankreich und Italien in den Jahren 1773 und 1774.

Von Prof. G. von Schultheß-Rechberg.

Nach Anschauung und Sitte des vorigen Jahrhunderts konnte die Ausbildung eines jungen Mannes nicht für abgeschlossen gelten, wenn er sich nicht zuvor auf größeren Reisen in der Welt umgesehen hatte. So dachte man besonders auch in den Kreisen der zürcherischen Kaufmannschaft. Der junge Geschäftsmann sollte durch die Anschauung anderer Länder und die Berührung mit fremden Menschen seinen Gesichtskreis erweitern und seine Umgangsformen bilden, ehe er sich ans väterliche Comptoir band. Bildung in diesem höheren Sinne war der Hauptzweck solcher Reisen, erst in zweiter Linie stand das Berufsinteresse der Erlernung fremder Sprachen, der Kenntnißnahme ausländischer Geschäftsmärkte und der Anknüpfung merkantiler Verbindungen. Eines der wesentlichsten Requisite bildeten dabei gute Empfehlungsbriefe, welche dem Reisenden in einem behaglich lebenden und für alles menschliche empfänglichen Zeitalter leicht auch die angesehensten und vornehmsten Thüren öffneten. Neben den Menschen war es besonders die Natur und zwar sowohl die Landschaft, welche unterwegs an den Augen vorüberzog, als die in naturhistorischen Cabineten ausgestellten merkwürdigen Gebilde ihres Schaffens, was das Interesse in Anspruch nahm, weniger die bildende Kunst und das Historische oder Antiquarische, welches heute, zumal in

Italien, fast allein gewürdigt zu werden pflegt. Wo möglich legte man sich eine Sammlung von Ansichten oder naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten an, welche zu Hause als Andenken aufbewahrt und gelegentlich an die Nachkommen vererbt wurde, in jedem Fall aber war man bemüht, die flüchtigen Eindrücke der Reise in einem Tagebuch für's Leben festzulegen.

Ein Reisender dieser Art war auch Herr Leonhard Schultheß von Zürich, welcher als zwanzigjähriger Jüngling in Begleitung ein Mentors von Genf aus Südfrankreich und Italien durchzog, um schließlich in Bergamo zum Zweck gründlicher Einführung in die Seidenfabrikation für längere Zeit Aufenthalt zu nehmen. Sein Vater war Caspar Schultheß zum Rechberg, Mitglied des kaufmännischen Direktoriums, ein vielseitig gebildeter, angesehener Kaufmann, der erste Inhaber der goldenen Medaille der Stadt Zürich, welche für ihn geprägt wurde, weil er in der Theuerung der Siebzigerjahre Stadt und Landschaft mit Getreide versorgt hatte; seine Mutter geb. Barbara Hirzel starb früh. Von Leonhard selbst ist nicht viel zu sagen; sechs Brüder gingen ihm voran, welche aber alle in der Kindheit oder reiferen Jugend starben, während vier Schwestern mit ihm emporwuchsen. Er war von zarter Constitution und sein Leben lang kränklich; am 27. April 1803 starb er an einem Schlaganfall einige Monate vor seinem damals im 95. Altersjahr stehenden Vater. Wir werden ihn als früh gereiften und intelligenten Mann kennen lernen, und seine Thätigkeit im väterlichen Geschäft, Caspar Schultheß & Cie., kann nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Es scheint jedoch, daß er hier und überhaupt neben dem energischen und kraftvollen Vater nicht recht zur Geltung kam. Auch seine Gattin, geb. Meyer von Straßburg, trat mehr hervor; „durch sie wurde“, urtheilt Vögeli im „alten Zürich“, „das Schultheß'sche Haus der Sammelpunkt der vornehmen, namentlich diplomatischen Welt, die hier auf einer Hausbühne das Ver-

gnügen theatralischer Aufführungen in französischer Sprache genoß". Ihrer Ehe entsprangen zwei Söhne, deren einer der bekannte Numismatiker war.

Der Begleiter, welchen Herr Caspar Schultheß seinem Sohne mitgab, war durch seinen zuverläßigen Charakter und durch seine Uebung im Reisen wohl geeignet, die Besorgnisse, welche der Vater für seinen allein übrig gebliebenen Sohn hegen mochte, zu zerstreuen. Derselbe ist den Lesern des Zürcher Taschenbuches nicht unbekannt. Es ist Hans Rudolf Schinz, geb. 1745, gest. 1790, seit 1778 Pfarrer in Uitikon, begeisterter Freund und eifriger Förderer der Naturwissenschaften, Verfasser der werthvollen „Beiträge zur näheren Kenntniß des Schweizerlandes". Eben war derselbe von einer mehrmonatlichen Schweizerreise mit 8 jungen Zürchern — deren anmuthige Beschreibung im Jahrgang 1892 wiedergegeben ist[1]) — zurückgekehrt, als die Einladung zu dem größeren Unternehmen an ihn ergieng. Herr Schinz erklärte sich bereit und traf mit dem seiner Fürsorge anvertrauten Schultheß, welcher seine kaufmännische Lehrzeit in Genf gerade beendet hatte, in den ersten Novembertagen des Jahres 1773 in Lausanne zusammen.

Unsere Kenntniß von den Erlebnissen und Wahrnehmungen der beiden jungen Männer entnehmen wir circa 30 Briefen, von denen einige wenige von Herrn Schinz in deutscher Sprache, weitaus die meisten aber von Herrn Leonhard in tadellosem Französisch und mit sehr schöner Hand geschrieben, an den Vater Schultheß gerichtet sind. Dieselben sind zufällig entstanden je nach Zeit und Gelegenheit und geben keineswegs ein vollständiges Bild der Reise; sie sind daher auch ihrem Inhalt nach von ver-

---

[1]) Eine Schweizerreise aus dem Jahr 1773, mitgetheilt von Dr. Otto Markwart, XV. Jahrg. pag. 169 ff.

Vrgl. ferner über Schinz: Ferd. Rudio, Festschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1796—1896, I. pag. 106—108.

schiedenem Werth und enthalten manches, was unsere Beachtung kaum verdient, daneben aber doch auch dieß und das sowohl über die bereisten Gegenden, als über Personen, als endlich über die Art und den Geist des Reisens vor hundert Jahren, was das Interesse des einen oder andern Lesers erregen dürfte[1]).

Nach Leonhard Schultheß' Absicht sollten freilich diese Briefe nicht die einzige Aufzeichnung über seine Reise bilden. Er schreibt ein Tagebuch, welches aber nicht mehr erhalten ist und übrigens nach dem Geständniß des Verfassers an Lücken gelitten haben muß. Schon nach vier Wochen berichtet er darüber an den Vater: „Das Tagebuch verursacht mir viel Mühe. Seit sechs Tagen sind wir wieder unterwegs; Morgens wird um 3½ Uhr aufgestanden, Abends kommen wir erst spät in unser Quartier. Wenn man sich vom Abendessen erhebt, ist's immer 10—11 Uhr und man geht dann gerne zu Bett." Und später einmal: „Seit Neujahr habe ich das Tagebuch neuerdings und mit mehr Eifer aufgenommen und bis heute fortgesetzt. Ich führe es weniger einläßlich als früher, statt 4 oder 5 Seiten nur 1 oder 2, je nach Umständen. Auch Herrn Schinz verursacht es nicht weniger Mühe als mir; aber er schreibt im Wagen, im Tragstuhl, auf der Straße, kurz überall, was ich nicht zu thun im Stande bin. Ueberdieß bleibt er Abends bis Mitternacht oder 1—2 Uhr auf. Mir verursacht es Kopfweh, wenn ich 2 oder 3 Abende hindurch mich erst so spät zur Ruhe lege; Herr Schinz aber ist daran gewöhnt. Ueberdieß lese ich täglich irgend etwas in einem der Bücher, die ich bei mir habe; Herr Schinz aber liest nicht. Trotz alledem aber ist er mit seinem Tagebuch um einige Tage im Rückstand. Und Sie glauben nicht, wie viel Mühe es verursacht, Versäumtes wieder nachzuholen."

---

[1]) Es sei bei diesem Anlaß bemerkt, daß diese Mittheilungen im Familienkreise vorgetragen wurden und nur für diesen bestimmt waren. Die Redaktion des Taschenbuchs erbat sie sich, indem sie glaubte, dieselben einem weiteren Kreise darbieten zu dürfen.

Noch ein Wort über das gegenseitige Verhältniß des Schreibers und des Empfängers der Briefe. Wir deuteten bereits an, daß der Vater Ursache hatte, sich um Leben und Gesundheit seines einzigen zarten Sohnes zu sorgen; wir wundern uns daher auch nicht, daß er diesem und seinem Begleiter wiederholt gesundheitliche Rathschläge ertheilt und Instruktionen, wie den Gefahren des Reisens vorzubeugen sei. Aber es geht weiter, wenn er über die richtige Verwendung und den haushälterischen Gebrauch des Geldes, über die zweckmäßigste Benutzung der Zeit und die beste Manier, sich unterwegs zu belehren, Mahnungen an seinen Sohn richtet, und von ihm Rechenschaft über die Befolgung derselben fordert. Wir entnehmen das, da die Briefe Herrn Caspars größtentheils verloren sind, aus den Antworten Leonhards, welche von Erklärungen, Entschuldigungen und Versprechungen durchzogen sind. Die Autorität, welche hier der Vater seinem Sohn gegenüber in Anspruch nimmt und anderseits die Bescheidenheit des doch völlig zum Manne gereiften Jünglings, sowie der Gehorsam, womit er sich den Plänen des Vaters fügt und auf dessen Wünsche ohne weiteres eingeht, auch wo sie seinem wohlerwogenen Urtheil zuwiderlaufen, sind charakteristisch für jene Zeit, aber nicht allein dieß, sondern auch ein ehrenvolles und gelegentlich rührendes Zeugniß für die kindliche Pietät des Sohnes.

Doch lassen wir nun unsere beiden jungen Landsleute ihre Reise antreten. Wir begleiten sie zunächst von Lausanne nach Genf, wo noch verschiedene Veranstaltungen zu treffen sind, unter anderm ein Diener engagirt wird, welcher sich auf die Behandlung der Perrücke und das Rasiren versteht, und bereit ist, die Reise auf dem Kutschbock mitzumachen. Die erste weitere Station ist Lyon. Die Empfehlungsbriefe werden abgegeben, und unsere an einfachere Sitten gewöhnten Zürcher staunen über den Luxus der Lyoner Kaufherren, von welchen z. B. einer ein

vollständiges Tafelgeschirr aus Silber verwendet. Herr Schinz kann einem dieser freundlichen Gastgeber einen Gegendienst erweisen, indem er sein neugebornes Kind tauft. Eine originelle Episode verdient Erwähnung. Unter den in Lyon sich aufhaltenden Zürchern traten besonders zwei junge Herren Escher vom Seidenhof[1]) in nähere Beziehung zu unseren Reisenden. Diese hatten die Bekanntschaft eines Italieners gemacht, welcher sich für einen Fürsten Borghese aus dem hochadeligen römischen Geschlechte ausgab, und brachten auch unsere Herren Schultheß und Schinz mit ihm in Berührung. Doch hören wir, was der letztere dem Vater Schultheß hierüber zu erzählen weiß.

„Die Gebrüder Escher waren vor der Waag in Genf, als der Cavalier (d. h. eben der Fürst Borghese) mit der Post in eigener Chaise ankam, da der Postillon versicherte, daß der Cavalier eine andere Chaise am Mont Cenis habe stehen lassen. Er kam an die Tafel, ging vornehm aber simpel gekleidet, trug das Maltheserkreuz, und da er wenig französisch reden konnte, so redten die Escheren italienisch mit ihm. Man sahe ihn wenig, er beschäftigte sich mit Büchern. Er fuhr zum Voltaire hinaus, und da die Escheren diesen Gelehrten nie zu Gesicht hatten bekommen können, so batten sie den Italiener, ob sie ihn dahin begleiten dürften. Ja freilich, sagte er. Voltaire empfing den Fremden mit Distinction, weil er vorher Empfehlungen für ihn bekommen, und wie bestürzt waren unsere Landsleut, da sie bei dieser Gelegenheit erfuhren, daß der Italiener ein Borghese aus Rom, aus dem fürstlichen Haus der jüngste seie. Sie gingen in seiner Gesellschaft nach Lyon. Drei Wochen lang wohnten

---

[1]) Heinrich Escher, geb. 1753, nachmals Escher-Landolt im Berg, starb 1811 und Johannes Escher geb. 1754, nachmals ebenfalls Escher-Landolt im Felsenhof, starb 1819. Sie waren Söhne des Herrn Hans Caspar Escher im Seidenhof, Generalinspektors der Infanterie und Gerichtsherrn zu Islikon und Kefikon, geb. 1729, gest. 1805.

sie mit ihm im dem gleichen Hause. Während dieser Zeit laufen Briefe für den Italiener ein, deren Ueberschrift einen Prinz Borghese declarieren. Es kamen andere Italiener, dem Borghese die Aufwart zu machen, ein Cavalier della Croce von Napoli &c. &c. Er sagte den Escheren er gehe nach Paris und logiere dort bei dem neapolitanischen Gesandten und wenn sie dahin kommen, so wolle er ihnen dort auch frei Logis procurieren. Zur Reis nach Marseille gab er ihnen einen Schlüssel zu seinem Zimmer, welches er bei dem neapolitanischen Consul habe. Das alles waren Anzeigen, daß er der seie für den er sich ausgebe; neben dem wußte er alles aus dem Haus Borghese zu sagen, und die Escher, die in selbigem gewesen, wußten, daß der jüngste Sohn auf Reisen seie. Wir bekamen ihn oft zu sehen und da wir einmal mit ihm bekannt waren, so bat ich ihn um Briefe nach Rom. Er wolle mir nur einen für seine Mutter geben, sagte er, und dann werden wir schon in Rom herum kommen. Er schrieb ihn wirklich; so oft ich aber aus seiner Gesellschaft kam, so stiegen mir Zweifel auf, wenn ich aber an den Matheser-orden dachte, den er öffentlich und in Gegenwart anderer Ritter trug, und alles zusammen nahm, was mir die Escheren von ihm sagten und ich selbst sahe, so konnte ich nicht mehr zweifeln. Den Escheren und ihrem Diener hat er kleine Geschenke gemacht und sie um keinen Heller weder betrogen, noch etwas auf ihren Namen hin gethan. Von Herrn . . . hat er für einen vermutlich falschen Wechsel eine ansehnliche Summe eingenommen, hat die Post bestellt und ist des folgenden Tags darauf gegen Paris verreist. Wir zweifelten keineswegs, daß er Borghese sei, bis wir nach Marseille kamen und ihm bei dem neapolitanischen und englischen Consul nachfragten. Da sagte uns der letztere, dieser Mensch seie auch in Marseille als ein Maltheser Ritter gewesen, habe aber viele Leute betrogen und seie allem Ansehen nach, sowie della Croce und einige Abbés, die in seiner Gesellschaft

gewesen, ausgemachte Erzbetrieger. Wir schrieben nach Rom und erhielten von dort Nachricht, daß der ächte Borghese bereits in Rom seie; und also ist der, den wir in Lyon gekannt, ein Spitzbub. Uns hat er indessen kein Leids gethan, und die Empfehlung hätten wir in Rom nie abgegeben, ohne uns vorher zu erkundigen. Dies ist die ganze Geschichte. Wer hätte auf alles dieses hin nicht getraut? — Freilich aus dem Erfolg ist dies eine Warnung auch für uns, gegen alle Leute mistrauisch zu sein, es sei denn, daß wir untrügliche Proben von ihnen haben." Das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts war an Hochstaplern und Schwindlern dieser Art besonders reich.

Die Reisenden setzen nun ihren Weg der Rhone entlang fort; ihre nächsten Mittheilungen kommen aus Avignon, wo Schultheß zum ersten Mal eine jüdische Synagoge sieht, an welcher er, wie an den hübschen Jüdinnen mit ihrem rosigen Teint, besonderes Wohlgefallen findet. In Marseille begibt er sich gleich zum Hafen, wo völlig fremdartige Bilder sein Auge fesseln und erfreuen: das Meer und das Leben und Treiben auf den Schiffen und am Gestade. Der achttägige Aufenthalt in dieser Stadt wird unterbrochen durch einen Ausflug nach Toulon; es gelingt, gegen die Regel, das großartige Arsenal und eines der 22 im Hafen liegenden Kriegsschiffe mit seinen 84 Kanonen zu besichtigen. Ein friedlicheres Bild bietet Hières, damals schon berühmter Badeort mit wunderschönen Gartenanlagen, Orangenhainen und Palmenwäldchen. In der Nähe interessiren unsere Freunde die Anlagen zur Gewinnnug von Salz aus dem Meere. Als Schultheß erfährt, daß dieselben ihrem Besitzer — meist muß es der Staat gewesen sein — einen Gewinn von 120—125 % einbringen, da regt sich in ihm der Kaufmann, er schreibt an den Vater: „Mit solchen Geschäften wären wir bald die reichsten Leute der Schweiz".

Die Weihnachtszeit ist mittlerweile herangerückt; da ent-

schließen sich die beiden Zürcher, die Festtage unter ihren reformirten Glaubensbrüdern in Nîmes, der Kapitale des französischen Protestantismus, zu verbringen. Die fast hundertjährige Verfolgungszeit seit der Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes (1685) neigte sich ihrem Ende zu, doch durften die Protestanten sich noch immer nicht in den Städten versammeln und keine Gotteshäuser haben. Von einem dieser Gottesdienste berichtet Leonhard seinem Vater mit folgenden Worten: „Welch' rührendes und schönes Schauspiel! Zehntausend Personen kommen in die Einöde, eine halbe Stunde vor der Stadt, lediglich um der Religion willen, um eine Predigt zu hören, zu singen, kurz Gottesdienst zu halten. Der Weg, welcher an diesen einöden Ort führt, ist schlecht und steinig, und wenn man am Ziel ist, sieht man sich ohne allen Schutz vor den Unbilden der Witterung. Wahrlich, ich war sehr erbaut, als ich dieses sah. Der Geistliche betete, da knieten alle nieder und sprachen das Gebet nach; während der Predigt, welche ausgezeichnet war, herrschte lautlose Stille, dann nahmen alle knieend das h. Abendmahl, der Anblick war noch ergreifender als die Predigt.“ Des Nachmittags will er bei einem Geschäftsmann eine Empfehlung abgeben, da trifft er eine Versammlung von etwa 30 Personen, welche geistliche Lieder singen, beten und die h. Schrift lesen; so feiert man dort die Sonntage. Neben den Gottesdiensten interessiren Herrn Leonhard aber auch die zahlreichen Fabriken von Seidentüchern und seidenen Strümpfen, sowie die Färbereien und Wollwebereien; auch für die römischen Alterthümer, an welchen diese Stadt so reich ist, hat er einen Blick. Von der Promenade in Montpellier aus erspähen unsere Freunde in der Ferne die Pyrenäen.

Nun geht es wieder zurück ins Rhonethal und von da weiter nach Osten. Ueber Grenoble bemerkt Herr Leonhard kurz und weise: „eine sehr hübsche Stadt, es liegt hier ein Schweizerregiment, Bocca von Freiburg, auch befindet sich hier

ein Parlament, das wir in voller Sitzung sahen. Ich würde in dieser Stadt gerne ein ganzes Jahr bleiben, denn man lebt sehr regelmäßig hier und führt im allgemeinen ein sehr thätiges Leben." In Chambéry befindet man sich am Eingang zum Montcenispaß. Zwei Tage lang können die Reisenden noch einen Wagen benutzen, dann wird der Weg zu steil und zu schmal; Herr Schinz wandert nun zu Fuß, während Herr Schultheß ein Maulthier besteigt. Die Temperatur ist trotz starken Windes erträglich. Der liebliche See auf der Höhe, die hohen Berge ringsum, die wohlhabenden und hübschen Dörfer unterwegs entzücken den solcher Scenerien ungewohnten Leonhard. Der Abstieg erfolgt eine Strecke weit auf Handschlitten, dann trifft man wieder eine Straße und einen Wagen. „Frühlinghaft" erschienen unsern Reisenden die Thäler des Südens im Vergleich mit dem winterlichen Savoien. Auf Schritt und Tritt war ihnen auf dieser Strecke ein seltsamer Troß gefolgt. Eine englische Herzogin Kingston reiste mit zahlreichem Gefolge und zwei sechsspännigen Wagen nach Italien. Sie hatte wenige Monate zuvor ihren Gatten verloren, und beabsichtigte, sich durch den Genuß der Natur, der bildenden Kunst und besonders der Musik zu zerstreuen. Ihre Wagen mußten vor der Paßhöhe auseinander genommen werden und es bedurfte, um den Uebergang zu bewerkstelligen, 140—150 Mann und 40 Maulthiere. Das Seltsamste aber war, daß im Gefolge der Herzogin alle irgend ein musikalisches Instrument spielten; bei jedem Aufenthalte formirte sich das Orchester, und der Ort ertönte von einer musikalischen Weise. Herr Schinz bemerkt nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude: „es war der Herzogin sehr zuwider, daß wir des Morgens immer früher als sie verreisten und also auch früher in den Nachtherbergen ankamen, die in dortiger Gegenden so klein und elend sind, daß sie, da wir die beste Schlafkammer als die Erstangekommenen immer für uns ausersahen, mehrmal genöthiget

war, von uns abzuhangen“. — und weiter: „es war angenehm, die Anstalten und das Gebahren der vielen Männer zu sehen und wie eine Frau, die sich der Wohlichkeit (?) gewohnt, auf einem elenden Holzschlitten den rohesten und unbequemlichsten Weg zu machen sich in der Notwendigkeit sehe.“ Herr Leonhard dagegen macht die Reflexion, daß man mit Geld alles zwingen, auch steile Berge mit schweren Kutschen übersteigen könne, freilich bedürfe es dazu viel Geld und der Uebergang über den Montcenis möge die Herzogin wohl 50 Louis d'or gekostet haben.

Turin mit seinen stattlichen Palästen, reich geschmückten Kirchen und gut angelegten Straßen macht auf unsere Reisenden den angenehmsten Eindruck; die erste Berührung mit italienischer Kunst bezaubert sie; aber sie müssen sich auch bald überzeugen, daß das Leben hier theuer ist, zumal zur Carnevalszeit. Ueberhaupt machen sie sich die Rechnung, daß sie künftig mit 1 Louisneuf per Tag nicht mehr ausreichen werden. Und Herr Leonhard hält es für das Beste, das dem Vater ohne Verzug zu eröffnen. Er beginnt damit, ihn zu versichern, daß er niemals Luxusausgaben machen werde, sondern nur solche, welche unerläßlich seien, damit der Zweck der Reise erreicht werde. Aber dazu gehört manches, woran man vorher vielleicht nicht gedacht hat. Man hat Empfehlungsbriefe an allerlei große Herren aus der Handelswelt und anderen Kreisen, und da man die Besuche nicht zu Fuß machen darf, ist es geboten, eine Carosse zu miethen; auch muß man ein präsentables Zimmer haben, um Besuche zu empfangen. Will man etwas besorgen lassen, so geht es in Italien ohne reichliches Trinkgeld nicht ab, und ist man in der Lage, etwas zu kaufen, so wird man überfordert. Alles das verursacht Ausgaben. Dazu kommt, daß die Kleidung, welche die Beiden bisher getragen haben, den Anforderungen nicht mehr genügt. „Ich muß mir“, schreibt Schultheß, „einen vollständigen Anzug aus schwarzem Sammet anfertigen lassen, ebenso Herr

Schinz; nur so können wir vermeiden, galonirte Kleider zu tragen. Die Sitte erheischt es. Ich weiß wohl, daß ein Sammetrock bei uns [in Zürich] verboten ist, aber ich werde ihn ohne Knopflöcher machen lassen, so daß man ihn nachher in eine Weste oder Hose umwandeln oder zu irgend einem anderen Zweck wird verwenden können." Es scheint, daß der Vater sich mit diesen Auseinandersetzungen zufrieden gegeben hat.

Das Theater besuchten die Reisenden fast überall, das vorige Jahrhundert liebte diese Unterhaltung; von demjenigen zu Turin entwirft der Briefschreiber folgende Schilderung: „Das Theater ist sehr schön, groß und geräumig und vermag 5 bis 6000 Personen zu fassen. 6 Logenreihen, eine über der andern sprechen für seine Höhe. Die Stücke sind jedoch etwas langweilig. Man spielt nur Opern, die 4—5 Stunden dauern und von denen man nichts versteht als die Musik, die allerdings recht gut ist. Die Decorationen sind prachtvoll. Die Bühne ist erstaunlich groß. Bei unserm letzten Besuch spielten 400 Personen darauf. Ganze Heerlager und Rathsversammlungen werden abgehalten, was in der That recht großartig wirkt. Die Opern werden etwa 40—60 Mal wiederholt. Die Logen bilden kleine getrennte Gemächer, worin man zur Unterhaltung zusammenkommt und ganz laut spricht. Ohne das könnte man die Länge der Opern und die Langweiligkeit der Recitative gar nicht aushalten."

In Turin beschäftigt unsere Freunde auch die Frage, ob sie ihre Art zu reisen nicht etwas bequemer gestalten können. Herr Leonhard schreibt darüber: „was meine Gesundheit betrifft, so ist dieselbe Gott sei Dank sehr gut. Im Allgemeinen befinde ich mich immer wohl, wenn ich mich einige wenige Tage in Städten aufhalte; wenn ich mich jedoch während 7 bis 8 Tagen auf Reisen befinde, bin ich zuletzt immer ganz krank. Denn die Anstrengung ist bei dem frühen Aufstehen und späten Zubette-

gehen auf die Dauer zu groß für mich. Alle Welt räth uns, mit der Post (d. h. im eigenen Wagen aber mit Postpferden) zu reisen, was weit angenehmer und auch billiger wäre. Denn da wir den gleichen Weg, für welchen wir jetzt im Privatwagen acht Tage brauchen, in drei bis vier Tagen zurücklegen könnten, so würden wir nicht nur bedeutend Zeit sparen, um die wir uns dann länger in den Städten aufhalten könnten, sondern auch die entsprechenden Ausgaben an Geld in den zumeist schlechten und theuren Herbergen unterwegs. Außerdem ist zu bemerken, daß die Post in ganz Italien sehr angesehen und die sicherste Art des Reisens ist. Seit 20 Jahren weiß man kein Beispiel, daß die Post angegriffen worden wäre, während dies bei Kutschen oder Reisewagen häufiger der Fall ist. Auch ist Jemand, der mit der Post ankommt, überall wohl empfohlen. Die Post ist jeder andern Art des Reisens bei weitem vorzuziehen, und auch ich wäre durchaus dieser Ansicht, wenn nicht Herr Schinz mir einen sehr gewichtigen Gegengrund nennen würde, nämlich woher die Kutsche zu nehmen sei oder das Geld, eine solche zu kaufen. Denn das kostet immer 15—20 Louis, und wie wollten wir uns einrichten, nicht mehr als einen Louis per Tag auszugeben, wenn wir auf einmal eine so große Ausgabe machen würden. Es ist mir tatsächlich peinlich, den Gedanken zu verantworten, doch glaube ich immerhin, daß man einen solchen Wagen, den man zufällig billig gekauft hätte, leicht an einem anderen Ort zum selben Preis oder höchstens mit einem Verlust von 2 bis 3 Louis wieder verkaufen könnte. Uebrigens werden Sie darüber urteilen." Der Vater stimmt in der Folge dem Vorschlag zu, und in Mailand wird eine Postkutsche angekauft.

Am 2. Februar nach zwölftägigem Aufenthalt verlassen unsere Reisenden Turin und fahren bei kühlem aber klarem Wetter weiter nach Casale und Alexandria, berühmt durch den alljährlichen Seidenmarkt im Monat Mai, und über einen hohen

Ausläufer des Apennin mit wunderbarem Ausblick auf einen Perlenkranz von Dörfern und Städten und auf das Meer, mit Genua. Den Hafen finden sie bewundernswerth, auch viele Häuser, welche aber bei der Enge der Straßen nicht recht zur Geltung kommen. Der Handel Genuas ist ansehnlich, steht aber hinter demjenigen von Livorno zurück. — Die nächste Station der Reise liegt wieder im Norden: Mailand. Den berühmten Carneval von Mailand findet Herr Leonhard wenig amüsant. In Como wird ein Empfehlungsschreiben beim Bischof abgegeben, welcher sich mit den Reisenden in liebenswürdigster Weise unterhält und sie zu einer Spazierfahrt einladet. Ein ander Mal sehen sie den Erzbischof von Mailand; Herr Leohard erzählt:

„... Letzthin wurden wir, aus Zufall oder günstiger Gelegenheit dem Erzbischof dieser Stadt vorgestellt, der uns höflich empfieng und einige angenehme Mitteilungen machte, wie er z. B. vor 10 Jahren in Einsiedeln gewesen sei und daß man ihn dort versichert hätte, er werde bei einem allfälligen Besuche in Zürich dort trotz der Glaubensverschiedenheit mit jeder Art Ehrerbietung und Auszeichnung empfangen werden, was ihm sehr schmeichelhaft gewesen sei. Er hätte sehr gewünscht, diese Gegend zu sehen, wenn ihn nicht anderweitige Beschäftigungen davon abgehalten hätten. Der Mann ist sehr schön, hat einen fröhlichen und feinen Gesichtsausdruck und ganz weiße Haare. Er ist jetzt 79 Jahre alt. Er besitzt eine wunderschöne Gemäldesammlung, in der die besten Meister vertreten sind und die sehr geschätzt ist." Welch ein Gegensatz: das Protestanten verfolgende Frankreich Voltaires und der unbefangene Verkehr hoher italienischer Kirchenfürsten Italiens mit unseren jungen Reformirten!

Wir dürfen uns nicht aufhalten bei einzelnen Mittheilungen aus den kleinen Städten der Poebene über schöne Kirchen, Antiken, auserlesene Gemäldegalerien, welche den Stolz der kleinen Fürsten und der adeligen Herren bilden, so daß sie die Gewohnheit haben,

Fremde, die ihnen empfohlen werden, erst in ihre Galerien führen zu lassen, bevor sie sie empfangen. Parma — um doch nur eines zu nennen — hat ein Theater von außerordentlichen Dimensionen, in welchem die Bühne mit 4—5 Fuß Wasser überschwemmt werden kann zur Aufführung von Seeschlachten. In Modena haben die beiden Zürcher das Vergnügen, unerwarteter Weise einem Landsmann zu begegnen. Herr Schultheß berichtet:

. . . „Von Parma begaben wir uns nach Modena, einer kleinen aber sehr schönen Stadt, die man noch alle Tage dadurch verschönert, daß man die alten Häuser abträgt, neue errichtet und gerade Straßen zieht. Wir trafen dort durch einen ganz eigentümlichen Zufall einen Cavaliere Schumacher von Luzern, einen gewesenen Ratsherrn. Ohne uns irgendwie zu kennen, sah er uns auf der Straße an ihm vorübergehen, und der Zufall wollte, daß ich mit Herrn Schinz deutsch sprach. Da trat er zu uns heran und sagte: Ihrer Sprache nach scheinen Sie, meine Herren, aus der Schweiz zu stammen, wollen Sie mir gefälligst einige Nachrichten aus meiner Heimat geben, denn auch ich bin Schweizer. Wir unterhielten uns lange, und in der Folge erwies er uns über Erwarten viele Gefälligkeiten."

Wie unsere Reisenden nach Rom gelangt sind vernehmen wir nicht; es müssen Briefe verloren gegangen sein. Sie beabsichtigten, über Ancona und Loretto zu reisen, um das Toscanische für den Rückweg zu versparen. Auch aus Rom selbst sind die Nachrichten weniger zahlreich, und namentlich weniger gehaltreich als man erwarten sollte. Leonhard entschuldigt sich — nicht ganz mit Recht — Schildern sei nicht seine Sache, auch war der Reichthum der Eindrücke wohl zu groß. Von Interesse ist eigentlich nur die Audienz beim Papst[1]), über welche wir folgendes vernehmen: „Vorgestern hatten wir die

[1]) Es ist der bekannte liberale Papst Clemens XIV, welcher am 16. August 1773 durch die Bulle: Dominus ac redemptor noster den Jesuitenorden aufhob. Er starb am 22. September 1774.

Ehre, mit Herrn von Bonstetten von Bern und Herrn Scherer von Lyon dem Papst vorgestellt zu werden. Es war nur Zufall, daß diese beiden Herren zugleich mit uns vorgelassen wurden, da sie, ohne uns zu kennen, in der gleichen Absicht gekommen waren. Der Maestro di Camera, Herr Potenziani, sagte uns, daß sie auch Schweizer seien und fragte, ob wir zugleich mit ihnen vorgelassen zu werden wünschten. Wir antworteten bejahend und machten darauf im päpstlichen Vorzimmer Bekanntschaft mit denselben. Der Papst empfing uns äußerst freundlich und sagte, daß er uns bald in die Schweiz einen Nuntius senden und daß er denselben derart auswählen werde, daß wir alle Ursache hätten, zufrieden zu sein. Außerdem sagte er uns noch mancherlei sehr verbindliche Dinge, und nach einer halbstündigen Unterhaltung verabschiedete er uns. Nachher machten wir dem Maestro Domo und dem Secretario del Stato, Signore Pallavicino einen Besuch."

Gar so gewichtig scheint übrigens das Gespräch des h. Vaters mit seinen Besuchern nicht gewesen zu sein, denn als Herr Caspar genau wissen möchte, was denn der Papst die ganze Zeit mit ihnen geredet habe, da bedauert der Sohn, es nicht mehr zu wissen, Herr Schinz habe gleich nachher darüber an einen Freund in Zürich geschrieben, bei welchem es allenfalls zu erfahren wäre.

Die Mittheilungen über Gesehenes und Erlebtes werden gelegentlich unterbrochen durch Ausführungen mehr persönlicher Art, von denen die folgenden in einem Brief vom 30. März 1774 aus Rom nicht ohne Interesse sind:

... „Ich habe nur wenige von den Büchern bei mir, die ich aus denen, die ich in Zürich besitze, ausgewählt habe, nämlich: die italienische Grammatik, Langhans: Von den Lastern, die sich an der Gesundheit des Menschen selbst rächen, und Büsching[1]). Die übrigen habe ich nach Bergamo geschickt. Sie werden mir

[1]) Ant. Friedr. Büschings Erdbeschreibung, ein mit größtem Fleiß zusammengestelltes 22bändiges Werk, bedeutete für die damalige Zeit eine

zugeben, daß dies keine schlechten Bücher sind. Im allgemeinen besitze ich überhaupt kein schlechtes Buch; ich werde Ihnen nach meiner Rückkehr alle diejenigen, die ich habe, zeigen und bin sicher, daß Sie alle billigen und lieben werden. Herr Schinz geht in dieser Beziehung sehr weit (vielleicht hatte Herr Schinz ein mißbilligendes Wort über die Lektüre Herrn Leonhards an den Vater geschrieben): alle Bücher, die nicht theologischen Inhalts sind oder von andern ihm geläufigen Wissenschaften handeln, werden ohne Ausnahme als schlecht bezeichnet, so Romane jeglicher Art, die Tagesbroschüren ꝛc.; alle Bücher dieser Art, auch die Zeitungen stecken nach seiner Ansicht voll Lügen, und es ist verlorene Zeit, sie zu lesen. Ich finde das übertrieben, da es in allen Dingen Gutes und Schlechtes gibt und man nie blindlings absprechen soll, sondern nur mit Sachkenntnis. Phocion[1]), Marmontels Bélisaire[2]) und andere Bücher der Art scheinen mir zweifellos gut zu sein, obwohl sie nicht nach dem Geschmacke des Herrn Schinz sind. — Herr Schinz besitzt keine italienischen Bücher, und ich werde mir deshalb hier ein solches kaufen und mich, soweit es mir möglich ist, auf das Studium dieser mir so nothwendigen Sprache verlegen, in der ich, wie ich mehr und mehr einsehe, weit mehr im Rückstand bin, als ich gedacht hatte. Von Nachtheil ist es, daß man überall französisch spricht und selbst Herr Schinz mich immer deutsch anredet, obwohl ich ihn oft gebeten habe, nur italienisch mit mir zu sprechen. Unsere alte

---

wissenschaftliche Leistung wie diejenige Elisée Reclus' für die heutige, so verschieden auch Anlage und Durchführung der beiden Werke ist. Da Büsching neben außerordentlich reichen topographischen Angaben auch verhältnißmäßig viele Hinweise auf Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten enthielt, galt er für Reisende seiner Zeit als unentbehrlicher Bädecker.

[1]) Es ist damit wohl das Werk des Abbé de Mably: Entretiens de Phocion sur les rapports de la morale avec la politique gemeint.

[2]) Eine etwas langweilige Nachahmung von Fénélons Telemach.

Gewohnheit, deutsch zu sprechen, bewirkt, daß er es stets vergißt. Es wäre für mich sicherlich von großem Vorteil gewesen, wenn Sie mir gestattet hätten, mich selbst um alles zu bekümmern und alle Auslagen unter der Aufsicht von Herrn Schinz selbst zu bezahlen; ich wäre dann genöthigt gewesen, mit Leuten zu sprechen und zu unterhandeln, welche nur italienisch verstehen. So hätte ich das Italienische halb aus Grundsatz, halb aus Routine soweit erlernt, bis ich es vollständig beherrscht hätte. Mit Leuten von Stande in einer Sprache zu reden, die man nicht beherrscht und in der man viele Fehler macht, ist weder höflich noch angenehm. Doch Geduld! Ich muß meinen hie und da erkaltenden Fleiß eben verdoppeln. Ich habe es Ihnen, lieber Vater, bereits gesagt und wiederhole es noch einmal, daß Sie mich unendlich verpflichten würden, wenn Sie mir, falls Ihnen dies nicht allzuviele Mühe macht, immer italienisch schreiben wollten. Obwohl ich nicht so weit bin, um in der nämlichen Sprache zu antworten, kann ich sie doch verstehen und wird dies wesentlich zu meiner Uebung beitragen. Von Zeit zu Zeit werde ich es versuchen, Antwort zu geben. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen auch sagen, daß ich es für vorteilhafter hielte, ganz allein zu sein, da ich, gezwungen, alles Bemerkenswerte zu sehen, mit jedem zu sprechen und hie und da in Gesellschaft zu gehen, in einem Monat weiter vorwärts kommen würde, als so in dreien. Daß Herr Schinz alles für mich besorgt, alle Ausgaben bestreitet, mein Erklärer ist, gibt mir um so viel weniger Gelegenheit, mich in der Landessprache zu vervollkommnen und die Dinge aus Erfahrung kennen zu lernen. Sie werden mir sagen, daß Sie gut thun, mich nicht Situationen auszusetzen, denen ich aus Mangel an Erfahrung nicht gewachsen wäre. Es ist wahr, daß dies vorkommen könnte, doch würde ich die Folgen bald kennen lernen, sie vermeiden und durch größere Erfahrung mehr gewinnen und außerdem besser lernen, mich selbst zu regieren.

Glauben Sie ja nicht, lieber Vater, daß ich alles dies aus Vorurteil gegen Herrn Schinz sage. Im Gegenteil schätze ich ihn seiner Talente, seiner Beharrlichkeit und Beherrschung der Sachlage wegen, welche ihn gut unterrichtet und achtungswert machen, sehr hoch. Ich sage das nur darum, weil Sie mich hierüber anfragen und ich immer mit dem Sprichwort einig gehe, daß es besser ist, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen, als durch diejenigen von andern." Etwas später berichtet Herr Leonhard: „Mit dem Italienischen gehts così così. wie die Italiener sagen. Daß ich nur wenige Leute sehe, mit denen ich frei sprechen kann, macht, daß ich nur langsam vorwärts komme, ich verstehe ziemlich gut, was man mir sagt, habe aber viel Mühe mit dem Sprechen. Bei Herrn Damon, wo wir uns aufhalten, sind 6 Franzosen, die schon 2, 3, 4 Monate hier sind, ohne auch nur das Geringste zu verstehen. Bei Damon sind stets 16 Personen zu Tische, und ich kann Sie versichern, daß unter diesen allen nicht 5 sind, die das Italienische gut sprechen. Ein Engländer, Namens Sforth, ist während eines Jahres durch ganz Italien gereist und versteht noch jetzt kein Wort italienisch. Ich will mich damit nicht entschuldigen, sondern nur sagen, daß man länger braucht, um italienisch sprechen zu lernen, als man glaubt. Trotz allem Suchen haben wir bis jetzt noch kein einziges italienisches Buch finden können, das gut und angenehm zu lesen wäre. Es gibt nur alte theologische Bücher, die durchaus nicht angenehm sind. . . ."

Ein andermal bemerkt er, er hätte gewünscht, einen Sprachlehrer zu nehmen, um mit ihm sprechen zu können, Herr Schinz habe aber nicht gewollt.

Als der Vater wissen will, ob der Sohn gehörig darauf bedacht sei, seine Kenntnisse zu bereichern, antwortete dieser: „Sie fragen mich, mein lieber Vater, ob ich an der Malerei Gefallen finde, ob ich die von den Malern gebrauchten Fachaus-

drücke kenne und ob ich mir in meinem Tagebuche die Namen der berühmtesten Maler und Künstler aufzeichne. Um die Wahrheit zu sagen, muß ich bekennen, daß ich mir diese Namen nicht aufgeschrieben und mich darauf beschränkt habe, nachzulesen, was Volkmann und Richard [1]) in der Beschreibung ihrer Reisen in Italien darüber sagen. Wir führen diese Bücher beständig mit uns und vergleichen die Gemälde mit den Urteilen, welche sie darüber fällen. Ich kenne die Namen der berühmtesten Maler und Künstler ziemlich gut und verstehe die in der Malerei gebräuchlichen Kunstausdrücke. Um aber aufrichtig zu sein, habe ich für die Malerei nicht allzuviel Sinn und bin kein allzu guter Kenner derselben. Die Architektur sagt mir weit mehr zu, und ich glaube darüber mehr zu wissen. Im allgemeinen ist in dieser Hinsicht auch Herr Schinz nicht besser beschlagen."

Nach einmonatlichem Aufenthalt verlassen die Reisenden in den letzten Apriltagen Rom, um Neapel zu besuchen, die damals noch mehr als heute von dem Zauber einer eigenartigen Romantik umwobene Vesuvstadt. Ein Brief Herrn Leonhards vom 10. Mai beschreibt die Reise in anschaulicher Weise:

„Beim Verlassen Roms trifft man am Wege zunächst eine ziemliche Anzahl von antiken Denkmälern, die all' ihres Schmuckes beraubt sind, aber doch noch von der Größe der alten Römer zeugen. Die meisten dieser Bauwerke bestehen aus Backsteinen, welche jedoch einst mit Marmor überkleidet waren. Man begegnet auch einem antiken Aquäduct, welcher heute noch dazu dient, Wasser zur Speisung der wunderbaren Brunnen in die Stadt zu leiten. Derselbe ist beinahe 7 Meilen lang. Bald

[1]) Gemeint sind wohl J. J. Volkmanns histor. krit. Nachrichten von Italien, welche eine Beschreibung des Landes, der Sitten, der Regierungsform, des Zustandes der Wissenschaften und besonders der Werke der Kunst enthalten. 3 Bände; und Richard, Guide du voyageur en Italie, ein Werk, welches noch 1826 neu aufgelegt wurde.

nachher gelangt man zum Flecken St. Marino, mit ziemlich ansehnlicher Bevölkerung. Dann aber wird die Gegend öde, was mehr vom Mangel an Bevölkerung und Gewerbefleiß herrührt, als von der Beschaffenheit des Bodens, welcher ausgezeichnet ist. Außerhalb St. Marino sieht man zur Linken Castel Gondolfo mit seinem See, die Stadt Albani und immer noch viele antike Ruinen. Darauf betritt man den Wald von Fayole, berühmt durch das ausgezeichnete Bauholz, welches er für die Marine liefert. Die ganze Gegend ist sehr einsam, aber merkwürdig genug. Man kann 4—6 Stunden Weges machen, ohne auf etwas anderes zu stoßen, als eine häßliche kleine Posthaltestation, wo man zur Weiterreise die Pferde wechselt. Aber es gibt auch Punkte von einzigartigem landschaftlichem Reiz. Ich habe mir unterwegs mehrfach gewünscht, physikalische und botanische Kenntnisse zu besitzen, da ich sicherlich genügende Befriedigung meiner Wißbegierde gefunden haben würde. Es begegnete uns eine Unmasse von Pflanzen, die wir nicht kannten; viele andere aber, welche wir in Zürich nur mit großer Mühe erhalten und aufziehen können, wachsen hier wild, z. B. Lorbeerbäume, Feigenbäume, Aloës, Myrthen, Olivenbäume, Orangen- und Citronen-Bäume u. v. a. Die Straße ist die ganze Zeit ziemlich schlecht, und wird erst bei der Annäherung an Veletri besser, einer ziemlich bedeutenden und sehr angenehmen Stadt, die eine der lachendsten Lagen hat. Sie ist heute Bischofssitz und weist verschiedene prachtvolle Kirchen und Paläste auf. Hier blieben wir über Nacht. Gerade als wir ankamen, ermordete ein Mann einen andern mit der größten Kaltblütigkeit, indem er ihn mit einem Messerstich auf der Stelle tot niederstreckte. Traurige Art, eine erlittene Beleidigung zu rächen! Der Mörder machte sich aus dem Staube und hinterließ Frau und Kinder des Verstorbenen in Verzweiflung und tiefstem Schmerz. — Von Veletri gelangt man zur Poststation Case Fondate, wo man bereits die verdorbene

Luft und die pontinischen Sümpfe zu spüren beginnt, welche 10 Stunden lang und 1—2 Stunden breit sind. Der Boden ist ausgezeichnet und wäre für den Anbau überaus günstig, wenn nicht die große Anzahl der hier zusammenfließenden Regenbäche und Quellen, welche keinen Abfluß haben, bewirken würde, daß das Wasser stets 2—3 Fuß hoch steht, weshalb es unmöglich ist, das Land zu bebauen. Außerdem wird dieses Wasser sumpfig und schlammig und verbreitet einen unangehmen Geruch, welcher die Luft verpestet und Krankheiten erzeugt, so daß die Bevölkerung der Umgegend zusehends abnimmt. Verschiedene Päpste haben es versucht, diese Sümpfe trocken zu legen, indem sie Entwässerungskanäle ziehen ließen. Sie sind aber an der Größe eines derartigen Unternehmens gescheitert, schon wegen der daraus entspringenden ungeheueren Kosten, noch mehr aber darum, weil dies den Interessen einiger der mächtigsten Familien Roms zu wider lief, welche größeren Nutzen aus diesen Sümpfen in ihrem jetzigen Zustande zogen. Diesen Familien wagt der Papst nicht zu widersprechen, sondern wünscht mit ihnen um jeden Preis auf gutem Fuße zu bleiben. — Unser nächstes Nachtquartier war Piperna, eine schlecht gebaute und unansehnliche kleine Stadt. In der Umgegend sieht man viele Büffel, große Tiere, den Ochsen ähnlich, meist von schwarzer Farbe. Es sind dies sehr starke Tiere, welche größere Lasten ziehen als Ochsen und vor nichts zurückweichen. Sie lieben die Sümpfe und lagern darin, wie die Wildschweine, was ihre natürliche Häßlichkeit noch erhöht. Die Kühe werden gemolken und der aus der Milch bereitete Käse ist delikat. Von Piperna gelangt man über 2 Poststationen nach Terracina, der letzten Stadt des Kirchenstaates. Sie liegt äußerst anmuthig am Meere. Ihre Einwohner scheinen wie alle der Gegend sehr arm zu sein. Eine Stunde außerhalb der Stadt überschreitet man die Grenze und betritt den Boden des Königs Neapel. Alles verändert sich mit einem Schlage und der

erste Eindruck des Landes ist überaus günstig: prächtige Wege, alles Land urbar gemacht und bebaut, offenes Feld und Ebenen statt der mehr gebirgigen päpstlichen Länder; mit einem Wort, man kommt in das schönste und fruchtbarste Land der Erde. Nur schade, daß der Volkscharakter dem nicht entspricht! Diese in einem gleichsam himmlischen Lande wohnenden Menschen sind die schlechtesten, spitzbübischsten und faulsten auf der ganzen Welt. Leute jeder Art, jeden Alters, jeden Geschlechtes, reich oder arm — keiner arbeitet je; den ganzen Tag thun sie nichts anderes als herumlungern, spielen 2c. und die Abende verbringen sie bei ihren Geliebten. Doch, ich komme von meiner Reisebeschreibung zu sehr ab. Die erste Stadt auf neapolitanischem Boden ist Fondi, unbedeutend und schlecht gebaut, aber Bischofssitz. Auch Itri, eine andere Stadt, verdient kaum erwähnt zu werden, es sei denn wegen ihres Schmutzes, welcher alles übertrifft, was ich bisher gesehen habe. In dem hübschen Mola befindet sich die erste Zollstätte; es wird sehr genau visitirt. Die umgebende Campagna ist ein entzückender Garten, auf's anmuthigste bepflanzt mit Orangenhainen, Myrthen, Granat- und Lorbeerbäumen 2c., zwischen denen Jasmin und andere Sträucher wachsen, welche fast immer in vollem Blütenschmuck prangen. Das Meer, welches diese Stadt bespühlt und sehr fischreich ist, trägt wesentlich dazu bei, dieselbe wohlhabend zu machen und ihre Lage zu verschönern. Von Mola an trifft man zahlreiche antike Bauwerke, Villen, Aquäducte, Ueberreste von Theatern. Weiter gelangt man nach St. Agathe, wo wir übernachteten. Am folgenden Tag erreichten wir Capua, eine Stadt von kriegerischem Aussehen, weil hier ein Militärlager ist. Von Capua bis Neapel sind noch 2 Poststationen. Wir kamen gerade zum Nachtessen hier an. Die Stadt ist sehr groß, stark bevölkert und hat eine wunderschöne Lage."

Unsere Reisenden beabsichtigen, vier Wochen hier zu bleiben. Sie sind mit hochgespannten Erwartungen gekommen; die Jahres-

zeit ist die beste und sie haben die Taschen voll Empfehlungsbriefe an interessante Leute und hohe Herrschaften. Und was die Natur betrifft sind sie nicht enttäuscht worden. „Die ganze Landschaft", schreibt der keineswegs empfindsame Herr Leonhard, „ist ein großer wohlgepflegter Garten; die Natur scheint das beste und mannigfaltigste was sie hat, hier ausgebreitet zu haben. Die Lage der Stadt ist unvergleichlich. Das Meer erscheint auf's wohlthuendste begrenzt durch die Insel Capri, welche dem Auge einen Ruhepunkt bietet, so daß sich der Blick nicht in's unendliche verliert. Und der Vesuv und die ganze Kette der Berge, welche sich in's Meer senkt, rahmen das Bild in höchst malerischer Weise ein. In diesem eng begrenzten Landstrich findet sich eine Fülle der interessantesten Dinge beisammen. Jedermann ist entzückt von der Schönheit der Aussicht, der Naturfreund findet in der Umgebung und am Vesuv, in den kalten und warmen Bädern von Puzzuoli und Bajae, in der Fruchtbarkeit der Ebene ein reiches Feld für Entdeckungen und die manigfachsten Anläße, den Reichthum der Natur zu bewundern. Der Alterthumsfreund aber sieht in den wieder ans Licht gebrachten Städten Herkulanum und Pompeji, in den Resten der Tempel und Paläste die Werke und Gestalten der großen Zeit des alten Roms vor seinen Augen aus dem Schutt erstehen." Ueber den Charakter des Volkes aber hat sich Herrn Leonhards Urtheil während seines Aufenthaltes in Neapel nicht gebessert. Am 9. Juni schreibt er an den Vater:

„Betrachten wir den Nationalcharakter. Wie viel könnte man von ihm erwarten und wie wenig entspricht er dieser Erwartung! Wahrlich, man möchte glauben, daß sich hier die ganze Canaille der Welt beisammen finde. Vom Herrscher bis zum letzten Untertan, die Priester mit inbegriffen, haben alle einen so schlechten Charakter, daß er nicht schlimmer sein könnte. Unwissend, bigott, nur äußerlich religiös, grob und hinterlistig gegen jeden, welchen sie fangen zu können meinen — das ist ohne Uebertrei-

bung der Nationalcharakter. Der König selbst[1]) hat mit Ausnahme der letzten alle diese schönen Eigenschaften. Er scheint trotz seiner 23 Jahre noch ein Kind zu sein und hat doch wieder graue und weiße Haare, so daß man ihn für einen 40jährigen Mann halten könnte. Er lebt nur seinen Vergnügungen, unter denen die Jagd den ersten Rang einnimmt. Der Staat liegt ihm wenig am Herzen, und er befindet sich stets in Portici und nie oder äußerst selten in der Hauptstadt. Die Staatsgeschäfte werden alle von Fremden besorgt und wie es scheint nicht allzugut. Glücklicherweise ist das Volk sehr friedliebend und scheint zufrieden zu sein, wie jedes Volk Italiens es ist, vorausgesetzt daß es drei Dinge hat: Farina, furca und festivi. Der Hof scheint hier keine brillanten Einkünfte zu haben, und doch spielt derjenige von Turin mit noch viel geringeren Einkünften eine weit größere Rolle. Die Paläste des Königs sind in der Hauptstadt wie auf dem Lande große Gebäulichkeiten, aber weder majestätisch noch fürstlich ausgestattet. Ueberhaupt weiß man nicht, wohin seine Einkünfte gehen. Das prächtige Schloß, das man in Caserte baut und das nicht seines gleichen hat, wird ganz auf Kosten des Königs von Spanien errichtet, da der hiesige nicht die genügenden Mittel besitzt. Es gibt in Neapel Principe, die es ihrem Herrscher in den Ausgaben für den Haushalt, die Zahl ihrer Bedienten und Livreen und die Ausstattung ihrer Paläste gleich thun. Doch muß man wissen, daß der neapolitanische Adel ganz außerordentlichen Aufwand treibt. Uebrigens soll großer Reichthum vorhanden sein."

Die Reisenden sehen die Fronleichnamsprocession welche, unter Theilnahme des Königs und des Erzbischofs mit Entfaltung großen Glanzes und erstaunlicher Farbenpracht gehalten wird; sie be-

[1]) Es war der unfähige Ferdinand I., der Freund der Fischer und der Jäger, an dessen Stelle seine Gemahlin Caroline Marie regierte, welche ihrerseits unter dem Einfluß des Engländers Acton und der berüchtigten Lady Hamilton stand.

dauern nur, daß der Mangel an Ordnung den Gesammteindruck beeinträchtigt, was übrigens von allen öffentlichen Schaustellungen in Italien gilt. Selbstverständlich besteigen sie den Vesuv, sie klimmen im Nebel auf ödem steinichtem Wege bergan, aber bald löst sich der Nebel auf und sie sehen Feuer und Rauch aus dem Krater steigen und hören das Niederprasseln in die Luft geschleuderter Steine. Herr Leonhard kommt so müde zurück, daß er versichert, er würde den Berg nicht mehr besteigen, auch wenn er Gold spiee, was aber nicht hindert, daß er nach etlichen Tagen eine neue Besteigung planirt. Indessen wird der Aufenthalt in Neapel rascher abgebrochen, als ursprünglich beabsichtigt war; der Grund ist nicht leicht zu errathen. Ludwig XV., der König von Frankreich, der Vetter des Königs von Neapel und Sicilien war am 15. Mai gestorben; der Hof ordnet infolge dessen eine viermonatliche Landestrauer an, und in allen hoffähigen Kreisen bewegt sich von Stund an alles was männlich ist, in schwarzem Tuchrock. Der Seidensammet unserer Zürcher ist mit einem Mal nicht mehr salonfähig, und wo sie in eine Gesellschaft treten, werden sie interpellirt, warum sie sich der vorgeschriebenen Ordnung nicht fügen. Aber nun auch noch einen schwarzen Tuchrock machen zu lassen, scheint Herrn Leonhard zu viel, er verschmerzt daher die Bekanntschaft des Cardinals Orsini und anderer hoher Herren, an welche er empfohlen war, und kehrt der „schönsten Stadt der Welt" den Rücken.

Aber Andenken würden unsere Reisenden doch gerne mitnehmen, theils um sich in späteren Jahren noch derselben zu erfreuen theils weil, wie Herr Leonhard meint, in Zürich die Meinung besteht, wer nicht eine Tasche voll Merkwürdigkeiten von der Reise mitbringe, sei ein Dummkopf, der es nicht der Mühe werth gefunden habe, die Augen zu öffnen.

Herr Schinz hat allerlei naturwissenschaftliche Merkwürdigkeiten erhascht und sich insbesondere eine bemerkenswerthe Samm-

lung von Seethieren angelegt [1]). Herr Leonhard hätte große Lust, etwas ähnliches zu thun. Am liebsten würde er Stiche sammeln, aber das ist eine theure Sache; unter 40—60 Louis neufs läßt sich nichts ordentliches zusammenbringen. Der Vater, den er um sein Urtheil ersucht, kann sich nicht recht für die Sache erwärmen und stellt ihm nur 10—20 Zechinen zur Verfügung In der Antwort bemerkt Leonhard: „Herr Schinz besitzt für ungefähr 8 Zechinen Stiche. Die Mehrzahl derselben, in einen Band gebunden, ist ihm von dem Bischof von Como geschenkt worden. Ich weiß nun nicht recht, was ich thun soll." Schließlich verzichtet er auf jede Art von Sammlung und begnügt sich damit, um 2½ Zechinen eine Ansicht von Rom zu kaufen. Für den Vater nimmt er von Neapel eine Tabacksdose aus geschliffenem Stein mit.

Auf der Rückreise von Neapel nach Rom stößt unseren Freunden der erste und einzige kleine Unfall zu, indem ihr von 6 Maulthieren gezogener Wagen in einem Walde derart im Koth stecken bleibt, daß sie die ganze Nacht auf demselben Fleck verharren müssen. Zum Glück sind keine Briganten in der Nähe, sonst würde wohl Herr Leonhard trotz seinem Degen, den er einmal erwähnt, ausgeplündert worden sein. Sie kommen jedoch wohlbehalten nach Rom, wo sie noch vier genußreiche Wochen verbringen — viel zu wenig freilich nach dem Urtheil des jungen Schultheß, der gehofft hatte, von seinem Vater die Erlaubniß zu einem mindestens viermonatlichen Aufenthalt zu erlangen; er mußte sich nun mit 2 Monaten im ganzen begnügen. Die Briefe geben über diesen zweiten römischen Aufenthalt so wenig Einzelheiten wie über den ersten; daß aber die ewige Stadt ihres Eindruckes auf ihn nicht verfehlt, verräth unter anderm die charakteristische Stelle: „nirgens gibt es so prachtvolle Paläste, so maje-

[1]) Nach seiner Rückkehr schenkte er dieselbe der damals noch jungen „naturforschenden Gesellschaft" als werthvollen Bestandtheil ihrer Sammlungen.

stätische Kirchen, die von Gottheiten erbaut zu sein scheinen und die auch demjenigen, welcher eine in äußerlichen Schaustellungen sich ergehende Religion tadelt, Bewunderung abnöthigen."

Von Rom soll die Reise zunächst nach Livorno gehen, wo ein Aufenthalt von 8 Tagen in Aussicht genommen ist. Hatte auch Herr Leonhard auf der ganzen Reise nicht versäumt, den geschäftlichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zu schenken, insbesondere sich über die Seide, ihre Verarbeitung, die Preise und die Ernteaussichten zu informiren, so hielt er es doch für geboten, sich in der damals bedeutendsten Handelsstadt Italiens noch einige Tage ausschließlich diesen Interessen zu widmen, und das um so mehr, als er voraussah, seinen Bestimmungsort Bergamo erst nach der Seidenernte zu erreichen. Die Briefe lassen uns jedoch für diesen Abschnitt der Reise im Stich; offenbar sind einige verloren gegangen. Die erste Nachricht stammt aus Florenz, datirt vom 23. Juli. Die Republik Lucca erinnert bezüglich der Größe der Stadt, der öffentlichen Ordnungen und des Lebensstils unsere jungen Zürcher an ihre Heimat. Seltsamer Weise macht ihnen Florenz einen düsteren Eindruck, „wohl wegen des dunkeln Steines, aus welchem die Häuser gebaut sind", meint unser Briefschreiber.

Am 15. August verlassen sie die Arnostadt. „Der Weg" berichtet Herr Schultheß, „führt durch eine große wohlbebaute und sehr fruchtbare Ebene. Hanffelder dehnen sich zu beiden Seiten der Straße, ein Hauptprodukt des Landes, auch trifft man reichlich Weinreben und an einer Stelle Obstbäume in großer Zahl, was in Italien eine Seltenheit ist. Leider hat die ungewöhnliche Hitze und der Staub, von welchem auch wir sehr belästigt werden, den Boden so ausgetrocknet, daß die Blätter der Bäume welk geworden sind und abfallen wie im Herbst; auch die Weinrebe hat von der Trockenheit gelitten." In Bologna, von dessen 200 Kirchen und republikanischer Verfassung trotz der Zugehörigkeit zum Kirchenstaat in einem früheren Briefe die

Rede war, halten sich die Reisenden dies Mal nicht auf, sondern eilen durch eine vielfach sumpfige und unfruchtbare Gegend hinunter nach Ferrara. Die stattlichen Häuser und schönen Straßen dieser Stadt erfreuen ihre Augen, ebenso die überaus malerische Lage an einem kleinen Seitenarm des Po. Leider ist Ferrara entvölkert, die Größe dieser Stadt liegt in der Vergangenheit. Folgenden Tages besteigen die Beiden ein Schiff und fahren zunächst hinaus in den Strom, dann gleiten sie zwischen den herrlichsten Ufern, wo immer neue malerische Ausblicke sich öffnen, dahin, bis die Sonne sinkt und die Sterne sich im Wasser spiegeln. Sie legen sich schlafen und erwachen in den Lagunen von Venedig. Herr Leonhard kann sich dem eigenthümlichen Zauber nicht entziehen, welchen diese wunderbare Stadt auf jeden Besucher ausübt, aber er empfindet auch wie so Viele den seltsamen Widerstreit des heiteren und düstern in ihrem Bilde, welcher eine einheitlich frohe Stimmung nicht aufkommen läßt.

Hier entschwinden mit einem Male am 20. August 1774 unsere beiden Freunde im schwarzen Sammetrock und Dreispitz, mit dem Degen an der Seite und dem Zöpfchen im Nacken unseren Blicken. Was würden sie sagen, wenn sie ihre Reise heute in unserer Gesellschaft wiederholen könnten, viel bequemer als selbst mit Postpferden, rascher, unendlich viel rascher und doch ohne die Nöthigung, sich den Schlaf zu verkümmern, ohne Besorgniß wegen der Kleidercensur und ohne Bedenken, Ansichten zu kaufen nach Herzenslust, ja mit Blitzeseile selbst solche zu verfertigen? Wie würden sie staunen! Aber ob es ihnen nach dem ersten Entzücken besser gefallen würde unter ihren Urenkeln? Es war eben damals doch die „gute alte Zeit!“

Die durch die Schweizer-Patrioten entdeckte[n] Verbrechen des 10. Augsts und ihr fruchtlos abgelaufenes Bemühen dieselben zu verhindern.

(Vergl. hiezu das Nachwort.)

. . . Crimine ab uno
disce omnes . . . Virg.

Länger schweigen, würde ein Verbrechen seyn. Wir sind der französischen Nation, unsern Mitbürgern und ganz Europa Erläuterungen über die den 10. Augst in Paris verübten Greuel schuldig. Wir wollen ihnen die reine Wahrheit vor Augen legen, nicht zwar in zierlichen Perioden, denn künstlich reden, ist die Sache in Bergen erzogener Schweizer nicht. Unser Vortrag besteht in Thatsachen; andere Logik und Beredtsamkeit kennen wir keine.

Hier wäre es vielleicht der Ort, unsre Leser mit dem Heldenmuth des alten Helvetiens und mit der weltbekannten Freyheitsliebe unsrer Väter zu unterhalten. Dergleichen Weitläuftigkeiten erlauben uns weder Zeit noch der enge Raum dieser Blätter. Es wäre uns auch leicht zu beweisen, das nur ein kleiner Theil von den heutigen Schweizern und nicht die ganze Nation von ihrer Tugend abgelassen und sich ihrer rühmlichen Ahnen unwürdig gemacht hat. Freyheitsliebe ist auf den Alpen noch nicht erloschen, Tells Blut, wir fühlen es, wärmet noch manche Schweizerbrust.

Brüder und Freunde, großmüthige Franken! leset diese Schrift und urtheilet, und ihr, liebe Mitbürger, die man durch falsche Erdichtungen über die Unglücke dieses schrecklichen Tages auf Irrwege zu leiten suchet, lernet hier Wahrheit von Betrug unterscheiden, lernet hier euere Beherrscher kennen, sie allein werdet ihr strafbar finden.

Schon seit mehr als hundert Jahren her wird zwischen den tyrannischen Schweizer-Patriziern und den Despoten Franckreichs zu Beförderung ihres gegenseitigen Eigennutzes ein genaues Verständniß gepflogen. Versaille hat die schmeichelhaftesten Versprechungen verschwendet, sie in seinen Dienst zu locken. Seit dieser Zeit behaupteten die Schweizer-Offiziers da alle über ihre Mitbürger erschlichenen und erpreßten Vorrechte. Die Regimenter, in welchen sie kommandirten, stunden unter einer militärischen Aristokratie, die sowohl der Ehrsucht und dem Eigennutz der Befehlshaber als den tyrannischen Absichten des Hofes zu statten kam; und was den Stolz dieser aufgeblasenen Senatoren auf das höchste trieb, war die Verbindung, wodurch sich die Tyrannen die Handhabung ihrer gegenseitigen Gewaltthätigkeiten zuschwuren und beyder Nationen Fesseln immer enger zusammenschlossen. Es war leicht zu errathen, daß Truppen, die mit so gesinnten Befehlshabern versehen waren, einer Nation, welche für die Herstellung ihrer Freyheit stritt, schlechte Dienste leisten würden. Der Eigennutz dieser Herren war zu eng mit dem französischen Despotismus verknüpft, als daß sie nicht hätten vorsehen können, der Sturz der französischen Aristokratie würde unfehlbar den ihrigen nach sich ziehen. Dieser Gedanke marterte sie mit den schrecklichsten Ahndungen, und deßwegen mußten sie auch Nothwendigerweis viel gefährlicher seyn, als Bouille, Lambesc a) und alle andere dergleichen Verräther. Ihr Eigennutz war doppelt in den Umsturz der Freyheit verstrickt, einerseits durch den Despoten, der sie bereicherte, andrerseits, was noch weit wichtiger

war, durch ihre eigne Aristokratie. Deßwegen sahen wir auch augenscheinlich vor, sie würden dem Aufnahm der französischen Freyheit alle immer mögliche Hinternisse in den Weg legen. In der Absicht, diesem Uebel vorzubeugen, haben wir uns seit vier Jahren ihre Entlassung zu bewürken bestrebet. Wir haben in mehreren Schriften bewiesen, daß es der Nation weder zur Ehre, noch zum Nutzen gereichen könnte, fremde und von verdächtigen Befehlshabern kommandirte Söldner zu unterhalten. Wir haben zu wiederholten malen auf ihre Beurlaubung gedrungen und nur diejenigen der Soldaten beyzubehalten gerathen, welche aus freyem Willen in den Dienst der Nation zu treten sich erbiethen würden. Nie haben unsre Bemühungen zu ihrem gewünschten Zweck gereichen können, weil untreue Minister, der feuilantisch gesinnte Menou und der mit Vorurtheilen umnebelte Freteau, sich unsern Absichten aus allen Kräften entgegenstämmten b). Unser Begehren blieb bis zu jenem unglücklichen Vorfall unerhört. Wir sahen ihn vor, und es hätte ihm leicht vorgebogen werden können. Endlich erlies die Nationalversammlung ein Dekret, welches die gesunde Staatsklugheit, Vernunft und beyder Völker Wohl schon längst erheischten. (1).

Ludwig der XVI. und seine Mitverbrecher betrachteten vom ersten Augenblick an, wo die Franken sich um ihre Freyheiten zu wehren anfingen, die Schweitzerregimenter als ein Mittel, welches ihnen früh oder spät das Gewitter, so ihren sündhaften Schädeln trohte, zertheilen helfen würde. Es fanden sich aber noch biedre Schweizer darunter, die allererst verführet, erschreckt oder entfernt werden mußten.

Herr Reding mußte Gift trinken, weil er seinen Soldaten den 14. Juli 1789 in den Champs Elisees auf das Volk zu feuern verbothen hatte. Der nämlichen Ursache wegen mußte Herr Maillardot dem Dienst entsagen; und hat La Colombe nicht alle Schweizer im Namen seines Herrn mit der gänzlichen

Macht von Paris betroht, wenn sie nicht blindlings dem Willen ihrer Obern sich unterwerfen wollten? c) Sind nicht sowohl Offiziers als Soldaten, die Tugendgefühl und Vaterlandsliebe äußerten, mit Ketten beladen in ihr Vaterland, wo sie itzt noch in Kerkern seufzen, zurück verwiesen worden? (2).

Beim Anfang der französischen Staatsveränderung wurden von den Aristokraten eine aus pur fremden Truppen bestehende Arme [!] nacher Paris beruffen d), worunter sich auch drey Schweizer-Regimenter befanden, die aber damals noch allzusehr von der Art Männern bevölkert waren, welche sich weder durch Versprechungen verführen noch durch Trohungen erschrecken lassen, um zu Tyrannen Anschlägen brauchbar gemacht werden zu können. Man merkte bald, daß dergleichen Truppen muthiger die Sache der Freyheit als die der Tyrannen vertheidigen würden, und hies sie unverrichteter Sachen wieder vom Champ de Mars, wo sie gelagert waren, abziehen; gewißlich nicht in der Absicht, den sündhaften Anschlägen ein Ende zu machen, nein, denn schon da wurden die Verschwörungen und Mördereyen des 23. Heum. e) 1789 (3) die von Nanci f), die des 5. und 6. Weinm. g) und die des 10. Augsts 1792 &c. vorbereitet. Zu diesem Ende entfernte man von den verschiedenen Regimentern alle diejenigen Soldaten, welche Herz genug hatten, den Aristokraten Trohungen sich zu widersetzen, und nur die wurden gedultet, auf deren blinden Gehorsam zur Ausübung treyloser Unternehmungen man sichre Rechnung machen konnte; es wurden sogar alle von patriotisch gesinnten Altern erzogne Söhne sorgfältig vom Dienst ausgeschlossen. Mittlerweilen streuten die Ungeheuer allerhand gefährliche Schriften unter das Schweizervolk und schrieben selbe dem Club der Schweizer Patrioten zu. Kein Brief gelang mehr uneröffnet an seine Bestimmung (4), keiner patriotischen Schrift oder Zeitung wurde Eintritt in das Land gestattet, wo im Gegentheil die aristokratischen im Ueberfluß unter das Volk ver-

breitet wurden. Nichts haben sie vergessen, die Betrüger, dem leichtgläubigen Volke die Grundsätze der französischen Staatsverfassung verdächtig zu machen. Der Pabst hat sogar ihr Mithelfer abgeben müßen. Eine mit Drohungen erfüllte Bulle, welche von fanatischen Auslegern noch übertrieben wurde, mußte die Franken als religionsvergessene und gesetzlose Leute verschreyen (5). Wir selbst alsdenn waren aller Orten Verfolgungen ausgesetzt. Diejenigen unter uns, welche noch ihr Vaterland bewohnen, schmachten in finstern Gefängnißen, und die, welche das Glück gehabt haben, den Häschern zu entweichen, werden von ihren Ausspehern verfolgt (6).

Als die Nachfolger des Vergennes h) die französischen Nero gemeinschaftlich mit den schweizerischen Geßlers es endlich dahin gebracht hatten, daß die herzhaftesten vom Halse geschafet, die feilen bestochen und die furchtsammen in Schrecken gebracht waren, glaubten sie, es wäre nun Zeit, ihr Vorhaben in das Werk zu setzen. Schon mehrmalen hatten ihre mörderstreiche ihnen fehlgeschlagen, in verschiedenen Gelegenheiten hatten die Schweizer sich geweigeret, ihre Gutthäter zu ermorden (7), und nicht ohne Ursache schrieben sie einen Theil dieser Standhaftigkeit und Tugend dem Beispiel der französischen Gardes zu. Die arglistigen Hofschranken merkten wohl, daß so lang dieses Corps bestünde, ihr Blutdurst schwerlich zu seinem Zweck gelangen könnte. Sie wurden also beyseits geschaft; was unter den Schweizern noch redlich dachte, mußte auch fort, und dann waren sie Mörder.

Nun schien alles zum Sieg der schadenfrohen Aristokratie vorbereitet. Der Staatsrath war mit Verräthern besetzt. Die Freunde des Volks waren aus ihren Stellen verdrungen. Die Schriffsteller, welche die Freyheit vertheitigten, wurden verfolgt, feile Aristokraten Knechte hingegen geschützt und belohnt. Den Patrioten trohte von allen Seiten Gefahr. Das Volk sah schon in der Hauptstadt selbst öffentlich die Mordwerkzeuge, mit

welchen es geschlachtet werden sollte, zubereiten. Die Todesarten seiner Stellvertreter waren schon bestimmt. Ludwig war nicht mehr heimlich der Feind seines Volks. Seine Mitverschwornen rotteten sich Schaarenweis in der Residenz zusammen; diese glich itzt mehr der Mördergrube von Koblenz als dem Wohnsitz des ersten Stellvertreters der freyen Franken, und diente nun Bachantenfesten und wohllüstigen Gastmählen, die die Königinn selbst veranstaltete (8), zum Versammlungsort. Auf einmal erwacht die allmächtige Vaterlandsliebe. Der Anblick so vieler Laster und Verbrechen thut seine Wirkung, die Herzen erbittern sich, und die Anschläge der Tyrannen zerfallen in Staub.

Mehrere Tage vor dem 10. August ward Geld im Ueberfluß unter die Soldaten gestreuet (9). Wein und gebrannte Wasser wurden auch nicht gesparet und über das noch mit den schmeichelhaftesten Versprechungen begleitet. Nun war Verbrechen für sie Pflicht. Viele von den Chevaliers du poignard, von den ehemaligen Gardes du Corps und Gardes du Roi, krochen in Schweizer-Röcke und benutzten alle Gelegenheiten, ihnen Haß und Rach gegen die Nation einzuflösen i) (10). Sie betheureten ihnen, die Franzosen hätten ihren Untergang geschworen, es bleibe ihnen kein anderes Mittel zur Verhütung ihres Sturzes mehr übrig, als ein über das Volk erfochtener Sieg. Municipalitätsbeamte, deren Aristokratengeist nur allzusehr bekannt ist, traten mit dem dreyfärbigen Band unter dem Vorwand einer Gesandtschaft der Gemeinde vor sie hin und befahlen ihnen, auf das Volk zu feuern (11).

Endlich bricht der unglückselige Tag heran. In der fruh besieht Ludwig noch in Begleitschaft des Stabs (12), seine Schweizer, stellt sie in Schlachtordnung und eilt dann, wie eine feige Memme zitternd, dem Schoos der Gesetzgeber zu, um da Schutz gegen seine Verbrechen zu finden. Indessen sprechen in Nationalkleidern hinter die Schweizer gestellte Banditen, ihnen

Auszug des Verbals
vom 20. Herbst das erste Jahe[!] der französischen Republik.

Aus der Generalversammlung der vereinigten Patrioten aus der Schweiz und aus den allobrogischen Gebürgen.

Die Generalversammlung der vereinigten schweizerischen und allobrogischen Patrioten hat nach angehörter Vorlesung verschiedner über die Ereignisse des 10. Augsts verfertigter Schriften, welche ihr von verschiednen Mitgliedern sind vorgelegt worden, nach reifer Berathschlagung und dem Bericht, welcher ihr von ihrem Comität über eine Schrift, unter der Aufschrift: Crimine ab uno disce omnes, welche J. Dessonnaz, Unterleutnant in der allobrogischen Legion zum Verfasser hat, den Druck derselben zu veranstalten und dieselbe den Patrioten der 13 Cantonen, denen von Genf und Savoyen zuzuschicken beschlossen.

Gegeben in einer in der Hauptstadt der Freyheit gehaltenen Generalversammlung, obbemeldte Jahr und Tag.

Auf dem Original sind unterzeichnet:

J. Dessonnaz, President.
J. Kolly, Cornu, Secretairs.
Paraphiert von: Roullier, Chaperon,
Mitglieder des Comitäts.

* * *

Anmerkungen.

1) Man besehe hierüber die geistreichen Anmerkungen des Patrioten Pache über die Verträge. Dieses Werkchen verräth in seinem Verfasser einen scharfsinnigen Mann, der große Einsichten in die Staatsklugheit besitzt. Item die Considérations sur les Gouvernemens suisses, von den Bürgern Roullier und Kolly; sowie auch die Correspondances des Nations von J. Desonnaz von Nr. 5 bis Nr. 20 und zugleich mehrere Schreiben des nämlichen Verfassers, welche in dem französischen Patrioten und in den Annales erschienen sind.

2) Dergleichen sind Monet, Roubatti, Nikille, Darbelay, Fracheboud und viele andere, welche ihrer Vaterlandsliebe wegen verfolget worden sind. Einige davon sind aus ihrem Vaterlande verwiesen und ihrer Güter beraubet worden 2c. 2c.

3) Dieses geschah zur Zeit der bekannten königlichen Sitzung, nach welcher die Deputirten der General-Staaten sich zu einer National-Versammlung erkläret haben.

4) Alle Briefe, welche ich in die Schweiz oder auf Genf, meiner eigenen Geschäfte halber, sende, werden aufgefangen, und wann ich meinen Aeltern etwas zu schreiben habe, so muß ich eine Gelegenheit abpassen.

5) Frau Roullier, eine Bürgerinn aus Frankreich ist zu einer gerichtlichen Abbitte gezwungen und des Landes verwiesen worden, weil sie diese abscheuliche Lüge widersprochen hatte. Einem französischen Bürger, der eigner Geschäfte halber im Walliserland reisete, ist der nämlichen Ursache wegen die Hälfte seiner Haare weggeschnitten und schändlich das Land zu meiden gebothen worden.

6) Einige liegen in Banden, als z. B. Rosset, Müller, Reimordin, De Saint George 2c. 2c. im Canton Bern. Andere sind ihres Vaterlandes beraubet und werden heimlich verfolgt, wie Castellas, Cornu, Kolly 2c. 2c. aus dem Canton Freiburg, und De la Harpe, Cart, Boinod, Desonnaz 2c. 2c. aus dem Pays de Vaux. Man könnte ein großes Buch mit den Nämen der Schweizer anfüllen, welche der Freyheitsliebe wegen eingekerkert oder aus ihrem Vaterland verbannet sind.

7) Zur Zeit der königlichen Sitzung in Versailles; bey dem Ereigniß vom 5. bis den 6. Weinmonats; bey der Reise von Saint Cloud; bey der Begebenheit der Dolche 2c. 2c. in allen diesen Gelegenheiten haben sich die Schweizer-Gardes als rechtschaffene Leute sehen lassen.

8) Bey diesen Belustigungen, die die Königinn durch ihre Gegenwart selbst ermunterte, war es, wo sie diesen betrogenen Menschen unaufhörlich wiederholte: Ich hoffe, es sind ihre eigne Worte, Ich hoffe, ihr werdet euerm König treu verbleiben, wie eure Vorfahren. Diese Worte wurden gemeiniglich mit einer Schankung auf die Rechnung der Staatskasse begleitet.

9) Ein Schweizer-Marketenter, der dem Bachmann vor seiner Verurtheilung vorgeführt wurde, behauptete, er habe seit einem Monat täglich 100 Sols empfangen.

10) Was augenscheinlich beweist, daß viele verkleidete Verräther unter den Schweizern waren, ist, daß das Regiment, welches ehedessen 3000 Mann stark war, jetzt nur noch aus 1200 Mann bestand, wovon 300

von Paris abwesend waren. Es befanden sich also nicht über 900 Schweizergarde in der Hauptstadt, und dennoch ist gewiß, daß mehr als 4000 roth gekleidete Soldaten in dem Palast standen. Ueber das hat man unter den Todten sehr viele Ritter des H. Ludwig Ordens gefunden, zween derselben hat man nachgehends noch unter den Schweizern im Palais Bourbon angetroffen.

11) Der Procureur Syndic des Departements, Röderer, ist selbst im Schloß erschienen. Wenn man ihm glauben darf, so hat er keine Befehle ausgetheilet, er bemerkte aber eine außerordentliche Bewegung unter den Schweizern; dieses bewog ihn, wie er versicherte, den König und die königliche Familie mit sich in die National-Versammlung fortzuführen, und dadurch glaubte er auch, dem Vaterland einen wichtigen Dienst geleistet zu haben. Siehe die Vertheidigung Röderers 7. Seite.

12) Bachmann wollte diesen Umstand in seiner Abhörung, welche 36 Stund daurete, laugnen, allein 15 Schweizersoldaten und 100 Bürger, welche ihm vorgestellet wurden, überwiesen ihn des Gegentheils. Ein Brief, welcher bei den Schriften des La Ports gefunden worden, giebt klar zu verstehen, daß Bachmann im Schloß schlief. Besiehe die Sammlung der bei La Porte gefundenen Briefe.

13) Sehr viele waren in den Ställen de Marsen eingeschlossen. Man gab auf drey Mann ein halbes Maaß Brandtwein, und sobald das Feuern angieng, lies man sie wie wilde Thiere los. Thürler, welcher in der Kapelle kommandierte, trohete ihnen, er wolle sie alle erwürgen lassen, wenn sie nicht auf das Volk feuern wollten.

14) Man würde mit unrecht die französische Nation beschuldigen, sie habe ihre Hände in unschuldigem Blut gebadet; denn zur nämlichen Zeit, als das Haupt des Bachmanns durch das Schwert der Gerechtigkeit fiel, wurde der ehemahlige Comte d'Affry unschuldig erkläret und vom Volk im Triumph nach Hause begleitet k).

N. S. Wenn es nöthig wäre, durch andere Beweise die französische Nation zu rechtfertigen, so könnten wir hier die Verbrechen vieler Offiziers, die Abhörung des alten d'Affry, und die Aufführung des jungen d'Affry in Hüningen anführen. Wir könnten von Descarts, dem Commandant von Ruelle, reden, welcher zur Zeit der Flucht des Königs nach Varenne mehrere Soldaten fragte, ob sie es mit der Nation hielten und wann sie mit Ja antworteten, davon jagte. Der nämliche Descarts ließ Bürger von Ruelle durch seine Knechte beschimpfen, wie es durch einen Verbal derselbigen Zeit bewiesen ist. Durch Anstiftung eben desselben hat Ludwig Noaille auch der Nation-Versammlung einen Project zu einem Dekret, welches angenommen worden ist, vorgelegt, kraft welchem

den Soldaten verbothen wurde, den patriotischen Gesellschaften beyzuwohnen. Wir könnten noch hundert andere Thaten hersetzen, wenn wir ein ganzes Werk anzufüllen gesinnet wären.

* * *

Bericht.

Schon vor der Abdankung der Schweizer haben sehr viele derselben in der allobrogischen Legion und in den Freycorps, welche der General Dumourier in dem Nord errichtet hat, Dienst genommen. Offiziers so gar aus den Garnisonen Lille und Valenciennes haben sich dazu geschlagen. Weil das Joch ihrer militärischen Aristokratie ihnen unverträglich geworden war, und weil sie an den Verbrechen ihrer Oberen nicht Antheil nehmen wollten, folgten sie der siegreichen Fahne des seiner Kriegstalente und seiner Freyheitsliebe wegen so berühmten Dumourier. Seit ihrer Beurlaubung sind wenigstens drey Viertheile sowohl Offiziers als Soldaten in den französischen Dienst getreten. Das Beispiel der Uebergänger von Chateau-vieux hat sie nicht verführt; auch soll die Ausführung dieses Regiments niemand befremden, wenn man bedenkt, daß seit der unseligen Mordscene von Nanci nur solche Bursche sind beybehalten worden, die zur Ausführung der Anschläge ihrer Oberen brauchbar waren.

Alle Patrioten aus der Schweiz, aus Savoyen, Wallis und Genf, die sich der allobrogischen Legion einzuverleiben Lust haben, können sich an alle Municipaliten [!] wenden, wo ihnen Mittel an die Hand gegeben werden, nach Grenoble auf den Sammelplatz dieses Corps zu gelangen, in Paris à M. Marmillod, négociant, rue Philipeau, Nr. 15 und in Versoix à M. Kolly.

Brüder, tapfere Schweizer, erinnert euch der Großthaten unserer Väter. Seyt Männer wie Tell, Stauffacher, Fürst, Melchthal ꝛc. Hütet euch vor den Nachstellungen der Oesterreicher, die unser Vaterland so viel Bürgerblut gekostet haben. Lest das Schreiben des Comtsborcet und den Rapport des Maille, da könnet ihr das allgemeine Wohl von dem Eigennutz eurer Tyrannen unterscheiden lernen. Seyt versichert, daß die mächtige Republik der Franken alle Freiheitsfreunde als Brüder betrachtet und nicht minder zu schützen gedenkt, als ihre Könige und Minister unsre Tyrannen zu unterstützen sich bestrebet haben. Frägt eure Nachbarn von Bruntrut, wie behend der Franken Schutz die aristokratischen Götzen zersplittert.

Anmerkungen des Herausgebers.

a) General Bouillé, Obercommandierender in Metz, der 1791 die militärischen Vorbereitungen zur Flucht des Königs getroffen hatte. Die Räumung des Tuileriengartens am 12. Juli 1789 durch den Prinzen von Lambesc, Obersten des Regiments Royal-Allemand, war eine der Ursachen des Bastille-Sturms vom 14. Juli 1789.

b) Menou war Mitglied des Comité de la guerre, Fréteau Präsident des Tribunals des 1. Arrondissements; beide waren Anhänger der constitutionellen Monarchie, aber keine Minister.

c) Ueber die hier erwähnten Vorkommnisse ist mir nichts bekannt geworden. Die drei im Mai 1789 nach Paris und dessen Umgebungen herangezogenen Schweizerregimenter Salis-Samaden, Lullin-Chateauvieux und Dießbach (vgl. Fieffé, histoire des troupes étrangères au service de France I. p. 346, sowie, betr. das Regiment Dießbach, Nouvelles Étrennes fribourgeoises 1891 p. 11. ff.) stammten aus Graubünden, Bern und der Westschweiz. Daß sich unter ihren Offizieren ein Reding befand, erscheint kaum glaublich.

d) Außer den genannten Truppen das Infanterie-Regiment Royal-Allemand und die Cavallerie-Regimenter Berchenу und Esterhazy (Fieffé, ebendort).

e) 23. Juli 1789: die Auftritte, die mit der Ermordung des Ministers Foulons endigten, der sich früher als Intendant und Armeelieferant verhaßt gemacht hatte.

f) Die Meutereien unter den in Nancy liegenden Truppen, insbesondere unter dem Schweizerregiment Chateauvieux, die zahlreiche Hinrichtungen zum Gefolge hatten, August 1790.

g) Zug des Volkes nach Versailles, nächtliches Eindringen der zügellosen Banden in das königliche Schloß und Reise der königlichen Familie nach Paris.

h) Vergennes, der umsichtige Minister des Aeußern im Anfange der Regierung Ludwigs XVI., der 1777 als französischer Gesandter in der Eidgenossenschaft das neue Bündniß zwischen den beiden Staaten zu Stande gebracht.

i) Vgl. hiezu das Nachwort.

k) d'Affry, der greise Oberst der Schweizergarde, der eigentlich nur der repräsentierende, nicht aber der wirkliche Commandant des Regiments war, war am 10. August nicht im Schlosse und wußte nicht, was dort vorgieng.

* * *

Nachwort.

Das auf den vorstehenden Seiten abgedruckte Pamphlet, eine Uebersetzung aus dem Französischen, findet sich im Hirzel'schen Familienarchiv verwahrt und ist heute vielleicht ein Unicum. Das französische Original ist bis jetzt ebenfalls nur in einem einzigen, in der Stadtbibliothek Bern befindlichen Exemplar bekannt geworden. Seiner Bestimmung gemäß, war es mehr auf dem Lande verbreitet worden und weniger in die Städte gelangt; daraus mag sich seine jetzige Seltenheit erklären.

Der Urheber der Schrift ist der Schweizerclub in Paris. Angehörige der Westschweiz, zunächst Freiburger, die in Folge des sog. Chenauxhandels, 1781, aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, sodann Waadtländer und Genfer, hatten unter der Leitung eines der Hauptbeteiligten des Chenauxhandels in Paris 1790 einen besonderen Club gegründet, der sich die Propaganda der revolutionären Ideen in den Reihen der Schweizerregimenter wie in der Heimat zum Zwecke setzte. Der Club entwickelte in seinen, mitunter 300 Mann starken Versammlungen eine umfassende Thätigkeit und wußte selbst Persönlichkeiten wie Joh. Casp. Schweizer an sich heranzuziehen. Eine entsprechende, auf Genf und Savoyen zielende Thätigkeit ging von den « Allobroges réunis » aus, die sich zeitweise mit dem Schweizerclub vereinigten [1]).

Als eine ganz besonders wichtige Aufgabe mußte es der Schweizerclub betrachten, die Ereignisse des 10. August ins

[1]) Vgl. über den Schweizerclub die Abhandlung Alfr. Sterns: Le club des patriotes suisses à Paris in der Revue historique tom. 39 p. 282 ff.; über das Schweizer-Garderegiment und die Ereignisse des 10. August 1792: Wolfg. Friedr. v. Mülinen, das französische Schweizer-Garderegiment am 10. August 1792, Luzern 1892, woselbst p. 200 ff. das französische Original abgedruckt ist. Die weitere Literatur ist in den beiden Schriften angegeben.

richtige Licht zu setzen. Das Gemetzel durfte die in der Schweiz vorhandenen Sympathien für die Revolution um keinen Preis vernichten. Es galt also zunächst im Allgemeinen, die Fremdenregimenter als eine Einrichtung hinzustellen, die aus gegenseitigem Eigennutz der tyrannischen Aristokratien der Heimat und der despotischen Monarchie Frankreichs hervorgegangen war, und im Besonderen die Opfer des 10. August nicht als Opfer des Aufruhrs, sondern der von Seite der Despoten angewendeten Verführungskünste erscheinen zu lassen. Sodann war der Anteil des Pariser Pöbels in ein möglichst mildes Licht zu rücken, seine Wuth auf die Erbitterung über die Treulosigkeit der Gegner zurückzuführen, zugleich mußte ihm aber auch Milde und Schonung gegen die Unschuldigen zugeschrieben werden, wozu die Freisprechung d'Assays willkommenen Anlaß bot.

Diese Tendenz drückt ihr besonderes Gepräge der Schrift auf, die sogar auf die unsagbar schmutzigen Angriffe gegen Marie-Antoinette anzuspielen nicht verschmäht. An willkürlichen Entstellungen über den Schreckenstag leistet sie das denkbar Möglichste und unterscheidet sich dadurch in unvorteilhaftester Weise sogar von dem officiellen Bericht, den der Nationalconvent bei der Pariser Commune bestellte und aus dem wir zum Schlusse die wichtigsten Sätze folgen lassen.

Der angeführte Bericht erzählt zunächst von den großen Ansammlungen um das Schloß, und wie die Gardekanoniere und ein großer Teil der Nationalgarden mit dem Volke fraternisirt hätten, und fährt dann fort:

Quelques-uns (des gardes nationales) restèrent avec mille à douze cents Suisses; ils donnèrent des signes extérieures de fraternité, ils jetèrent par les fenêtres quelques papiers à cartouches, ils arborèrent un bonnet rouge, de sorte que les citoyens trompés par les apparences entrèrent croyant se rendre maîtres du Chateau sans coup férir. Ils n'eurent pas

monté les premières marches de l'escalier, que les Suisses tirèrent sur eux à bout portant; ils se replièrent au dehors, braquèrent le canon et le combat s'engagea. Un assez grand nombre des citoyens fut tué et blessé; mais il echappa très peu de Suisses. On a remarqué parmi les morts plusieurs jeunes gens affidés du Chateau vêtus de l'uniforme suisse. Le peuple c'est conduit avec beaucoup de courage . . .[1])

---

[1]) Vgl. Mülinen p. 198.

Die pfarramtlichen Register im Gebiet des Kantons Zürich, ihre Geschichte und wissenschaftliche Ausbeute,

mit specieller Berücksichtigung der Kirchgemeinde Stammheim,

von A. Farner, Pfarrer.

Die pfarramtliche Registratur ist eine Schöpfung des Reformators Ulrich Zwingli. Die Kirche des Mittelalters fand es nicht der Mühe werth, die Namen Aller zu verewigen, die ihr durch das Sacrament der Taufe einverleibt wurden; sie erwies diese Ehre nur einigen bevorzugten Geistern, die entweder durch Geburt und sociale Stellung über die misera contribuens plebs (die untern Volksklassen) hinausragten, in ein Kloster eintraten, heilig gesprochen wurden oder kirchliche Vermächtnisse machten. Wie bezeichnend ist es für den demokratischen Zug am Leutpriester des Großmünsters in Zürich, daß er im Jahr 1525 anfing, alle Taufen und Ehe-Einsegnungen seiner Kirchgemeinde in ein eigens dafür hergerichtetes Buch einzutragen: das erste pfarramtliche Register in reformirten nicht bloß, sondern in christlichen Landen überhaupt. Die älteste Verordnung der Art im deutschen Reich ist diejenige des reformirten Magistrats der Stadt Konstanz vom Jahr 1531, dann folgt die Brandenburg-Nürnbergische u. s. w. „Für die katholische Kirche hat erst das Tridenter Concil 1563 zur Wahrung

der Oeffentlichkeit der Eheschließung eine Verpflichtung der Pfarrer zur Führung eines Traubuchs und sodann auch eines Taufbuchs aufgestellt"[1]).

Auffallend ist, daß auch Pfarrer Hans Brennwald in Hinweil in demselben Jahr wie Zwingli ein Taufregister und Pfarrer Laurentius Meyer in Stammheim schon 1524 (allerdings nur mit einem einzigen Eintrag) ein Eheregister anlegte; wir werden aber kaum fehl gehen, wenn wir Zwingli auch als den intellectuellen Urheber dieser beiden Register ansehen.

Den unmittelbaren Anstoß zur Einführung der Taufregister gab der Kampf mit den Wiedertäufern, die Zwingli so viel zu schaffen machten. Den 30. Mai 1526 „begerten die dry lütpriester[2]), daß inen von einem ersamen Rath vergönnt werde, das sie die namen der kinderen, so getouft werdend, ouch ihrer vätteren und deren, die sie hebend, namen anschriben mögend, deßglichen ouch deren, die ir e mit dem kilchgang offnend. Und diß würt von nöten sin uß vill ursachen: Zum ersten würt es derzue guot, daß man wisse, wer getouft und wer nit getouft sige, domit sich nit der widertouf über nacht wider inrisse; so findt man allweg in dem buoch, uf wölchen tag in wölchem jar ein jetlicher getouft sige (und) wer in zum touf gehebt habe. Zum andren würt es guot am gericht, daß man das alter der knaben und der töchteren allweg eigentlich wüsse; denn es gibt sich dick, daß vatter und muoter die kinder jünger wöllend machen, denn sie sind, domit si die bzogne e mögind

---

[1]) Professor Dr. Hartmann in Stuttgart: Ueber Ortschroniken p. 3.

[2]) Neben Ulrich Zwingli: Leo Jud am St. Peter und Heinrich Engelhardt am Fraumünster; gewiß war Zwingli auch hier derjenige, der die Sache anregte.

hinteren [1]). Zum dritten würt es guot, die bezogne e, und vor der kilchen bestätet, anzeschriben, daß man wüsse, wer elich bi einander sitze oder nit, daß man dieselben möge triben zuo dem kilchgang oder aber von einander"[2]). Der Rath entsprach diesem Begehren und forderte noch im gleichen Jahr die Pfarrer zu Stadt und Land auf, Tauf- und Eheregister anzulegen. Hand in Hand damit ging der Erlaß eines strengen Ehegesetzes (1526), welches bestimmte, daß in jeder Kirchhöre 3 oder 4 ehrbare Männer als Ehegaumer verordnet werden, um die Fehlbaren 1 oder 2 Mal zu warnen und im Wiederholungsfall dem Obervogt zur Bestrafung zu verzeigen.

Diese Neuerungen fanden aber auffallend langsam Eingang, wie aus folgender Tabelle hervorgeht, die theils auf der (nicht durchaus zuverlässigen) „Uebersicht der pfarramtlichen Personal- und Bürgerregister des Kantons Zürich am Ende des Jahres 1875" (pag. 53—59 im „Amtlichen Auszug aus den Protokollen der Synode der zürcherischen Geistlichkeit vom Jahr 1876"), theils aus eigenen, neulich eingezogenen Erkundigungen fußt. Es ist ja allerdings möglich, daß die ältesten Verzeichnisse der Art da und dort verloren gegangen sind, aber kaum anzunehmen, daß das in der Mehrzahl der Gemeinden geschehen sei. Wir sind eher zu dem Schluß berechtigt, daß eben schon damals, wie heute noch, nicht alle Pfarrer gleich willfährig waren, den Anordnungen ihrer Oberhirten Folge zu leisten. Diese scheinen selber auf die stricte Durchführung der bezüglichen Verordnung nicht sonderlich

[1]) Noch in dem 1539 erlassenen „Ußzug der fürnemisten Gesatzungen, so man vier malen imm jahr dem Gmeinen mann in der Statt und Landschafft Zürich offentlich an der Cantzel verkünden und ußrüffen soll," war das Alter der heiratsfähigen meytlin auf über 14, dasjenige der Knaben auf über 16 Jahre angesetzt; später wurde es auf 18, resp. 20 Jahre abgeändert.

[2]) E. Egli: Aktensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation, Nr. 982.

Gewicht gelegt zu haben, und so hing es eben ziemlich von der Einsicht und Gewissenhaftigkeit der einzelnen Pfarrer ab, wann ihre Gemeinden zu solchen Registern kamen, über deren Wert heutzutage keine Controverse mehr möglich ist.

1526 legten die Pfarrämter Turbenthal und Ossingen Taufregister an.

1527: Veltheim.
1528: Fehraltdorf und Eglisau.
1529: Dinhard.
1530: Stammheim.
1535: Weißlingen.
1536: Kloten.
1540: Dürnten und Pfäffikon.
1545: Bassersdorf.
1547: Horgen.
1548: Greifensee.
1549: Männedorf und Wangen.
1550: Töß.
1551: Küsnach, Fischenthal, Richtersweil, Goßau, Regensdorf, Elgg.
1552: Meilen, Wädensweil, Illnau, Knonau.
1553: Fraumünster, Schlieren, Stäfa, Winterthur, Neftenbach.
1554: St. Peter, Wiesendangen.
1555: Benken (in diesem Jahr von Marthalen getrennt).
1557: Ottenbach, Rickenbach.
1559: Birmensdorf, Wald, Pfungen.
1561: Zollikon.
1563: Rüti.
1564: Thalweil.
1565: Affoltern a. A., Buchs.
1566: Hombrechtikon, Lindau, Flaach, Trüllikon.
1567: Wila, Stadel.
1568: Wildberg, Rorbas.
1571: Wetzikon.
1574: Henggart.
1577: Hausen, Glattfelden.
1580: Zell.
1581: Fällanden.
1582: Hettlingen.
1585: Oberwinterthur, Dielsdorf, Regensberg.
1586: Maschwanden.
1588: Volketsweil.
1589: Riffersweil.
1590: Albisrieden, Bäretsweil, Brütten.
1594: Embrach.
1598: Niederweinigen.
1599: Höngg, Schlatt, Dorlikon (Thalheim), Oberglatt.

1600: Dägerlen, Dättlikon, Lufingen, Niederhasli.
1604: Wipkingen.
1606: Russikon, Wülflingen.
1607: Altstetten.
1609: Dällikon, Steinmaur, Weiach.
1610: Grüningen, Bülach.
1611: Seuzach.
1612: Kappel.
1614: Predigern (vom Großmünster getrennt), Mettmenstetten.
1616: Zumikon.
1617: Hirzel (in diesem Jahr von Horgen abgetrennt), Ellikon.
1625: Andelfingen.
1626: Uitikon (in diesem Jahr von Altstetten abgetrennt).
1629: Herrliberg, Uster.
1631: Wytikon.
1633: Feuerthalen (bis dahin nach Laufen kirchgenössig).
1634: Hedingen.
1640: Dietlikon.
1641: Altikon[1]) (in diesem Jahr von Dinhard abgetrennt), Wil.
1644: Oetweil.
1649: Seen.
1650: Dübendorf, Otelfingen.
1651: Stallikon.
1652: Bauma.
1656: Urdorf-Dietikon.
1662: Bonstetten, Dorf[1]) (1658 von Andelfingen abgetrennt).
1663: Elsau.
1664: Seebach.
1667: Aeugst (in diesem Jahr von Mettmenstetten abgetrennt).
1668: Berg a. I.
1671: Rafz.
1674: Seegräben.
1676: Kirchberg.
1679: Laufen.
1682: Uetikon.
1683: Affoltern b. H.
1686: Marthalen, Rümlang.
1689: Mönchaltorf.
1692: Bubikon.
1701: Fluntern.
1702: Wollishofen.
1703: Schönenberg (1702 von

[1]) Kaspar Wirz: Etat des Zürcher Ministeriums von der Reformation bis 1890.

Wädensweil abgetrennt), Erlenbach (von Küsnach abgetrennt).
1704: Wallisellen.
1706: Schwerzenbach, Sternenberg (von Wila und Bauma abgetrennt).
1708: Neumünster, Hittnau, (in diesem Jahr von Pfäffikon abgetrennt).
1711: Langnau.
1712: Oberstraß.
1714: Bachs, Schöfflisdorf.
1721: Rüschlikon (von Kilchberg abgetrennt).
1725: Maur.
1732: Weiningen.
1741: Kiburg.
1743: Egg.
1752: Schwamendingen, Hütten (von Schönenberg getrennt).
1761: Oberrieden (von Horgen abgetrennt).
1790: Unterstraß.
1837: Sitzberg (von Turbenthal abgetrennt).
1845: Enge-Leimbach, Wiedikon, Außersihl (alle 3 vom St. Peter getrennt).
1848: Obfelden (von Ottenbach getrennt).
1897: die französische Kirche in Zürich.
1898: Adlisweil (in diesem Jahr von Kilchberg abgetrennt).

Aus den Daten des Stammheimer Taufregisters geht hervor, daß im 16. Jahrhundert an allen Wochentagen getauft wurde, nur ganz vereinzelt, in wirklichen Notfällen, am Mittwoch, was auf einen altheidnischen Aberglauben zurückgeht, dem der Mittwoch ein Unglückstag war [1]). Die Kinder wurden also damals gleich in den ersten Tagen, wo nicht gar am ersten Tag ihres Lebens getauft; man wartete damit nicht einmal bis zum nächsten Sonntag: ein Brauch, der auf dem aus der katholischen Kirche herübergenommenen Glauben ruht, daß Kinder, die ungetauft sterben, nicht selig werden, sondern in den limbus in-

[1]) Vergleiche damit E. Meyer: Aberglaube, 207: „ein Kind, welches an einem Mittwoch zum ersten Male die Schule besucht, lernt nichts."

fantium, ein Mittelding zwischen Himmel und Hölle, kommen. Wie oft lesen wir im Taufregister die Bemerkung: während die Mutter daheim von der Kindbett genas, ist das Kind hier in der Kirche getauft worden. Mit dem Jahr 1600 werden die Taufen seltener an einem Werktag vorgenommen, und dann gewöhnlich am Dienstag, an welchen Tag seit 1576 auf dem Land Dienstag-predigten gehalten wurden. Waren mehrere Kinder zugleich zu taufen, so taufte man die Knaben zuerst, aus Furcht, sie möchten sonst später keine Bärte bekommen. Auch liebte man es, die Kinder auf der Hauptstraße zur Kirche zu tragen, damit sie einst „gerade“ wandeln, und schnell zu laufen, damit sie flink werden.

Den 31. Juli 1545, war Frau Pfarrer Regula Stumpf, Gattin des bekannten Chronisten und Tochter des ehemahligen Propstes Brennwald von Embrach, einem Stammheimer Kind Taufpathin und der katholische Statthalter Joachim Waldermann von Wil Pathe. Dazu bemerkt Stumpf, dem die Sache nicht recht lag: „Dergleichen Gevatterleute papistischer Religion waren von den Unsrigen, wie im Taufbuch hin und her zu lesen, noch mehr um diese Zeit angestellt, so aber endlich nicht gut befunden und hiemit aberkennt worden[1])“: ein Beschluß, der in Zeiten, wo die confessionellen Gegensätze scharf zugespitzt sind, gerecht-fertigt erscheinen mag.

Bis zum 24. April 1569, heißt es im ältesten Taufregister von Stammheim, „ist allein hiehar verzeichnet jedes Kinds vatter mitt sinem nammen und geschlecht: dieweil aber diese ordnung des uffschribens neben anderen ursachen auch darumb angsechen, das man etwans spän Eesachen betreffende von wegen der frünt-schaften (wie das under mir beschehen) hieruß entscheiden werden möginb: und die früntschaften glich als wol von den Müteren, als von den vätteren harkommend, hatt es mich bester meinung

[1]) es ist nicht ersichtlich, wer das aberkannte.

für gut angsechen, hinfüre beder theilen elteren Nammen und geschlecht zu verzeichnen, in hoffnung (wo es sich begeben söle), das meer nuz denn schaden daruß volgen werde. Bitten deshalben, nachvolgende pfarrer wollend diß meine wolmeinung in bestem kosten, die enderung mir nit verargen und also fürfaren. Und hiemit will ich sy Gott befolgen haben. Johann Maier."

Ueber die Form des Taufeintrags ist zu bemerken, daß dieselbe im Anfang immer in ganzen Sätzen geschah, z. B.: „uff den 13 tag Jenners 1530 ist geboren und getaufft Anna Schniderin, Hansen Schniders, den man nennett Spächt, töchterlin. Sine gfatter sind Laurentius Meyer, diser zit Predicant, und Elsy vögely, Hansen Urichs Hußfrow."

„Item uff den 17 tag Jenners ist Hans kleinhansen Adam uff die wällt khomen und der gmeind Gottes inglebett, empfangen dz zeichen des pundtz; zügen &c."

„Item uff den 22. Jenners hatt Chunradt wäpfer empfangen ein frucht von sinem Eegmachell, Elizabeth, ist getoufft, hatt [als] Bekenner Hansen Keller &c."

„Item uff den obgenanten tag ist dem Schubell von Nußboumen getoufft sin Dionisyus, Jn hat gehabenn Nisy wirtt &c."

„Item 20 Martii hab ich Bezeichnett oder inn den pundtt Gottes geschriben Agnesen, Hansen Rütimans tochter. Sy habend uß touff gehaben Andres Stupper und Agnes Gasserin."

Johann Stumpf fing 1543 an, jeweilen den Namen des Täuflings voranzusetzen und das Prädicat „ist getauft" als eine in einem Taufregister überflüssige Formel wegzulassen, z. B.:

„Franciscus, ein Eelich Son Hans Hanslins von Nußbomen, 16. Dezember. Zügen: Hans Keller und Barbara Harderin."

Aber erst 1581 wurden übersichtliche Rubriken gemacht, voran das Datum, dann der Name des Kindes, der Eltern und der Taufzeugen, wie jetzt noch, womit das Nachschlagen wesentlich

erleichtert ist. Als sich nun aber die Sitte ausbildete, die Kinder nicht schon an ihrem Geburtstage zu taufen, sondern damit wenigstens bis zum nächsten Sonntag zuzuwarten, hätte eigentlich ein besonderes Geburtsdatum vorgemerkt und vom Taufdatum unterschieden werden sollen. Das geschah indeß, wenigstens in Stammheim, erst vom Jahr 1812 an, zu einer Zeit, wo die Distanz der beiden Daten anfing größer als eine Woche zu werden. Heutzutage sind die Kinder meistens 4—8 Wochen alt, wenn sie zur Taufe gebracht werden, oft auch 3 und 4 Monate, von älteren nicht zu reden.

Ein interessanter Fall ereignete sich mit einer Nothtaufe den 8. Mai 1663, als die beiden Geistlichen von Stammheim, Pfarrer Johann Rüdlinger und sein Helfer Hans Hottinger, an der Synode in Zürich waren. „Mittwoch, den 6. Mai, Morgens früh,“ erzählt der erstere [1]), „ist Hs. Georg Jta zu Oberstammheim in das Pfahrrhauß allhie kommen, anzeigend, daß Jhne der Lieb Gott mit einem Jung Söhnli begaabet, welliches aber seer schwach und blöd, und begäre von deßwegen, daß Selbiges ohne Verzug möchte getoufft werden. Worüber die Meinigen alssobald nacher Stein einen Boten senden und Hrn. Diaconum daselbst beschicken und begären wollen, daß der h. Tauff durch Jhnne verrichtet werden mochte, Deß aber gedachten Kindts Vater, großvater und etlich ander wenige Personen, so vorhanden, nicht warten, sondern einmaalen das Kind wollen getaufft haben. Das geschah denn auch inn der Pfahrrkirchen bemellten Tags Morgen umb 6 Uhr durch Simon Ulrich, der an den h. Hochen Festtagen inn währender h. Communion auff der Cantzel Pflegt zu lessen. Wellicher unbefugte und unbesinnte Nothtauff dann Mir schwäre bedenckhen verursachet wegen der Sach selbs und der be-

---

[1]) Copia documentorum atque literarum pag. 42 ff, Pfarrarchiv Stammheim VI. C. 2.

sorgenden bößen Consequentzen, nicht wüssend, wie sich harinne zu verhalten. Bitte allso Meinen vill Ehrenden Herrn B(ruder) D(ekan) gantz fr(eundlich), Mir hierinn mit brüderlichem rath und hilf trostlich beyspringen wolle, damit weder zwenig noch zvill an der sach gethan werde.

Dekan Selber in Trüllikon antwortet darauf unterm 8. Mai: „Höchst bedaurlich ist Mir vorkommen Sein überschriben ernstlicher Casus. Unnd bedunckt mich einmaalen die Sach von solicher wichtigkeit, daß Selbige nothwendig wirdt müssen Unßerm allerseits Hochgeehrten Antistiti umb rath überschrieben werden. Ich glaube gentzlich, daß Befehl a Superioribus kommen mochte, daß das Kind von dem Ministro getaufft werde, weylen es nicht woll für getaufft gerechnet werden kan."

Der Ortsgeistliche schrieb also Tags darauf dem Antistes Jak. Ulrich und bat ihn um Rath und Bericht, was in Sachen zu thun sei. Dieser ersuchte den Professor der Theologie Heinrich Zeller um ein Gutachten, der seinerseits wieder einen umbständlichen grundtlichen Bericht, wie alles hargegangen und was seitharo von der Sach gerett und gehallten worden, verlangte. „Ein Fehler ist inn der Sach, der nothwendig muß corrigiert und bösen Consequentzen begegnet werden." Die Antwort constatirt, daß der Fall in der Gemeinde nicht das geringste Aufsehen gemacht habe und daß auch die Eltern und Großeltern des Kindes nicht befürchten, es könnte ihrem Kindlein daraus ein Schaden erwachsen; es sei ja in dem Tauf Jesu Christi getauft worden. Sie bitten die gnädigen Herren, sie möchten ihnen, die vor Angst und Noth nicht gewußt hätten was thun, ihre Uebereilung in Gnaden übersehen und „die ganze Sache dem lieben Gott befohlen sein zu lassen geruhen."

Aber die Herren Theologen sahen die Sache nicht so einfach an, wie unsere Stammheimer Bauern. Unsre dogmatisch freiere Zeit dürfte zwar eher auf Seite der letzteren stehen. Der

Antistes schrieb dem Dekanat zu Handen des Pfarrers von Stammheim einen lateinischen Brief des Inhalts: Obwohl es im Sacrament der h. Taufe mehr auf das Walten des h. Geistes, als auf die Verwaltung der äußern Symbole ankommt, so muß doch in der christlichen Kirche in allen Dingen eine gewisse Ordnung innegehalten werden und können die Sacramente nicht von Jedem zugedient und empfangen werden. Kein Staatsbeamter wird sein Sigel einem andern anvertrauen, wie viel weniger wird derjenige ungestraft bleiben können, der vom Sigel des Königs aller Könige eine mißbräuchliche Anwendung macht. Deshalb verfügen wir, daß jenes Knäblein vom verordneten Diener der Kirche zu Stammheim noch einmal getauft und den Eltern vorgestellt werde, in wiefern sie gefehlt haben. Wenn theologische Gründe keinen Eindruck auf sie machen sollten, so möge er ihnen zu bedenken geben, daß ihrem Kind später vorgeworfen werden könnte, es sei ja nicht einmal recht getauft worden; einem Heiden nicht unähnlich, sei es auch keines Amtes unter Christen würdig. Wir wollen zugeben, daß die Taufe nicht beim Gottesdienst, sondern nur in Gegenwart der Zeugen, die das erste Mal dabei waren, oder auch nur der Eltern vorgenommen werde. Dem Pfarrer und Helfer wird ernstlich eingeschärft, daß nie wieder beide zugleich die Herde verlassen: ein Verlangen, das der Pfarrer von Stammheim schon oft gestellt, dem aber das Kapitel nie entsprochen hatte. Dem unberufenen Täufer wurde ein ernster Verweis ausgesprochen.

Der Knabe wurde also Samstags, den 23. Mai, nochmals getauft, nachdem die Fehlbaren Tags zuvor in Gegenwart des Dekans und der Pfarrer von Stammheim und Dießenhofen im Pfarrhaus belehrt und zurecht gewiesen worden waren. Er wurde später Weibel, Kreuzwirth, Stubenknecht und Vater von 7 Kindern; der Mannsstamm dieser Familie ist ausgestorben.

Werfen wir nun einen Blick auf die Taufnamen, so

tritt uns die merkwürdige Thatsache entgegen, daß neben den bekannten Namen, die noch heute gäng und gäbe sind, eine Menge uns ganz fremd klingender, meist aus der griechischen und lateinischen Sprache hergenommener Namen katholischer Heiligen, auch einige Namen humanistischen Ursprungs, vorkommen. Wie eigenthümlich nahm es sich aus, wenn unsre Stammheimer Bauern und Bäuerinnen folgende Namen trugen: Agnes (Angnus), Angela (Engel, Engeli), Afra, Agatha (woraus im Volksmund „Egli“ wurde, 1583), Appollonia, Alexander, Augustinus, Adrianus, Antonius (von Waltalingen 1540, Patron der dortigen Kapelle), Aegidius (auch Gilg), Barbara (Barbel, Babeli), Bona, Benedictus, Blasius (Bläsi, Blasig, 1560), Cordula, Cyriacus (Küri), Chrysostomus, Crispinus, Christophorus (Christophel), Dionysius (Nisi, Nessi 1544), Eligius, Eustachius, Franciscus, Genepha (Genophe, Genophea), Genasse, Georius, Gregorius (Goriß), Gallus (Patron der jetzt noch bestehenden Kapelle in Ober-Stammheim), Gelasinus, Hattus, Hilarius, Hercules, Helios, Helyas, Laurentius, Letagius, Marx, Mauritius, Maximus, Medardus, Morandus, Marina, Monica, Nikolaus (Klaus, Klewi), Onophrius, Panthaleon, Pelagius (Poley 1582), Regina, Regula, Sibylla, Seraphianus, Sebastianus (Baschion, Baschy 1604), Sophia, Sicustus, Sixtus, Theodorus, Ursus (1538), Ursula, Valentinus, Veritas, Veronica, Vitus.

Von sonstigen eigenthümlichen Taufnamen sind zu nennen: Hausemennlin 1539, Pantli 1561, Anstett 1546, Hansenbub 1544, Hansenbubli 1565, Großhans 1576, Junghaini 1580, Bryd 1580, Obermann 1581, Kleinhans 1581, Ersat, Hamma und Amma 1535, Enderli. 1601.

Die häufigsten altdeutschen Taufnamen sind: Adelheid, Bernhard, Brigitte, Burchardt, Dieterich, Gebhart, Guta (Gutli), Heinrich (Heini), Hermann, Konrad (Kuonrat), Küngolt (Küngeli), Kunigunde, Ludwig, Leonhard, Meinrad, Othmar (Othli,

Oeli), Oschwald, Rudolf (Rudi), Ulrich (Uorich, Uli), Walter, Wilhelm, Wolf, Wolfgang. In neuerer Zeit werden Namen wie Alfred, Arnold, Ernst, Friedrich, Otto, Oskar, Frieda, Mina, Lina, Ida, Rosa, Emma Mode.

Daneben gibt es eine sehr große Zahl biblischer Namen, zum Beweis, wie sehr die hehren Gestalten der Bibel unserm Volk ans Herz gewachsen waren und noch sind: Adam, Anna, Andreas, Abraham, Isak, Jakob (Jokob, Jogli, Joggli, Joggeli), Johann (Hans, Hanseli, Hänsy), Balthasar (chaldäisch: Fürst des Glaubens), Bartholomäus, Daniel, Elisabeth (Lisabeth, Elisa, Elsa, Elsy), Eva, Emmanuel, Ezechiel, Gabriel, Joachim, Jos (=Josia), Joseph, Judith, Kaspar, Lazarus, Martha, Matthäus (Demes, Deus 1544), Matthias, Melchior, Michel, Peter, Salomo, Susanna. Sehr selten war und ist in Stammheim noch immer der schöne weibliche Name Maria, was auf eine tiefgehende, ingründige Abneigung gegen den katholischen Marienkultus schließen läßt.

V. d.	1530	getft.	54	Kindern	hatten	32(=59%)	bibl.	Namen,	3(= 6 %)	altd.,	19(=35%) fremd
„ „	1550	„	96	„	„	47(=49%)	„	„	12(=13 %)	„	37(=38%) „
„ „	1600	„	78	„	„	53(=68%)	„	„	6(=8%)	„	19(=24%) „
„ „	1700	„	75	„	„	37(=50%)	„	„	10(=13%)	„	28(=37%) „
„ „	1800	„	90	„	„	52(=58%)	„	„	15(=17%)	„	23(=25%) „
„ „	1897	„	49	„	„	19(=40%)	„	„	17(=34%)	„	13(=26%) „

Daraus geht hervor, daß die fremden Namen seit der Reformationszeit stetig abnehmen; es haben sich von denselben nur noch ganz wenige erhalten: Barbara, Margaretha, Verena und Georg, die dann freilich um so häufiger wiederkehren; sonst wäre die Procentzahl dieser fremden Namen noch tiefer gesunken. Dafür kommen die altdeutschen immer mehr in Aufnahme, ganz wie es seiner Zeit der ehrwürdige Stumpf empfohlen hat[1]): „Wiewol aller spraachen vnd heiligen nammen zebrauchen frey vnnd nit

[1]) IV. Buch, Blatt 248 b und 285 a.

vnzalig ist, so ist doch daben [illegible], daß einem jeden
vatterland sein eygne angehörige [illegible] vnd [illegible]
nammen am anmütigsten, darzu am [illegible]
gewon sind vnd in sonderheit die alten [illegible] vnd Frän-
ckischen Teütschen nammen, [illegible]
innerthalb 350 jaren in Alemannischen [illegible] landen,
besonder im Zürych gow, [illegible] S. Gallen gar ge-
mein und breüchig gewesen sind, [illegible]
stand habend, als die [illegible]
Vnd vor Zeyten habend [illegible]
eerlich behalten, namlich die [illegible], die Grie-
chen die Griechischen vnd die Römer die [illegible], vnd andere
nationen gleychermaß, wie dann alle [illegible]
daß bey den alten kein andere, dann die [illegible] (Teütsche)
nammen gehebt, die nach [illegible]
vnd auch jren nachgebornen [illegible]
Es hatt aber mit der zeyt [illegible]
allein den radtschlag gefürt, die [illegible]
sich zetrucken, sonder auch die nammen [illegible]
in vergäßlichkeit [illegible]
Römischen vnnd [illegible]
vnnd Papsthumb bey den [illegible]
erholen möchte. [illegible]
eyngewachsen vnd in [illegible]
vil leüt [illegible]
alte Biblische nammen [illegible]."

Von den [illegible]
Geschlechtsnamen. [illegible]
fang des 13. [illegible]
wickelten sich aus [illegible]
aller Art, aus der [illegible]

1) Wilhelm [illegible]

den pfarramtlichen Registern nachweisen, daß die Geschlechtsnamen noch im 16. und 17. Jahrhundert nicht so stereotyp waren, wie sie es heute sind. Eine und dieselbe Person wird bald mit diesem, bald mit jenem Geschlechtsnamen aufgeführt, z. B. Ulrich Mettler, genannt Peter und Ulrich Peter, genannt Mettler, 1535. Hans Keller, genannt Schuler, und Hans Schuler, genannt Keller, 1574, Hans Farner, genannt Boßli, und Hans Boßli, 1582. Konrad Frei, genannt Wepfer, Untervogt von Stammheim 1530 bis 1547, wird von Strickler, Aktensammlung II, 1678 als Konrad Wepfer aufgeführt, wie auch sein Sohn (ausdrücklich des Vogts Sohn genannt) Jakob Wepfer heißt. Erst im 17. Jahrhundert verdrängte der Name Frei in dieser Familie den Namen Wepfer. Die Ehefrau eines Gregorius Farner heißt bald Engel Rudi, 1571, bald Engel Windlerin, 1573. Jakob Diettly vel (= oder) Farner, 1532, auch Jakob Farner, genannt Diettly. Wir könnten mit Leichtigkeit hunderte solcher Beispiele aufzählen. Auch Bezeichnungen wie Jakob Stahel vel Ulrich, Hans Wick vel Winkler, Barbara Schärer alias (= auch) Farner, sind gar nicht selten. Es kommt auch vor, daß einer 2 Beinamen hat, wie Johann Farner, geboren um 1500, der bald Schmid, bald Hackenberg zubenannt wird.

Ein Beweis dafür, wie sich noch im 17., 18. Jahrhundert neue Geschlechtsnamen bildeten, sind die Wilem oder Willem. Eines der ältesten und größten Geschlechter von Stammheim sind nämlich die Keller, so genannt von dem Kellhof, dem schönsten Bauernhof des Dorfes, der von dem Abt von St. Gallen mit besonderen Vorrechten ausgestattet und mit der Zeit als Erblehen in den unveräußerlichen Besitz dieser Familie übergegangen war. Als sich dieselbe vermehrte und vergrößerte, mußten die einzelnen Keller (die Amtsbezeichnung war längst zum stehenden Geschlechtsnamen geworden) durch Zunamen von einander unterschieden und kenntlich gemacht werden. So führte im 17. Jahrhundert ein Zweig der

Familie den Beinamen Wilems = Wilhelms oder Wileme Jakobe, weil er von einem Wilhelm Keller (geboren 1577) abstammte. Von diesem Beinamen bildete sich nach und nach ein eigener Geschlechtsname heraus, der den ursprünglichen verdrängte: Wilem; es gab jetzt einen Johann Wilem, Abläßer, 1693—1758. Der letzte dieses Geschlechts war Johann Willem, † 1785.

Die Keller waren aber nicht die einzigen, bei denen Zunamen zur Unterscheidung gleichnamiger Personen nöthig und gebräuchlich wurden; es wimmelt in diesen alten Registern förmlich von Beinamen aller Art, z. B. aus dem 16. Jahrhundert: Apali [1]), Bader, Bämli, Bub, Butzenschmid, Bryd (auch Prid) [2]), Bapyrer, Christ, Dein, Diettly, Dillenhans, Dobel, Dotz [3]), Dobler, * Dutli [4]), Friengeli, Filtz [5]), Hansely [6]), Hänny [6]), Häßy [7]), Heintz [8]), Huseli [9]), Hushalter [9]), Hamme [10]), Kopp [11]), Kleinhans, Kleinheinrich, Klei Jagli, Küri, Lantz [12]), Marter [13]), Nably, Nasautz, Nutter [14]), Pitt, Possly [15]), Pur, Ryßler, Rutz [16]), Schwitzer, Schiler [17]), Stäbeli = Stättly = Steili, Schriber, Schuler, Schwesterly (Zuname von Elsy Farner), Schößly, Specht, Schmid, Schärrer [18]), Trösch [19]), Vogt, Walch [20]), Welsch [20]), Zäsy.

Zunamen aus dem 17. Jahrhundert: Barbierer, Baur, Bäurli, Belli [21]), Boppis, Buckschneider, Chusis Sohn, Dalmatzer [22]),

---

[1]) närrische, einfältige Person (Idiotikon I, 861/2.) [2]) vielleicht Brigitte. [3]) Klotz. [4]) Hornbläser oder Sänger? [5]) Geizhals (Idiotikon I, 823.) [6]) Koseform für Johannes. [7]) gehässiger Mensch. [8]) Koseform für Heinrich. [9]) der häusliche, haushälterische, sparsame. [10]) Schinken. [11]) Rülpser. [12]) Koseform zu Landolt. [13]) Marter oder Einer, der das Wort Marter oft als Betheurung braucht (Idiotikon III, 395 425). [14]) Dickwanst? Einer, der beim Gehen wackelt? [15]) (drolliger) Kerl? Possenreißer? [16]) Lärmer, Wildfang. [17]) Einer, der schielt. [18]) Wundarzt, Chirurg. [19]) Drescher. [20]) Einer, der eine fremde Sprache spricht. [21]) eigentlich ein Bellender, d. h. ein Zänker. [22]) wohl Einer, der in fremdländischen Kriegsdiensten u. a. nach Dalmatien kam.

Doliar, Felwys Sohn, Gotten [1]), Haußmann, Häusi, * Höscheler[2]), Kapuziner, Kleinmandli, Klewe [3]), * Kauder Jaggeli [4]), Kuhei, Kriegsmann, Lang, Lismer [5]), Löchli, Lochrudi, Maserin [6]), Nägelimacher, Postreuter, Näß (Neß), Röthli, Schwartz, Schwärzli, Schwartz Jaggli, Schultheß, Schupfer [7]), Schneehans, Schweinhirt, Sultan, Stupper Jaggli, Tillibutzer [8]), Tonneli [9]) und Tönneli [9]), * Zinggeli [10]).

Im 18. Jahrhundert: Blanco Näslin, Fischer, Gaaggler [11]), Holländer [12]), Klein Bub, Knäblein, Kühhirt, Kalberhirt, Knebel, der rothe Kasperli, Mouch [13]), Schwaabenhans, Schnetzer [14]), Schäfer, Stigeler, Täubler [15]), Weißhanseli.

Im 19. Jahrhundert kamen folgende Zunamen auf, die freilich nicht in den pfarramtlichen Registern verzeichnet sind: Aarauer, Bäsitanner [16]), Bourbaki, Bismarck, Fünfegger, Fürst, Galöppli [17]), Herremschlößli [18]), Hamburgerli, Knabli, Lord, Millionen-

---

[1]) Pathin. [2]) Einer, der oft den Schlucker hat, ein Gluckser, Rülpser. [3]) Niklaus. [4]) ein Jaggeli (Koseform zu Jakob), der mit „Chuder" gleich Werg handelt. [5]) Stricker. [6]) wohl Spitzname nach dem bekannten französischen Minister Mazarin (vergleiche unten Bismarck). [7]) entweder einer von Schupfen, Mühle am Rhein oberhalb Dießenhofen, oder Einer, der schupft, stößt, ein Störefried. [8]) Einer, der die Diele, den Dachboden reinigt. [9]) Verkleinerungsform zu Anton. [10]) Verkleinerungsform von „Zingge", einem kurz vorstehenden Gegenstand, der Spitze einer Gabel oder dem abgeschnittenen Schoß eines Baumes, einer Rebe 2c. [11]) Gackerer, Stammler, Stotterer, läppischer Mensch. [12]) offenbar Einer, der in holländischen Diensten gewesen. [13]) mehrdeutig, wohl Schlemmer, Vielfraß (Idiot. IV, 57). [14]) Schnitzler. [15]) der leicht außer sich geräth. [16]) der bei St. Anna wohnt. [17]) der im Galopp läuft. [18]) der Herr im Schlößli, Spitzname.

Die Deutung dieser Namen besorgte uns Herr Professor Dr. A. Bachmann, Chefredaktor des schweizerischen Idiotikons, dem dafür auch an dieser Stelle unser wärmster Dank ausgesprochen sei. An die anderen Namen wagte er sich nicht heran, „da es ungemein schwer, oft unmöglich ist, auf diesem Gebiet zu zuverläßigen Ergebnissen zu gelangen; nirgends sind individuelle Bildungen, auf Anekdoten beruhende Bezeichnungen, Entstellungen u. s. w. so zu Hause wie hier."

Die mit * bezeichneten Beinamen haben sich bei der gleichen Familie, bezw. ihren Nachkommen bis auf unsre Tage erhalten.

schuhmacher, Moltke, Mabuebli, Nachbrandchübel, Pariser Schneider, Pfeiffer, Plodermagner, Rothüsler, Rasoli, Schellenober, Schnauz, Seeber Hannis, Trülliker, Türk, Tuwabli, Mugg, Wiserli, Sternligugger, Güggehü.

Der Curiosität halber seien noch folgende Namen erwähnt: Hans Räbelholterberi 1589, Bartli Birmuser 1583, Georius Narr vel Rütimann 1540, Welti Noll 1548, Matthias Schweberli 1585, Hans Möder 1583, Valentin Gott 1589, Jakob Ludi 1556, Jakob Bruder 1552, Margreth Kümi 1583, Urich Gögys 1590 (auch Göügyß), Cläwy Pürli 1599, Kaspar Pfleger 1676.

Das erste Stammheimer Eheregister beginnt mit dem Jahr 1525 resp. 1524 und bringt gleich als Nummer 4 den Kaplan Chonradus Erni bei St. Anna in Ober-Stammheim, der sich mit Margaretha Köchlin von Stammheim verehlichte. Das Jahr darauf trat auch Michael Farner, Pfarrer zu Basadingen, in den Bund der Ehe mit Anna Zieglerin, und anno 1532 eine frühere Nonne, Ursula Gasserin, mit Othmar Farner, beide von Stammheim.

Der Eherodel von Guntalingen beginnt 1526, derjenige von Schlattingen 1527, von Nußbaumen 1529, von Waltalingen 1531, von Uerschhausen 1533. Jede dieser Nebengemeinden der Kirchgemeinde Stammheim hatte bis 1754, resp. 1762 ihren besonderen Eherodel. „Die von Urßhussen", die in den hohen und niederen Gerichten der Landgrafschaft Thurgau wohnten, „durften uß verbott der Landvögte von Frauenfeld etliche Jahre lang nicht nach Stammheim in ihre Pfarr gehen, sondern sich mit denen von Nußbaumen derselben entziehen; deshalb vil Eheleute von Anfang unsrer Herren von Zürich Ordnung hier nicht verzeichnet sind": Eherodel von Uerschhausen. Zu Schlattingen bemerkt der Eherodel: „Von 1531—1537 sind keine Ehen verzeichnet, weil die von Schlattingen eine Zeit lang eine eigene Prädicatur gehabt und sind von Dießenhofen versehen."

Wie langsam es auch mit der Einführung der Eheregister in den verschiedenen Kirchgemeinden des Kantons vorwärts ging, zeigt folgende Zusammenstellung:

1525: Großmünster, Stammheim.
1526: Turbenthal, Ossingen.
1527: Veltheim.
1528: Fraumünster, Fehraltorf, Eglisau.
1529: Dinhard.
1530: Illnau.
1537: Weißlingen.
1538: Hinweil.
1540: Ottenbach.
1547: Meilen.
1549: Männedorf.
1550: Küsnach, Töß.
1551: Fischenthal, Elgg, Regensdorf, Goßau, Richtersweil.
1552: Knonau, Greifensee.
1553: Stäfa, Pfäffikon, Winterthur, Neftenbach.
1554: St. Peter, Wiesendangen.
1555: Benken.
1557: Rickenbach.
1558: Kloten, Wald.
1559: Pfungen.
1560: Glattfelden.
1563: Wangen.
1564: Affoltern a. A., Thalweil.
1566: Trüllikon.
1567: Hombrechtikon, Wila, Stadel, Flaach.
1568: Wildberg.
1572: Wetzikon.
1574: Henggart.
1582: Fällanden.
1589: Volketsweil.
1590: Maschwanden, Bäretsweil, Brütten.
1592: Lindau.
1596: Bülach.
1597: Albisrieden, Wädensweil.
1598: Zumikon, Rorbas.
1599: Dorlikon (Thalheim).
1600: Schlatt, Buch, Dägerlen, Niederhasli.
1601: Dättlikon, Oberglatt.
1602: Birmensdorf.
1605: Wipkingen.
1606: Wülflingen.
1607: Altstetten.
1608: Dürnten.
1609: Mönchaltorf, Weiach.
1611: Seuzach.

1612: Kappel, Dällikon.
1613: Grüningen.
1614: Predigern, Hausen, Mettmenstetten.
1616: Oberwinterthur.
1617: Hirzel.
1620: Ellikon.
1622: Schlieren.
1625: Horgen.
1626: Uitikon.
1627: Höngg.
1629: Herrliberg, Uster, Andelfingen.
1631: Witikon.
1634: Hedingen.
1637: Bassersdorf.
1638: Rüti.
1639: Rifferswweil, Regensberg.
1641: Altikon, Zell.
1642: Bachs, Steinmaur, Dägerlen, Wil.
1645: Dietlikon.
1646: Oetweil.
1649: Seen.
1650: Dübendorf.
1651: Stallikon.
1656: Urdorf-Dietikon.
1659: Lufingen.
1662: Bonstetten.
1663: Elsau.
1664: Seebach, Laufen.
1668: Aeugst, Berg.
1670: Seegräben.
1671: Rafz.
1674: Bauma.
1676: Kirchberg, Feuerthalen.
1682: Uetikon.
1683: Affoltern b. H.
1685: Buchs.
1686: Marthalen, Rümlang.
1690: Dorf.
1691: Russikon.
1692: Bubikon.
1701: Fluntern.
1703: Wollishofen, Schönenberg, Erlenbach.
1704: Wallisellen.
1706: Schwerzenbach.
1708: Neumünster, Hittnau, Sternenberg.
1711: Langnau.
1714: Schöfflisdorf.
1721: Rüschlikon.
1725: Maur.
1730: Oberstraß.
1732: Weiningen.
1742: Kiburg.
1743: Egg.
1751: Embrach.
1752: Schwamendingen, Hütten.
1761: Oberrieden.
1810: Unterstraß.
1837: Sitzberg.

1845: Enge-Leimbach, Außersihl.
1848: Obfelden.
1862: Wiedikon.

Die Eheregister geben im Anfang nur die Namen der Brautleute und das Jahr an, in dem sie in die Ehe traten, weder ihre Herkunft, noch das genauere Datum. Erst von 1530 an werden in Stammheim Monat und Tag der Copulation beigefügt, der Heimatort des Bräutigams erst von 1563 an, besonders wenn es ein fremder war, weniger regelmäßig die Heimat der Braut. Andere Angaben, z. B. die Namen der Eltern (doch noch lange nur diejenigen des Vaters) kamen erst von 1708 an allmälig auf. Rubriken im Eheregister wurden erst 1783 von Pfarrer Hans Jakob Denzler eingeführt.

Sonntag, den 30. Dezember 1554, wurde auf allen Kanzeln des Landes ein Mandat der gnädigen Herren von Zürich verlesen, das verbot, die Hochzeiten an die Wirthe und Stubenknechte [1]) zu verdingen. Nachhochzeiten waren gestattet; doch sollte man an denselben nicht tanzen. Dieses Vergnügen war nur am ersten Hochzeitstage bis zum Abend erlaubt, wo es bis dahin Sitte war. Nun war zu Stammheim bei 20 Jahren zuvor das Tanzen von Gemeindswegen bei Buße verboten. Da glaubten einige, dieses Verbot sei jetzt aufgehoben; aber das Gericht und beide Gemeinden von Stammheim erneuerten auf Anhalten von Pfarrer Stumpf das frühere Tanzverbot einstimmig.

Auf Hilari 1579 wurde, wie im Eheregister angemerkt ist, von der Gemeinde Stammheim beschlossen, daß hinfort jede Bürgerstochter, die sich an einen fremden verheirathe, sich mit ihm in die Kirche seines Heimatortes begeben müsse, um die Ehe einsegnen zu lassen. Auch sollten die Bewohner der Ausgemeinden Nußbaumen, Uerschhausen, Waltalingen, Guntalingen und Schlattingen ihre Hochzeit, d. h. das Hochzeitsgelage mit allem, was

[1]) Eine solche Gemeindestube findet sich noch heute in Stammheim.

drum und dran hängt, nicht mehr auf den Gemeindestuben von Stammheim halten dürfen, weil den Gemeinden Ober= und Unter=Stammheim aus der bis anhin gewährten Vergünstigung „vil unruw, schadens und nachtheils uffgelouffen, als mit beschwärungen des Burgerrechts."

Die Hochzeiten wurden damals gewöhnlich am Sonntag, vor oder nach dem Gottesdienst gehalten, wie aus einer Notiz zum Jahr 1585 hervorgeht, wo es heißt: „Niclaus Windler in Unter=Stammheim hat am Sontag den 25. tag aprellen wellen Hochzyt han, ist aber am sambsttag den 24. tag aprellen gstorben." Ende 1627 ließen die gnädigen Herren von Zürich ein Mandat ausgehen, das die Hochzeiten inskünftig alle „uffen Zinstag verkünndte". Wenn sich ein Brautpaar in einer fremden Kirche copuliren lassen wollte, mußte es immer eine schriftliche Erlaubnis vom heimatlichen Pfarramt mitbringen; daher die oft wiederkehrende Bemerkung: cum licentia nostra[1]) oder: pastoris loci[1]). Das letztere steht bei Hans Frey von Ober=Stammheim und Anna Rütgärder, die sich im Februar 1646 im Fraumünster zu Zürich einsegnen ließen und Tags darauf mit einander in den Krieg zogen.

Ehen von Geschwisterkindern und solchen, die im 3. Verwandtschaftsgrade zu einander standen, waren verboten. Wenn nun doch Verlöbnisse unter ihnen vorkamen, so mußten sie beim Ehegericht in Zürich um Dispens einkommen, mit dem man ziemlich freigebig gewesen zu sein scheint. Solche Ehen wurden dann meist im Großmünster eingesegnet. Oft findet sich die Bemerkung in den alten Registern: „sind zusammen gschlossen." Solche Bräute durften dann nicht mit dem üblichen Kranz zur Kirche gehen, sondern in der „Kappen", womit die sog. Bandkappen gemeint sind, die bis vor Kurzem noch üblich gewesene Tracht unsrer

[1]) d. h.: mit unsrer Erlaubniß, oder: mit derjenigen des Ortsgeistlichen.

verheiratheten Weinländerfrauen. Von 1728 an wurden Eheleute, die sich eines vorzeitigen Verkehrs schuldig gemacht hatten, „zu ihrer eigenen Schand und andern zu einem Exempel“ mit ernstlicher Bestrafung ab der Kanzel am Samstag Abend beim Abendgebet copulirt; auch durfte kein Brautführer mitkommen. Als ein Wittwer schon 3 Wochen nach dem Tod seiner Frau wieder zur Ehe schreiten wollte, wurde er vor das Ehegericht nach Zürich gewiesen, das ihm einen ernsten Verweis ertheilte, aber die Hochzeit nicht hinderte.

Jede Gemeinde hatte ihre besonderen obrigkeitlich bewilligten Bestimmungen, wie viel Vermögen eine fremde Braut ihrem Bräutigam mindestens in die Ehe bringen müsse, wenn die Verbindung zu Stande kommen sollte. Das waren die sog. Praestanda. Konnte eine Frauensperson diesen Ausweis nicht leisten, so wurde sie nicht copulirt. Machte sie aber falsche Angaben und Versprechungen, die sie in der Folgezeit nicht halten konnte, so lief sie Gefahr, auch nach der Copulation noch aus der Gemeinde weggewiesen und des Bürgerrechts verlustig erklärt zu werden. So ging es einer Elisabeth Flaach von Buch a. J., die 1742 einen Jakob Farner von Ober-Stammheim heirathete und mitsammt ihrem halbjährigen Kind die Gemeinde wieder verlassen mußte, weil sie die 150 fl. Praestanda nicht hatte. In diesem Fall hatte dann aber auch der Ehemann sein Burg- und Landrecht verscherzt. Auf diese Weise gab es Heimatlose, die wie rechtlose Parias aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen waren, oft ein Vaganten- und Bettlerleben führten und im Elend untergingen. Aus der Bemerkung des Eheregisters zu obigem Fall „hat große motus in der Gmeind gegeben“ scheint übrigens hervorzugehen, daß sich der gesunde Sinn des Volkes denn doch gegen eine solch inhumane Juristerei empörte. Es kam freilich etwa vor, daß der Bräutigam die Braut in diesem Fall einfach sitzen ließ, selbst wenn er sich schon zu weit mit ihr eingelassen hatte (siehe 1751, 17. Febr.).

Es gibt aber auch Beispiele dafür, daß einer lieber auf das Bürgerrecht verzichtete, als daß er die Geliebte seines Herzens im Stich ließ. Das wird von Jakob Christophel Zeller in Unter-Stammheim bezeugt, der allerdings in der vortheilhaften Lage war, Doppelbürger von Zürich und Stammheim zu sein. Seine Braut Anna Schmid besaß so viel, daß die Stammheimer sie annehmen mußten, während die Stadt Zürich eben einen höhern Ansatz hatte. Da ließ er sich in Stammheim trauen und verzichtete für sich und seine Nachkommen auf das Zürcher Bürgerrecht. Einem Michel Wirth von Unterstammheim wurde 1686 gestattet, sich in Stein einsegnen zu lassen, unter der Bedingung, daß er auf das Bürgerrecht von Stammheim verzichte und sich auch nicht daselbst niederlasse, bis er den erforderlichen Einzug habe.

Bei jeder Copulation wurde eine Weiherede gehalten. Das erhellt aus der Bemerkung zu der Ehe eines fremden Schneiders 1769, der „ohne eine Predigt copulirt wurde", weil er von seiner Braut schon vorher ein Kind gehabt hatte.

Ein Todtenregister wurde in Stammheim erst 1635 angelegt, zu einer Zeit, als hier die Pest, die rothe Ruhr und die Kindsplattern grassirten. Es starben in diesem Jahr (in einer Kirchgemeinde von rund 2000 Seelen) 393 Personen, während nur 67 Kinder getauft wurden. Aus einer Notiz im Taufregister ist ersichtlich, daß die Pest hier schon 1629 wüthete und daß damals 408 Personen daran starben. 1636 gab es nur noch 142 Todesfälle und 1637 sogar nur 39. Auch dieses Register war im Anfang mangelhaft geführt, indem neben dem Namen nicht einmal immer der Civilstand, Alter und Geburtsdatum gar nie angegeben sind. Einmal ist auch kein Name angegeben; es heißt da einfach: ein Schwabenkind von Schlattingen, 29. November 1638.

Anno 1670 verfügten die Examinatoren von beiden Ständen

und die Synode von Zürich, daß „die lieben ungetauften Kindlein zu Stadt und Land offentlich, doch ohne Gläüt, christlich zur Erden bestattet, bei ihren Leichbegegnussen gebräuchiger maaßen abgedancket und in die Todtenbücher eingezeichnet" werden sollen.

Anno 1655 legten die Stammheimer der Synode das Gesuch vor, es möchte ihren Kirchendienern anbefohlen werden, Leichenpredigten zu halten. Ihr Pfarrer, Dekan Taubenmann, hatte ihnen das abgeschlagen. Er wurde aber, gestützt auf eine Erkenntnis vom Jahr 1631, angehalten, der Gemeinde entgegenzukommen. 200 Jahre lang bestand nun hier die Sitte, bei jeder Beerdigung einen förmlichen Gottesdienst mit Gesang, Gebet und Predigt abzuhalten, bis die Freude an dieser Einrichtung, wie es heißt, in Folge von Leichenpredigten, die nicht immer den richtigen Ton trafen, in einen so ausgesprochenen Widerwillen umschlug, daß sie nicht bloß einstimmig abgeschafft wurden (1859), sondern noch heute nicht daran zu denken ist, wieder einen andern Brauch als das Verlesen der in vielen Fällen wirklich ungenügenden Liturgie einzuführen.

Das Alter der Verstorbenen wurde erst in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts nach und nach im Todtenregister angemerkt, doch nur in Jahren; seit 1756 wird das Alter bis auf den Monat und Tag genau berechnet, seit 1783 werden Rubriken gemacht und seit 1830 Todestag und Beerdigungstag auseinander gehalten.

Die Todtenregister kamen viel später auf, als die Tauf- und Eheregister; nur in wenigen Gemeinden reichen sie ins 16. Jahrhundert zurück, wie die folgende Tabelle zeigt. Ob und wann solche Register von den kirchlichen Behörden vorgeschrieben wurden, konnten wir nicht in Erfahrung bringen; dagegen geht aus E. Egli, Aktensammlung 983, hervor, daß Zwingli im Mai 1526 beim Rath von Zürich die jetzt noch übliche Verlesung der in der Woche vorher Verstorbenen auf offener Kanzel anregte,

nicht, um ihnen aus dem Fegfeuer zu helfen, „sunder darum, daß nüts me den mentschen sin selbs ermanet weder der Tod; so ist nit onfruchtbar, die, so von unser gemein abgestorben sind, vor uns ze offnen, damit und wir uns täglich zuo sölcher fart rüstind und in allen dingen wachind.“ Aus diesen Ephemeriden, die den Pfarrer zum Aufzeichnen der Todten veranlaßten, wird sich auch ohne ausdrückliche, specielle Vorschrift von selbst die Einführung von Todtenregistern entwickelt haben[1]).

1547: Meilen.
1549: Zürich.
1551: Fischenthal.
1553: Winterthur.
1554: Wiesendangen.
1558: Kloten.
1564: Thalweil.
1566: Flaach.
1567: Wila.
1582: Wildberg.
1590: Maschwanden.
1597: Pfäffikon.
1599: Dorlikon (Thalheim).
1600: Dinhard.
1601: Oberglatt (?).
1607: Zollikon.
1609: Weiach.
1611: Wetzikon, Seuzach.
1612: Schlatt, Lufingen.
1613: Stadel.
1614: Hausen, Mettmenstetten, Hettlingen.
1616: Oberwinterthur.
1617: Hirzel.
1618: Veltheim.
1621: Altstetten.
1622: Affoltern a. A., Schlieren.
1624: Stäfa.
1625: Dättlikon.
1626: Uitikon.
1627: Höngg, Ottenbach.
1628: Birmensdorf.
1629: Herrliberg.
1630: Goßau, Illnau, Russikon.
1632: Zell.
1633: Uster.
1634: Knonau, Hedingen.
1635: Volketsweil, Stammheim.
1636: Lindau, Ossingen.
1637: Männedorf, Bassersdorf.

[1]) Eine Bemerkung, die wir Herrn Prof. Dr. E. Egli verdanken.

1638: Rüti.
1639: Wülflingen, Glattfelden, Regensberg.
1641: Altikon, Wil.
1642: Neftenbach, Dägerlen, Rickenbach.
1644: Kappel, Bülach.
1645: Hombrechtikon, Eglisau.
1646: Buch.
1647: Wädensweil, Mönchaltorf.
1648: Henggart.
1649: Seen, Turbenthal.
1650: Richtersweil, Dübendorf.
1651: Stallikon, Dällikon.
1652: Bauma.
1655: Töß.
1656: Urdorf-Dietikon, Weißlingen.
1657: Bäretsweil.
1658: Dürnten, Elgg, Ellikon.
1661: Greifensee.
1662: Bonstetten, Dorf.
1663: Horgen, Wangen, Elsau.
1664: Seebach, Laufen.
1665: Zumikon, Brütten.
1667: Aeugst, Embrach, Benken.
1668: Grüningen, Fällanden, Berg.
1671: Seegräben.
1672: Rafz.
1674: Riffersweil.
1676: Kirchberg, Oetweil, Rorbas, Feuerthalen.
1677: Rümlang.
1679: Buchs.
1681: Wald.
1682: Dietlikon.
1683: Uetikon, Affoltern b. H.
1686: Marthalen, Trüllikon.
1692: Bubikon.
1698: Fehraltorf.
1700: Albisrieden, Wytikon.
1703: Wollishofen, Erlenbach, Schönenberg.
1704: Wallisellen.
1706: Schwerzenbach, Sternenberg.
1708: Wipkingen, Hittnau.
1711: Langnau.
1713: Pfungen.
1714: Bachs, Schöfflisdorf.
1715: Neumünster.
1727: Maur.
1730: Andelfingen.
1732: Weiningen.
1734: Küsnach.
1736: Rüschlikon.
1738: Hinweil.
1741: Kiburg.
1743: Egg.
1752: Schwamendingen, Hütten.

1761: Oberrieden.	1840: Enge-Leimbach.
1764: Oberstraß, Bülach.	1841: Wiedikon.
1787: Unterstraß.	1845: Außersihl.
1791: Fluntern.	1848: Obfelden.
1837: Sitzberg.	

Noch später als die Todtenregister folgten die Familienregister, auch Gemeinderödel oder Bürgerregister genannt. Sie sind das Hauptbuch der pfarramtlichen Register, indem hier sich die Einträge aller anderen Bücher nach Familien geordnet zusammengesellt finden. Damit ist die Uebersicht über den Personalbestand der Gemeinde und das Nachschlagen wesentlich erleichtert. Wer je in den Fall kam, dem verwandtschaftlichen Verhältnis dieser oder jener Personen aus alter oder neuer Zeit nachzuspüren, einen Stammbaum anzulegen oder bei Erbstreitigkeiten die Ansprüche weit verzweigter Nebenlinien auf ihre Richtigkeit prüfen zu müssen, der weiß, was für eine werthvolle praktische Neuerung die Einführung der Familienregister war. Wie zeitraubend und unsicher ist das Nachschlagen, wo solche fehlen! Ihre Erstellung wurde den Pfarrämtern 1628 anempfohlen[1]). Die ältesten Gemeinderödel besitzen Zürich und Hausen a. A., die bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurückreichen. Die meisten Zahlen in folgender Uebersicht haben nur approximativen Werth, da die Entstehungszeit eines Familienregisters aus diesem selbst nicht so sicher zu entnehmen ist, es sei denn, sie sei auf dem Titelblatt ausdrücklich angegeben.

Zu den Stammheimer Familienregistern ist zu bemerken, daß die 3 ältesten aus den Jahren 1663, 1728 und 1746 noch mit keinem alphabetischen Geschlechtsregister versehen sind; ein solches findet sich erst in dem 1831 begonnenen und den folgenden. Dagegen enthalten die früheren am Schluß noch werth-

[1]) laut gütiger Mittheilung von Hrn. Prof. E. Egli.

volle Tabellen über die Bevölkerungszahl der Kirchgemeinde aus den Jahren 1659, 1663, 1665, 1669, 1670 und 1678, ein Verzeichniß sämmtlicher Stillständer, Ehgaumer, Kirchenpfleger, Schuldiener, Meßmer ꝛc., wie auch ein Verzeichniß der auswärts wohnenden Bürger, der zum Papstthum abgefallenen, der verdächtigen und der festgebliebenen. Bei der Anfertigung einiger Stammbäume ist mir die interessante Thatsache entgegengetreten, daß der Mannsstamm fast all' der Männer, die als Untervögte, Landschreiber oder Ammänner in den letzten 400 Jahren in unserer Gemeinde einmal eine mehr oder minder große Rolle spielten, entweder ausgestorben oder verarmt ist, so die Farner, Frei, Keller, Ulrich, Wehrli, Wirth, Zeller, ein ernstes Mene tekel für alle oft so unausstehlich protzigen und gespreizten Dorfmatadoren.

Folgende Tabelle stellt uns die allmälige Einführung der Familienregister in unserm Kanton dar:

14. .: Zürich.
zirka 1600: Winterthur.
1609: Mönchaltorf.
1611: Schwerzenbach.
1630: Kloten.
1633: Küsnach.
1634: Richtersweil.
1637: Enge.
1640: Männedorf.
1642: Dägerlen.
1646: Stallikon.
1650: Fischental.
1651: Höngg.
1659: Elgg, Wangen.
1660: Neftenbach.
1663: Stammheim.
1667: Knonau, Dinhard.
1670: Glattfelden.
1671: Herrliberg.
1672: Weiach.
1678: Hombrechtikon, Bäretsweil, Eglisau.
1680: Goßau.
1689: Rümlang.
1692: Affoltern a. A.
1695: Pfäffikon, Ottenbach.
1698: Oberwinterthur.
1700: Hirzel.
1701: Wiedikon.
1706: Wollishofen.
1709: Maschwanden.
1711: Thalweil, Langnau.

1714: Hedingen, [illegible] Bachs, Veltheim.
1716: Unterstraß.
1720: Mettmenstetten, [illegible] weil, Dällikon.
1724: Horgen.
1728: Volketsweil, Seen.
1730: Schlieren, [illegible]
1732: Seebach, [illegible]
1733: Töß, Wülflingen.
1734: Fehraltorf, [illegible]
1735: Hettlingen.
1736: Regensberg.
1738: Seuzach.
1739: Rafz.
1740: Hinweil.
1744: Wiesendangen, [illegible]. Birmensdorf.
1746: Hütten, Maur, [illegible]. Regensdorf.
1748: Egg, Bassersdorf.
1749: Rüti.
1750: Kappel, Kirchberg, Wetzikon, Seegräben, Bubikon, Niederhasli.
1752: Schwamendingen, Embrach, Dänikon.
1755: Rifferswil, [illegible], Sternenberg.
1756: Zell.
1758: Steinmaur.
1759: Brütten.

[illegible]

...nner zu Stamm- ..." Es wurde hier ...er bestand volle ... Predigt: nach ...osaischer Cultus. ...er geworden; die ...ung von Orgeln ...er Gotteshäuser. ... auch über unsere ...el zu lehrhaft? ... viel mehr Leben, ... Phantasie, daher ...roße Masse nun

...arrer in Stamm- ...dwirthschaftliche ...geschichtliche Er- ..., ja selbst aus ... Wir finden da ... mit einer Ge- ... keine Zeitungen ...agen, ob gerade ...; daß aber der- ...ist in mehr als ... zu zeigen, mit ...00 Jahren im ... verfolgte. Ich

...lten Sprachen in ...esem an die Di- ...r nach Marburg ... Dr. R. Stähelin,

1807: Henggart.
1808: Weiningen.
1810: Aeugst, Bonstetten.
1811: Wytikon, Affoltern b. H.
1812: Außersihl, Wald.
1813: Laufen.
1814: Albisrieden.
1815: St. Peter.
1821: Stallikon.
1823: Dietlikon.
1825: Dägerlen.
1827: Bauma.
1829: Marthalen.
1830: Zumikon.
1832: Andelfingen.
1834: Wallisellen.
1835: Rüschlikon.
1837: Sitzberg.
1848: Obfelden.
1865: Pfungen.

Konfirmandenregister wurden selbstredend erst angefertigt, als man in unserer Kirche anfing, die reifere Jugend durch eine besondere Feier unter die Zahl der erwachsenen Christen aufzunehmen und sie durch einen vorangehenden Unterricht auf die erste Communion vorzubereiten. Das geschah indeß früher als gemeinhin angenommen wird; lange vor Philipp Jakob Speener († 1705) war der Reformator von Straßburg, Martin Butzer († 1551), in diesem Sinn thätig[1]) und scheinen besonders in unserer zürcherischen Landeskirche frühe Ansätze zu einer Konfirmationsfeier vorhanden gewesen zu sein. Schon 1522 führte Zwingli statt der früheren Firmung eine Unterweisung der Jugend im christlichen Glauben ein, jährlich einmal auf die Osterzeit, das andere Mal im Spätherbst oder auf Weihnacht[2]) 1631 empfahl die Synode den Pfarrern, „für die Erwachsenen, die zum Tisch des Herrn gehen, die Erklärung eines schönen Spruches zu gebrauchen; das bringe große Erbauung bei Jedermann, insonderheit auch bei den Widerparten.“ 1684 wurden die Pfarrer durch Rathserkenntniß ermahnt, mit allen ledigen Communicanten auf die h. Feste ein erbaulich-vorbereitendes Examen anzustellen. 1699 wollten die Stammheimer Söhne und Töchter, welche zum Abendmahl zugelassen worden, — die Bezeichnung Konfirmanden

[1]) Herr Prof. P. Christ machte uns darauf aufmerksam.
Egli Aktensammlung Nr. 1577.

war damals noch nicht gebräuchlich —, in der Kinderlehre nicht mehr wie Kinder „aus dem Verstand“ abgefragt werden; der Stillstand beschloß aber, sie haben sich dieser Anordnung bei einer Buße von 3 Gulden noch 2 Jahre lang zu unterziehen. 1775 wurde hier den Neocommunicanten 6 Wochen lang je 4 Stunden Unterricht in der christlichen Religion ertheilt, worauf die Admission auf die Weihnacht erfolgte.

Konfirmanden- oder Neocommunicanten-Verzeichnisse wurden angelegt:

1588: Volketsweil.
1599: Thalheim.
1611: Rickenbach.
1612: Lufingen.
1634: Birmensdorf.
1636: Lindau.
1640: Fraumünster.
1641: Wil.
1648: Stäfa.
1661: Andelfingen.
1662: Bonstetten.
1669: Turbenthal.
1670: Wetzikon.
1672: Dürnten, Rafz.
1673: Hombrechtikon.
1677: Hirzel.
1680: Mettmenstetten.
1683: Wila.
1684: Wülflingen.
1685: Aeugst.
1687: Feuerthalen.
1688: Maschwanden.
1690: Zollikon.
1691: Uster.
1692: Dübendorf.
1694: Russikon.
1702: Wollishofen, Fehraltorf.
1703: Altstetten.
1704: Wallisellen.
1707: Uetikon.
1711: Langnau.
1713: Knonau, Buch.
1714: Stallikon, Eglisau.
1716: Witikon.
1717: Wildberg.
1722: Thalweil.
1724: Erlenbach, Fällanden.
1725: Schwerzenbach.
1729: Dinhard.
1730: Oetweil, Bubikon.
1731: Uetikon, Illnau.
1732: Weißlingen.
1735: Dättlikon, Hettlingen.
1736: Rüschlikon.
1738: Fischenthal, Hinweil.
1739: Rafz.

1740: Dorf.
1741: Kiburg, Elsau.
1742: Horgen, Egg.
1744: Oberstraß.
1745: Männedorf, Berg.
1746: Riffersweil.
1748: Bassersdorf.
1749: Ellikon, Henggart.
1750: Embrach.
1752: Hütten, Schwamendingen.
1754: Neftenbach.
1755: Predigern.
1758: Herrliberg.
1760: Flaach.
1761: Neumünster, Oberrieden.
1770: Rüti, Mönchaltorf.
1772: Pfungen.
1773: Schlatt.
1774: Seuzach.
1776: Benken.
1779: Richtersweil.
1780: Fluntern.
1781: Hausen.
1782: Küsnach.
1783: Zumikon.
1788: Töß, Ossingen.
1789: Meilen.
1791: Wil.
1793: Affoltern a. A., Wädensweil, Goßau.
1799: Schönenberg.
1800: Schlieren, Kloten.
1801: Dietlikon.
1802: Unterstraß.
1803: Rümlang.
1804: Laufen.
1805: Stammheim.
1807: Hittnau.
1808: Kappel, Weiningen.
1810: Greifensee.
1811: Seebach, Trüllikon.
1812: Urdorf-Dietikon.
1814: Bülach.
1815: Albisrieden, Höngg, Seegräben.
1817: Wiedikon.
1819: Oberwinterthur.
1820: St. Peter.
1821: Dägerlen.
1825: Hedingen.
1828: Pfäffikon.
1829: Rorbas.
1830: Grüningen.
1831: Veltheim, Zell.
1832: Marthalen.
1833: Großmünster, Ottenbach.
1834: Wald.
1835: Kilchberg, Sternenberg, Glattfelden.
1837: Sitzberg.
1840: Enge-Leimbach, Seen.
1842: Wiesendangen.

1843 :	Maur.	1849 :	Brütten.
1845 :	Außersihl.	1854 :	Elgg.
1847 :	Bauma, Winterthur (?).	1860 :	Wipkingen.
1848 :	Obfelden.	1863 :	Wangen.

Hat uns die bisherige Untersuchung gezeigt, daß sich auch in den pfarramtlichen Registern, wie in allen übrigen menschlichen Dingen, das Gesetz der Entwicklung geltend macht, indem dieselben immer genauer, zweckmäßiger und praktischer eingerichtet wurden, so erübrigt uns, noch auf einen eigenthümlichen Vorzug hinzuweisen, den die alten bei aller Mangelhaftigkeit vor den neueren voraus haben: die von Zeit zu Zeit eingeflochtenen Notizen verschiedenen Inhalts, die local- und kulturhistorisch oft von höchstem Interesse sind.

Man fühlt sich z. B. so recht in die Kämpfe der Reformationszeit zurückversetzt, wenn Laurentius Meyer, der Amtsnachfolger des kurz vorher in Baden enthaupteten Pfarrers Johann Wirth von Stammheim, im Herbst 1524 das Eheregister mit den Worten einleitet: „Ich was von Winterthur haruß beschickt hie ze predigen in großer gfaarlicher Zitt, wüsset nitt ob ich wit platz möchte haben. Dann es stund gar gfaarlich allenthalben des Evangelions halben, man tödett, man brantt, man köppft, man vertreyb, man warpf inn gefenknus alle die Christum bekantend. Ich ward ouch um den Anfang des Herbstes uß Glariß unbillicher verfolgung ußgetrieben, kam also uß Ordnung Gottes gen Sthamheim.“

Derselbe Laurenz Meyer, ein Mann „rower, kriegscher (ge-) pärden,“ schreibt im Oktober 1531 ins Taufregister in lateinischer Sprache: „In diese Zeit fällt der zweite helvetische Krieg, an dem auch ich theilnahm, eidlich aufgeboten und vom Dienst der Kirche hinweg gerufen.“ Das Taufregister hat deshalb hier eine Lücke vom 6. Oktober bis zum 12. November.

Für die Anschauungsweise jener Zeit bezeichnend ist folgende

Stelle, die der berühmte Chronist Stumpf, Pfarrer von Stammheim, ins Eheregister eintrug: „Anno domini 1544 warend desselbigen Jars 4 erschrockenlich Finsternussen, der Mon ward zum dritten mal gar verfinstert, erstlich am 10. tag Januarii Morgens umb die 6, die andere am vierten tag July nach Mittag, die dritt am 29. tag December. In denen allen hatt der Mon gar syn schyn verloren. Darzu ward ouch die Sunn gar nach gantz verfinstert uff 11 punkten uff den 24. Januarii morgens umb die nünte Stund. Der almechtige Gott wolle uns das ewig war liecht anzünden. Amen."

Zum Jahr 1548 macht Stumpf folgenden Eintrag ins Taufregister: „Montag vor Laurentii den 6. Augusti am Morgen hat Signior Alphons de Vives, ein Hispanischer Houptman Caroli 5. des Kaysfers mit 16 Fendlinen Kriegsvolks von Hispaniern, Neapolitanern, Italienern und Tütschen, merteyls Büchsenschützen, die Statt Costentz onversehenlich uberfallen, Petershußen gewunnen, verprennt und was folks darin funden erschlagen, darnach aber die prugken, die Statt gestürmpt, bynach das Thor erobert, doch zu lettst mit dem Gschütz abgetriben und obgenanter Alphons, ir Obrist, mit vilen erschossen worden. Die Turgouwer luffend huffecht zu, die Statt zu beschirmen. Aber Niclaus Cloß von Lucern, Landvogt zu Frowenfeld, stund underm thor zu Costentz, verbot by Lyb und gut, das niemand in die Statt solt. Also mustend sich die Costentzer ihres Fynds on alle nachpurliche Hilff allein erweren. Darnach im Oktober dis 1548 Jars hatt sich die Statt Costentz selbs willig künig Ferdinando, des Keyßers Bruder, an das Huß Osterich zu Gnaden und Ongnaden ergeben und die Meß sampt allem Papstumb wiederumb angenommen."

„Anno 1601 den 7. tag Herbstmonat zwüschent 1 und 2 geschach ein großer erschrokenlicher Erdbidem, durch den Hüser und Berg sich an etlichen Ortten versenkt hand."

„Anno domini 1605 hat man den 20. tag Jenner zu Stammheim angfangen in der Kilchen Psalmen singen." Es wurde hier also beim Gottesdienst vorher nicht gesungen; er bestand volle 80 Jahre lang ausschließlich aus Gebet und Predigt: nach unserm Gefühl doch ein gar zu eintöniger, prosaischer Cultus. Es ist in unsern Kirchen inzwischen vieles besser geworden; die Gemeinden wetteifern mit einander in Erstellung von Orgeln und Harmonien, wie in der Verschönerung der Gotteshäuser. Ob aber eine spätere Zeit nicht dessen ungeachtet auch über unsere Gottesdienste urtheilen wird, sie seien noch viel zu lehrhaft? Ein katholischer Gottesdienst hat doch unstreitig viel mehr Leben, Abwechslung und Anregung für Gemüth und Phantasie, daher auch mehr Anziehungskraft fürs Volk, dessen große Masse nun einmal nicht aus Spiritualisten besteht.

Bartholomäus Ambüel[1]), von 1613–1632 Pfarrer in Stammheim, pflegte am Ende eines jeden Jahres allerlei landwirthschaftliche Notizen, Korn- und Weinpreise, aber auch zeitgeschichtliche Ereignisse aus dem engeren und weiteren Vaterland, ja selbst aus dem Ausland ins Taufregister einzuschreiben. Wir finden da z. B. die wichtigsten Phasen des 30jährigen Krieges mit einer Genauigkeit registrirt, die für jene Zeit, wo es noch keine Zeitungen gab, in Erstaunen setzt. Man kann ja freilich fragen, ob gerade das Taufregister der richtige Ort dafür gewesen sei; daß aber derartige Aufzeichnungen überhaupt gemacht wurden, ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth, wäre es auch nur, um zu zeigen, mit welch' gespanntem Interesse man schon vor 2—300 Jahren im hintersten Dorf den Gang der europäischen Politik verfolgte. Ich

---

[1]) Ein Enkel Rudolf Collins, des Professors der alten Sprachen in Zürich, eines intimen Freundes Ulrich Zwinglis, von diesem an die Disputation nach Bern und die Zusammenkunft mit Luther nach Marburg eingeladen und mit andern wichtigen Aufgaben betraut. Dr. R. Stähelin, Huldreich Zwingli, II, 121, 392, 406.

lle, die d
n, ins E
digen Jar
itten mal
nd die 6
ritt am 2
yn schyn
erfinstert
ie nünte
iecht anz
Zun
Taufregi
gen hat
man Ca
Hispani
Büchsen
tershuß
schlagen
das Th
obgena
Turgo
Niclai
thor
Sta

zu St
Böhm
das
Herre
men
wurde ei
hätt
rüst und
wurde
und gu
des erle
650 wurd
Zeiten
, die hi
geh

Stammheim." Den
ine etwas panegyrisch
ger des Autors.
nwald, gefiel sich
ren er jedes Jahr
aufregister einschrieb.
Eigenthümlichkeit, daß
ntameters als römische
ameters abgezogen, die
n. Müßige Spielereien,
iegelt, die das Lateinische
ust der Natur vorzog und
verspürte, wie denn damals
aren zugestutzt wurden! Es
er Art Dichtung anzuführen:
ncta gubernat in orbe,
cuncta potes[1]).
chieden sich die Musen von den
schöner ist doch der einfache Bibel=
att des 2. Familienregisters ver=
aß eure Namen in den Himmeln

ein, noch eines Buches Erwähnung
er die pfarramtlichen Register gehört.
orgänger selber fand, die Notizen der
dieselben eingetragen waren, passen
so sehr sie werth seien, der Nachwelt
s, daß er diese Notizen noch erweitern
herigen Ort keinen rechten Platz fand,
Jahrhundert ein „großes Allerlei=Buch"
himmlischen Vaters lenkt Alles in der Welt auf's
oft die Zukunft anvertrauen.

·n, um darin seine Herzensergüsse und alles, was er des Auf-
° werth fand, niederzulegen. Dieses Buch ist dann leider
· desselben Jahrhunderts spurlos verschwunden.
versichert wiederholt, dasselbe bei seinem Amts-
nehr vorgefunden zu haben. Ich vermuthe, es sei in
eben seines Vorgängers eingetretenen Interregnum
r einem andern Vogt absichtlich entfernt und ver-
ı, weil er Grund gehabt haben mochte, zu vermuthen,
nge darin, die ihn der Nachwelt nicht gerade in einem
Lichte zeigen würden. Wie viel gäben wir jetzt für
erleibuch! Es wäre eine unschätzbare Quelle für lokal-
urgeschichtliche Forschungen. Das gibt uns einen doppelten
. Erstens legt es uns die Pflicht auf, wenigstens diejenigen
chtlichen Notizen, die sich in den pfarramtlichen Registern
treut gelegentlich vorfinden, zu sammeln und wissenschaftlich
iszubeuten. Ich bin überzeugt, daß in unsern Pfarrarchiven
noch manche bis anhin verborgene Notiz, auch manches Aktenstück
liegt, das geeignet wäre, diesen und jenen dunkeln Punkt in der Lokal-,
wie in der Kirchen- und Kulturgeschichte unseres engeren und weiteren
Vaterlandes zu erhellen. Zweitens wird uns durch jenes verloren
gegangene Allerleibuch der Gedanke nahe gelegt, ob wir nicht das,
was den Verfassern desselben vorschwebte, wieder aufnehmen und
zur Ausführung bringen sollten. Einige deutsche Staaten sind
uns hierin bereits mit gutem Beispiel vorangegangen. Die Re-
gierung des Großherzogthums Sachsen-Weimar hat den Geistlichen
vor einigen Jahren die Führung von Gemeindechroniken
zur Pflicht gemacht, und das evangelische Consistorium des König-
reichs Württemberg schrieb schon 1834: „Jedenfalls könnte sich
jeder Geistliche ein Verdienst erwerben, wenn er eine Ortschronik
anlegen würde, welche sich über die eigenthümlichen physischen, öko-
nomischen, moralischen Verhältnisse des Orts zu verbreiten und
darüber fortlaufende Nachrichten zu geben hätte." Professor Dr.

greife aus der reichen Fülle dieser Notizen nur einige wenige heraus, die von allgemeinem Interesse sein dürften.

Ende 1617 erschien ein Komet am Himmel, wozu der Chronist die Erläuterung gibt: „ein Sternen mitt einem zerthanen Bäsen," — was als eine böse Vorbedeutung galt. In Folge dessen wurde von der Obrigkeit zu Stadt und Land verboten, das Neujahr und den Berchtelistag in altgewohnter Ausgelassenheit zu feiern. Und als dann der 30jährige Krieg ausbrach, erblickte darin männiglich eine Bestätigung des Aberglaubens, daß ein Komet in allen Fällen Unglück bedeute. Es wurde denn auch auf allen Kanzeln zu Stadt und Land für die unglücklichen Religionsgenossen in Böhmen und der Enden gebetet. Aber auch im eigenen Land war das Jahr 1618 voll Unruhe. „Die Fryburger sinnd mitt den Herren Eydtgnossen von Bern in große zerwürffnus kommen von wägen ettwas gspans, dz jederman gmeintt es würde ein burgerlicher Krieg in der Eydtgnoschaft entstan, dahär hätt man in Statt und Land Zürych gmusteret und sich gerüst und zlest ists widerumb als ersässen."

1620 wurde eine allgemeine Steuer auf künftige Noth eingesammelt und gutwillig von vielen Leuten zur Erhaltung des Vaterlandes erlegt.

1650 wurden wegen „erschrockenlicher Erdbidem" und sonstiger schwerer Zeiten auf dem ganzen Land Samstagabendgebete eingeführt, die hier in Stammheim ins Pflichtenheft eines jeweiligen Diakons gehörten. 1748 wurden sie wegen geringer Betheiligung auf den Samstag Morgen früh, eine Stunde vor dem Betzeitläuten, verlegt.

Zu 1628 dichtete Pfarrer Ambüel das Distichon:

Horridus annus erat, cum vinea presserat urnas
Cultori vix tres (res miseranda) suo [1]).

[1]) Ein trauriges Jahr, da 1 Weingarten (von 1 Juchart) dem Winzer - o Jammer! — kaum 3 Eimer Wein ergab.

Die Trauben waren fast ungenießbar, und man konnte an vielen Orten gar nicht wümmen. In Stammheim gab eine Juchart höchstens 3 Eimer Wein. Der Saum galt 13 fl., alter 42 fl., ein für jene Zeit unerhörter Preis. 1 Mutt Korn kostete bis zur Ernte 10 fl., gut das Doppelte des gewöhnlichen Preises. „In summa, es was ein betrübtte und klägliche Zytt, aber wenig buß unnd besserung gspurt man bim größten Huffen. Darumb Gott bittende, dz er alle Pharaonische Herzen erweichen undt die glöübigen Christen in allen Übungen, christlichen Wercken und Tugenden stercken unnd erhalten wölle, damitt er söllliche obligende schwere und große Straffen milteren unnd gar von uns hinweg nemmen könne unnd uns gäbe ein gsunnds, fridsams unnd fruchbars Jahr durch unsern Herrn Jesum Christum! Amen.“

Dieser Stoßseufzer sei all' denjenigen, die geneigt sind, die gute alte Zeit wenigstens in kirchlicher Beziehung zurückzuwünschen, zum Nachdenken empfohlen!

Den 15. März 1631 ist „abermals zu Stadt und Land ein allgemeiner Fast- und Bättag gehalten worden von wägen viler vorhabender Kriegsgfahren“, desgleichen den 26. Juni mit einer Morgen- und Abendpredigt, „dieweil die 5 Orth wegen der confessionellen Händel über die Ehegerichtsbarkeit schwierig und uffrürisch“ waren. Den 25. Oktober desselben Jahres wurde endlich noch ein 3. allgemeiner Fast- und Bettag gehalten „von wegen des rychen und volkommen Herpstes und von wegen des Königs aus Schweden erlangten Siegen, zur Danksagung.“

Mit dem Jahre 1652 hören diese zeitgeschichtlichen Notizen auf; dafür schrieb Pfarrer Johann Rüblinger 1672 als Einleitung eines neuen Taufregisters auf die ersten 44 Folioseiten desselben eine Art Kirchengeschichte der Pfarrei Stammheim seit der Reformation mit dem für jene Zeit charakteristischen Titel: „Amulettum oder wollriechendes Bisam Knöpflein der uralten

christenlichen Pfahrr der 7 Gemeinden zu Stammheim.“ Den Hauptinhalt dieses Bisamknöpfleins bildet eine etwas panegyrisch gehaltene Lebensbeschreibung der 8 Amtsvorgänger des Autors.

Sein Nachfolger, Dekan Salomon Brennwald, gefiel sich in lateinischen Distichen oder Eteostichen, deren er jedes Jahr mindestens ein Dutzend fabricirte und ins Taufregister einschrieb. Viele derselben hatten noch die weitere Eigenthümlichkeit, daß einige groß geschriebene Buchstaben des Pentameters als römische Zahlen gelesen und von solchen des Hexameters abgezogen, die betreffende Jahreszahl, z. B. 1683, ergaben. Müßige Spielereien, worin sich der Geist einer Zeit wiederspiegelt, die das Lateinische und Französische dem Deutschen, die Kunst der Natur vorzog und von wahrer Poesie kaum einen Hauch verspürte, wie denn damals selbst Bäume nach geometrischen Figuren zugestutzt wurden! Es genüge, hier ein einziges Beispiel dieser Art Dichtung anzuführen:

Provida cura patris bene cuncta gubernat in orbe,
Hinc ipsi laete tradere cuncta potes[1]).

Mit dem Jahr 1702 verabschieden sich die Musen von den hiesigen Pfarrregistern. Wie viel schöner ist doch der einfache Bibelspruch, der sich auf dem Titelblatt des 2. Familienregisters verzeichnet findet: Freuet euch, daß eure Namen in den Himmeln aufgeschrieben sind!

Es mag hier der Ort sein, noch eines Buches Erwähnung zu thun, das zwar nicht unter die pfarramtlichen Register gehört. Sei es, daß einer meiner Vorgänger selber fand, die Notizen der verschiedensten Art, die in dieselben eingetragen waren, passen eigentlich nicht da hinein, so sehr sie werth seien, der Nachwelt überliefert zu werden; sei’s, daß er diese Notizen noch erweitern wollte und dafür am bisherigen Ort keinen rechten Platz fand, kurz: er legte im 17. Jahrhundert ein „großes Allerlei-Buch“

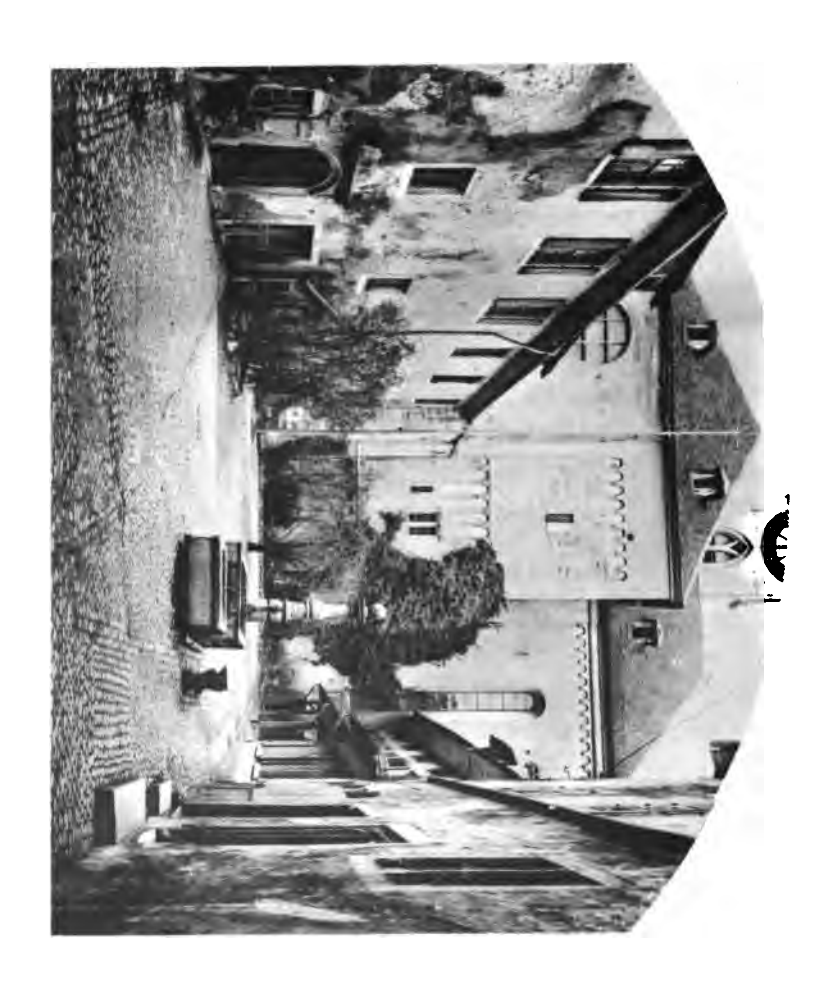
[1]) Die Vorsehung des himmlischen Vaters lenkt Alles in der Welt auf’s Beste, ihm darfst du getrost die Zukunft anvertrauen.

an, um darin seine Herzensergüsse und alles, was er des Aufzeichnens werth fand, niederzulegen. Dieses Buch ist dann leider noch vor Ende desselben Jahrhunderts spurlos verschwunden. Dekan Brennwald versichert wiederholt, dasselbe bei seinem Amtsantritt 1680 nicht mehr vorgefunden zu haben. Ich vermuthe, es sei in dem nach dem Ableben seines Vorgängers eingetretenen Interregnum vom Ober- oder einem andern Vogt absichtlich entfernt und vernichtet worden, weil er Grund gehabt haben mochte, zu vermuthen, es stehen Dinge darin, die ihn der Nachwelt nicht gerade in einem günstigen Lichte zeigen würden. Wie viel gäben wir jetzt für dieses Allerleibuch! Es wäre eine unschätzbare Quelle für lokal- und kulturgeschichtliche Forschungen. Das gibt uns einen doppelten Wink. Erstens legt es uns die Pflicht auf, wenigstens diejenigen geschichtlichen Notizen, die sich in den pfarramtlichen Registern zerstreut gelegentlich vorfinden, zu sammeln und wissenschaftlich auszubeuten. Ich bin überzeugt, daß in unsern Pfarrarchiven noch manche bis anhin verborgene Notiz, auch manches Aktenstück liegt, das geeignet wäre, diesen und jenen dunkeln Punkt in der Lokal-, wie in der Kirchen- und Kulturgeschichte unseres engeren und weiteren Vaterlandes zu erhellen. Zweitens wird uns durch jenes verloren gegangene Allerleibuch der Gedanke nahe gelegt, ob wir nicht das, was den Verfassern desselben vorschwebte, wieder aufnehmen und zur Ausführung bringen sollten. Einige deutsche Staaten sind uns hierin bereits mit gutem Beispiel vorangegangen. Die Regierung des Großherzogthums Sachsen-Weimar hat den Geistlichen vor einigen Jahren die Führung von Gemeindechroniken zur Pflicht gemacht, und das evangelische Consistorium des Königreichs Württemberg schrieb schon 1834: „Jedenfalls könnte sich jeder Geistliche ein Verdienst erwerben, wenn er eine Ortschronik anlegen würde, welche sich über die eigenthümlichen physischen, ökonomischen, moralischen Verhältnisse des Orts zu verbreiten und darüber fortlaufende Nachrichten zu geben hätte.“ Professor Dr.

Hartmann in Stuttgart schreibt in einem gediegenen Artikel „Über Ortschroniken" 1895, dem er einen detaillirten Plan zur Führung solcher Chroniken beigibt (Seite 9): „Mit welchem Vergnügen werden spätere Geschlechter die Chronikbände durchblättern! Welchen Gewinn werden diese den Forschern auf dem weiten Gebiet unseres Volks- und Staatslebens bringen! Wie werden dankbare Leser und Benützer die Männer segnen, welche die Einträge gemacht haben!" „Wende man nicht ein", sagt Memminger a. a. O., Seite 7 f., „daß es in unserer schreibseligen Zeit keine Gefahr damit habe, daß Denkwürdigkeiten in Vergessenheit gerathen; gerade diese Schreibseligkeit macht es um so nöthiger, daß die Dinge am rechten Ort aufbewahrt werden, damit sie in dem Meer von Schriften nicht untergehen. Wie oft kann man die Erfahrung machen, daß es weit schwerer ist, von neueren Begebenheiten sichere Kunde zu erhalten, als über dasjenige, was sich vor Jahrhunderten zugetragen hat." Möge sich der eint und andere Pfarrer dazu ermuntert fühlen, eine solche Chronik anzulegen!

Doch damit laufen wir bereits Gefahr, von unserm Thema abzukommen. Kehren wir also wieder zu ihm zurück, — dem Schlusse zu! Drei und ein halbes Jahrhundert hindurch hat die zürcherische Geistlichkeit dem Staat, der eben damals noch enge mit der Kirche verbunden war, die Führung der Register besorgt, soweit wir es zu beurtheilen vermögen, mit einer Treue und Gewissenhaftigkeit, die ihr alle Ehre macht. Mit dem Inkrafttreten des eidgenössischen Gesetzes über die Führung der Civilstandsregister auf Neujahr 1876 haben die pfarramtlichen Register ihren Charakter als amtliche Urkunden des Staates verloren. Es kommt ihnen jetzt nur noch die Bedeutung eines rein kirchlichen Etats zu; sie können aber gerade als solche durch das im Wurf liegende neue Kirchengesetz wieder erhöhte Bedeutung gewinnen, indem schließlich s i e allein authentische Auskunft darüber ertheilen





können, wer in unserm Zürchervolk sich noch zur Kirche Zwingli's bekennt. Wir wüßten nicht, warum wir es zu beklagen hätten, daß die verordneten Diener der Kirche nicht mehr die Geschäfte des Staates zu besorgen haben. Es ist hier einfach, wie auf vielen andern Gebieten, eine Theilung der Arbeit eingetreten, nach dem Grundsatz: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!

Wenn wir uns also mit der neuen Ordnung der Dinge völlig befreunden, so können wir uns dagegen nicht enthalten, unsre ernste Mißbilligung über die Art und Weise auszusprechen, wie bei der Einführung des Civilstandsgesetzes mit diesen alten pfarramtlichen Registern verfahren wurde. Da erfüllte sich das Wort: es that ein Jeder, was ihn gut dünkte, nämlich jeder Civilstandsbeamte. Der eine verlangte im Bewußtsein seiner neu erlangten hohen Würde alle überhaupt noch vorhandenen pfarramtlichen Register seiner Gemeinde heraus, ein anderer wollte nur die Hälfte, d. h. etwa die damals noch im Gebrauche stehenden und die kurz vorher abgeschlossenen, also die neueren bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, während er die ganz alten im Pfarrarchiv ließ; ein dritter war umgekehrt der Meinung, die alten gehören ihm, diese holte er und legte sich für die lebende Generation neue, eigene Register an mit Zuhülfenahme der noch im Gebrauch stehenden pfarramtlichen Register; ein vierter endlich ließ alle diese Register, wo sie waren, im Pfarrhaus, und machte sich davon Abschriften, so viel er nöthig hatte. Es liegt auf der Hand, daß dieser letzte Weg der allein richtige war. Schon aus Gründen der Anciennität hätten diese Register alle insgesammt, alte und neue, den Pfarrämtern gelassen werden sollen, dann aber auch, um diese wichtige ehrwürdige Geschichtsquelle aus alter Zeit desto eher intact zu erhalten und vor Zerstörung zu sichern. Wie mir letzthin von zuverlässiger Seite mitgetheilt wurde, war das seiner Zeit auch die Ansicht des h. Kirchenrathes, der aber damit beim h.

Regierungsrath kein Gehör fand: es war eben die Zeit des sogenannten Kulturkampfes. Die Folge ist, daß der Kanton Zürich in dieser Beziehung eine wahre Musterkarte von Unordnung darstellt, daß die Bücher, die doch in jeder Gemeinde ein zusammenhängendes Ganzes bilden, da ein Band auf den andern hinweist, ein litterarischer Schatz, den man anderswo sorgsam hütet, in einer ganzen Reihe von Gemeinden in unverantwortlicher, pietätsloser Weise auseinander gerissen sind und Gefahr laufen, verloren zu gehen. Es wurde mir aus mehr als einer Gemeinde geschrieben, es wisse Niemand, wo die alten Register hingekommen seien; weder der Pfarrer noch der Civilstandsbeamte kennen „ihren Aufenthalt". Etwas Aehnliches ist mir in Stammheim begegnet: Jahre lang waren 2 alte Register vermißt, bis sie endlich in einem Winkel des Hauses eines Vice-Civilstandsbeamten gefunden und vor völligem Verschwinden auf Nimmerwiedersehen gerettet wurden. Würde es sich nicht rechtfertigen, Schritte zu thun, daß die alten pfarramtlichen Register sammt und sonders wieder dahin kommen, wo sie von Rechts wegen hingehören, in die Pfarrarchive, wo sie zudem viel sicherer aufgehoben sind, als bei den Civilstandsbeamten, die an den meisten Orten keine ständigen Amtswohnungen haben? Etwas anderes ist es allerdings mit den Städten Zürich und Winterthur, wo ein ständiges Lokal und ständige Beamte für diesen Zweig der Verwaltung vorhanden sind; aber für alle anderen Gemeinden sollte energisch eine Aenderung in angedeutetem Sinne angestrebt werden. Wir schließen mit dem Wunsch, daß die zuständigen Behörden Schritte thun möchten, um in dieser Sache Ordnung zu schaffen. Hoffentlich gelingt es, das, was früher im Namen der Kirche vergeblich versucht wurde, jetzt im Namen der Wissenschaft erhältlich zu machen und die alten pfarramtlichen Register noch rechtzeitig vor dem Untergang zu retten.

Zwei Bilder aus der Fraumünster-Abtei.

Mit Text von J. R. Rahn.

In frischer Erinnerung allein noch und in Aufnahmen bleibt das Bild der Fraumünsterabtei erhalten, denn die letzten Trümmer ihrer Baulichkeiten sind gefallen. Der Bedeutung, welche die Stift vor Zeiten besaß und was eine mehr als tausendjährige Geschichte erzählt, entsprach ihr Umfang und ihre Ausstattung nicht. Diese war von jeher auf das Innere beschränkt [1]) und auch da hat gründliche Auskehr mit den alten Zierden und Einrichtungen stattgefunden. Das Aeußere hinwiederum stellte sich als ein zufällig gewachsener Complex von kahlen, zum Theil modernen Stücken dar, an denen wenige romanische Lucken, sowie Fenstergruppen und Thüren aus spätgothischer Zeit und etwa ein schlichtes Renaissance-Portal die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde erweckten. Recht anziehend und malerisch nahmen sich nur zwei Theile aus: der erste Hof und der Kreuzgang, der ihm westwärts folgte.

Die Ansicht des Hofes stellt unsere erste Tafel dar. Die Tiefe schließen Querschiff, Südthurm und Chor der Kirche ab. Der Thurm ist ihr ältester Theil; er mag nebst dem Kreuzgange mit dem Neubau errichtet worden sein, der 1170 geweiht worden ist. Seit dem vorigen Jahrhundert steht er als ein Torso da.

---

[1]) alle Räume waren flach gedeckt.

Damals, 1728, haben beide Thürme die Bekrönung eingebüßt, die bisher aus einer romanischen Glockenstube sammt Zeltdach bestanden hatte. Der Nordthurm wurde noch höher emporgeführt und mit dem schlanken Spitzhelme versehen, der 1732 vollendet worden ist; über dem südlichen dagegen ein kahles Halbgeschoß gebaut und dieses unter gemeinsame Bedachung mit dem westlich anstoßenden Querschiffe gezogen. Zum romanischen Bestande gehört auch der Chor. Er ist aber später als der Südthurm, erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts, errichtet worden. Äbtissin Judentha von Hagenbuch (1228—1254), wird gemeldet, habe ihn bis zur halben Höhe gebracht und ihre Nachfolgerin, Mechthild von Wunnenberg, das Bauen fortgesetzt, indem sie die Errichtung des Nordthurmes und dreier vor der Chortreppe gelegener Joche, also der Vierung und beider Querflügel unternahm. Ueber das Weitere liegen nur unbestimmte und dürftige Zeugnisse vor, die, zusammengehalten mit dem Stil der einzelnen Theile, auf eine langsame uud öfters unterbrochene Bauthätigkeit während des 14. und bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts weisen.

Die volle Tiefe des Hofes, die unsere Ansicht zeigt, hat erst ein Umbau in den Siebziger Jahren geöffnet. Bis dahin hatte eine Quermauer bestanden, die einen kleinen Kirchhof von dem vorderen Theile schied. Das sah viel traulicher aus: das Plätzchen mit seinen Gräbern, der Trauerweide und dem Epheugrün, das jetzt noch den Thurm umrankt, gab ein köstliches Bild.

Den östlichen Abschluß zur Rechten bildete der 1716 erbaute Musiksaal, unter dessen Fundamenten bei dem kürzlich stattgehabten Abbruche die der alten St. Nikolauskapelle wieder aufgefunden worden sind. In südlicher Verlängerung schloß sich der „Hof", d. h. die zu Anfang des 16. Jahrhunderts erbaute Residenz der Äbtissinen an, die im Erdgeschoß und zwei folgenden Stockwerken eine Ausstattung mit spätgothischem Schnitzwerk enthielt. Der Saal des Erdgeschoßes hat diese Zierde, eine Decke,

die das Datum 1507 sammt dem nicht mehr bekannten Namen ihres Verfertigers trug, schon 1874 verloren. Anderes: eine schmucke Thüre, die hofwärts den Durchgang vom Stadthausquai schloß, und zwei kostbare Zimmerausrüstungen im ersten und zweiten Stock haben ihren würdigen Platz im Landesmuseum gefunden.

Den Querflügel am Südende nahm zu ebener Erde der Durchgang von der Kappelergasse ein, der nach dem Hofe mit einem gothischen Flachbogen geöffnet war. Schnitzfriese aus dem Corridore des ersten Stockes sind im Landesmuseum untergebracht. Die lange Gebäudefolge, die diesen Südflügel mit dem Querschiff der Kirche verband, war in der Hauptsache aus zwei Theilen gefügt, zwischen denen der Flur nach dem Kreuzgange lag. Romanisch schien das Erdgeschoß der südlichen Hälfte mit seinen Wandnischen und Rundbogenfensterchen zu sein. Mit gleichen Lichtern war der erste Stock des nördlichen Abschnittes nach dem Hofe geöffnet. Darunter, an das Querschiff der Kirche stoßend, hatte ein Raum gelegen, der ehedem eine volle Ausstattung mit Wandgemälden aus dem XIV. Jahrhundert besaß. Er wurde für die St. Nikolauskapelle gehalten; jetzt stellt sich heraus, daß er das Capitel war. Der zweite, oberste Stock ist als Archivsaal erst 1786 errichtet worden. Ueber der 1660 datirten Thüre, die sich in der Mitte dieses Flügels befand, war ein sog. „Vortel", ein Trittstein für die Reiter angebracht. Sein Schmuck, eine Maske, wies auf gleichalterigen Ursprung mit jenem Portale hin. Der kahle Flur dahinter war mit einer Balkendiele bedeckt; er führt in die Südostecke des Kreuzganges hinein, in denjenigen Theil, der dessen ursprüngliches System am deutlichsten erkennen ließ.

Von den stimmungsvollen Bildern, die hier auf Schritt und Tritt sich zeigten, stellt eines die Ansicht, Tafel II, aus Südwesten vor. Sie zeigt die Phasen, durch die der Kreuzgang zu seinem letzten Bestande kam. Malerisch sah es überall aus, im

Friedhof mit seinem Grün und den verfallenen Gräbern, in den Gängen, und wer Gefallen am Analysiren alter Bauten hat, dem war die Gelegenheit dazu in vollem Maße geboten.

Die ältesten Bestandtheile rührten von einer Anlage her, die in naher Uebereinstimmung mit dem Kreuzgange des Großmünsters stund. Eine alte Ueberlieferung schrieb den Bau einer Aebtissin Mechthild zu; das kann nur auf die erste Trägerin dieses Namens, Mechthild von Tirol (1145—53), bezogen werden. Die Nachricht von der 1170 stattgehabten Weihe des „Klosters“ deutet darauf und es stimmt auch der Stil der romanischen Theile mit dem der damaligen Epoche überein. Einige Bogenstellungen des Nordflügels sind auf unserer Tafel zu sehen. Sie nehmen sich weniger reich als die des Großmünster-Kreuzganges aus; aber was von zerstörten Theilen wieder zum Vorschein kam und von dem frühern Reliefschmucke gemeldet wird, läßt den Rückschluß auf eine immerhin recht schmuckvolle Anlage zu. Je vier Bogenstellungen, von einfachen Säulchen getragen, waren durch einen Zwischenpfeiler getrennt, dessen beide Wangen ein Reliefbild schmückte. Rückwärts, gegen den Kreuzgang, sprang aus den Schmalfronten der Pfeiler eine Halbsäule vor, die mit der an der Hinterwand befindlichen den Scheidebogen, die sog. Quergurte der Kreuzgewölbe trug. Diese letztern waren mit Rippen unterzogen. Ihr Profil, ein Wulst, die mit Eckknollen versehenen Basen und die Form des Sockelgesimses stimmten mit entsprechenden Gliederungen des Kreuzganges beim Großmünster überein, wozu noch kam, daß hier wie dort die Bögen aus abwechselnd rothen und grauen Sandsteinen bestunden. Vermuthlich bis zum XIV. Jahrhundert, als der Umbau des Schiffes erfolgte, hatte diese Anlage bestanden, dann wollten die niedrigen Gänge mit ihren ernsten Formen nicht mehr gefallen; ein neues Werk, schlank und leicht, im Stil der Zeit gehalten, war jetzt in Aussicht genommen. Es kam auch, daß schon die Gewölbe des Nordflügels fielen und an

die Kirchenmauer die Consolen, Rippenansätze und Schildbögen zur Aufnahme des neuen sich fügten. Der Plan war hübsch und gefällig entworfen, mit schlanken Bogenstellungen, die zweifelsohne mit reichen Maaßwerken gefüllt werden sollten. Zwischen je zwei Jochen waren Strebepfeiler vorgesehen, welche die nach dem Seitenschiff aufsteigenden Strebebögen getragen hätten. Die Ansätze dieser letztern läßt unsere Ansicht erkennen. Allein die Tage seiner Herrlichkeit waren dem Stifte gezählt. Die Nachrichten über den Kirchenbau und die Dürftigkeit seiner Formen, die im Schiff von Ost nach Westen sich steigert, beweisen die Ebbe, die in der Baukasse Platz zu greifen begann. So hatte es auch mit dem im Kreuzgang Begonnenen sein Bewenden; das Werk blieb stehen, wie wir es vor etlichen Monaten noch sahen. Die romanische Fensterfronte wurde beibehalten, während an Stelle des projectirten Gewölbes ein unverschaltes Pultdach trat.

Vielleicht in nicht gar ferner Zeit ist dann aber doch eine Wiederaufnahme der Bauthätigkeit erfolgt. Die Bogenstellungen des Westflügels sprechen dafür; sie zeichneten sich vor denen des südlichen und östlichen Ganges durch eingehendere Formbehandlung aus und Vögelin ist geneigt, sie aus der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts zu datiren. Mit leeren Spitzbögen und einer flachen Diele gab man sich aber auch da zufrieden. Inzwischen hatten zwei romanische Flügel noch immer bestanden und zwar bis 1617, als erst der südliche und 1660 „wegen schadhaften Steinwerks“ auch der östliche fielen. Der Neubau beider schloß sich mit vereinfachten Formen denen des Westflügels an. Damals, 1716, sind erst die Bilderwerke verschwunden, welche bis dahin noch aus dem 12. Jahrhundert erhalten waren: eine Scene aus der Märtyrerlegende darstellend, König Ludwig der Deutsche und seine Tochter Hildegard als erste Äbtissin des Stifts, weiter ihre Schwester und Nachfolgerin Bertha mit dem Priester Geroldus vor Karl dem Dicken sich verneigend und

schließlich die Erbauerin des Kreuzganges, Äbtissin Mechtild von Tirol, die vor der hl. Fides kniete. Die Hoffnung, sie vollständig wieder aufzufinden, hat sich nicht erfüllt, nur wenige Bruchstücke von Bildwerken sind aus den Bautrümmern gehoben worden, die auf den Zusammenhang mit dieser merkwürdigen Folge schließen lassen.

Völlig aber hatten auch jene im 17. Jahrhundert vorgenommenen Neubauten mit dem romanischen Bestande nicht aufgeräumt. Es blieben die südöstliche Ecke sammt ihrem Gewölbe, sowie an der Hinterwand des östlichen Flügels die Halbsäulen und Schildbögen stehen, so daß diese Reste, zusammengehalten mit der Fensterfronte des nördlichen Ganges, einen sichern Anhalt zur Reconstruction der ursprünglichen Anlage boten. Sie ist, wie die des gothischen Kreuzganges, in dem städtischen Verwaltungsgebäude vorgesehen, das nach den Plänen Gustav Gull's binnen Kurzem an Stelle der ehrwürdigen Abtei ersteht.



Anna Regula Päniker, geb. Simmler.

1768—1806

Briefwechsel zwischen Anna Regula Simmler und ihren Freunden.

Mitgetheilt von Paul Ganz.

Eine Korrespondenz zwischen jungen Mädchen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts dürfte schon durch die Seltenheit des Materials ein gewisses Interesse beanspruchen [1]). Dem Zufall allein ist die Erhaltung zu verdanken, denn wer hätte auch diesen Stößen vergilbten Papeyres Beachtung geschenkt, in denen sich liebende und nach treuer Freundschaft schmachtende Seelen angeschwärmt haben. Der Briefstyl ist weitläufig und voll von Wiederholungen, von Anpreisungen wahrer christlicher Liebe und von Betheuerungen tiefgefühlter Freundschaft. Am treffendsten charakterisirt ihn eine Stelle in einem Briefe: „und würden wir Berge weißen Papeyrs beschreiben, so könnten wir unsere Gefühle doch nicht erschöpfen.“ Es ist nun versucht worden, durch eine Auslese und durch Kürzung der Briefe auf ungefähr einen Dritteil des ursprünglichen Textes, der ganzen Korrespondenz eine lesbare Form zu geben, ohne an der typischen Ausdrucksweise etwas zu ändern.

Bei aller Eintönigkeit gewähren diese Briefe einen Einblick in den engsten Familienkreis, in das Sinnen und Denken des bürgerlichen Alltagslebens und in die streng religiöse, nüchterne

---

[1]) Die Originale sind durch Erbschaft in den Besitz des Herausgebers gelangt.

Erziehung jener Epoche, welche an Stelle der ausgelassenen Rococozeit getreten war.

Zu der übertriebenen Schüchternheit und dem Befangensein im persönlichen Verkehr, selbst unter Freundinnen, steht die Ueberschwenglichkeit im brieflichen Gefühlsaustausch in starkem Gegensatze. Aber der Aufschwung des litterarischen Lebens, die Korrespondenzen von Dichtern und Philosophen mit geistreichen Damen, mag in den schüchternen Mädchenherzen Wurzel gefaßt und den Wunsch geweckt haben, auch Briefwechsel zu führen. Nach Ueberwindung der ersten Scheu erschloß man sich gegenseitig das Herz, erging sich in der Pflege der neuen Freundschaft, im Erzählen genossener Freuden und in Bewunderung an der schönen Natur. Das Landleben schwebt den Städterinnen als ersehntes Ideal vor. Daneben geht ein tief religiöser Zug durch alles, nicht nur bei den Mädchen, sondern auch durch die Briefe des jungen Ingenieurs Hs. Martin Däniker, welcher um die Hand der Anna Regula Simmler warb.

Jede neue Briefschreiberin wurde dem ganzen Freundeskreise empfohlen und in den allgemeinen Briefwechsel aufgenommen. Zum Schlusse seien noch einige biographische Notizen über die Briefschreiber und ihre Familien angeführt.

Anna Regula Simmler gehört einem Geschlechte an, das durch seine Stammmutter, Magdalena Gwalther, von unserm Reformator Ulrich Zwingli abstammt und der Theologie in Josias und Rudolf Simmler berühmte Gelehrte geschenkt hat. Sie wurde geboren am 9. Februar 1768 als Tochter des Kaufherrn und Hauptmanns Peter Simmler und der Anna Magdalena Schaufelberger. Die Familie bewohnte das Haus zum grünen Berg an der Petershofstatt, wo sich auch der Tuchladen des Vaters befand. Die Pflege des Klavierspiels und des Gesanges, der vortreffliche Styl der Briefe und das alles überwiegende Pflichtgefühl lassen auf ein bedeutendes Menschenkind und auf eine

gute Erziehung schließen. Ein Pastellbild zeigt auch körperliche Vorzüge, schlanken Wuchs und ein schönes regelmäßiges Gesicht mit blauen Augen. Im Jahre 1789 starb der Vater und überließ die kränkliche Mutter der Pflege von Sohn und Tochter. Anna Regula scheint mit besonderer Liebe an ihr gehangen zu haben, denn sie verzichtete z. B. auf das Charfreitagskonzert auf dem Musiksaal, um der Mutter durch den Weggang keinen Kummer zu bereiten. Als nun der junge Hs. Martin Däniker[1]), ein wegen seiner Kenntnisse allgemein geachteter Mann, um sie warb, da bewog sie einzig das Pflichtgefühl, die persönliche Zuneigung zu überwinden. Schweren Herzens entschloß sie sich, diesem Bunde für's Leben zu entsagen. Als Däniker die Werbung durch seine Schwester und bei verschiedenen Verwandten fortsetzte, verwahrte sie sich dagegen. Aber der treue Liebhaber harrte aus. Nach dem Tode ihrer Mutter 1794 und nach der Verlobung ihres Bruders Peter ward sie seine Gattin. Sie starb nach zwölfjähriger Ehe, am 3. August 1806 tief betrauert von ihrem Gatten und 4 Kindern. (1 Sohn und 3 Töchter).

Regula Lavater[2]), geb. 8. Februar 1773, war eine Tochter des Rathsherrn Joh. Jakob Lavater und seiner zweiten Gemahlin Regula Schinz. Sie wohnte im Sommer mit ihren Eltern im Ankenhof, einem Landgute der Familie bei Ober-Engstringen, im Winter „beim großen Erker" an der Münstergasse. Am 2. Oktober 1796 verehelichte sie sich mit Junker Ludwig Meyer von Knonau[3]), Herrn zu Weiningen, dessen Familie sie im Sommer zu Weiningen, im Winter im Berg zu Nachbarn gehabt hatte. Sie starb 5. Mai 1834.

---

[1]) Vergl. Zürcher Taschenbuch 1897, S. 145, 146.

[2]) Nach frdl. Mittheilung v. Herrn Lavater-Wegmann.

[3]) vergl. Zürcher Taschenbuch G. Meyer v. Knonau. Lebenserinnerungen S 95. 96.

Anna Locher, geb. 15. März 1768, als drittes Kind des Chirurgen Hans Heinrich Locher und der Dorothea Fries. Auf väterlichen Wunsch verließ sie Zürich, um ihrem alternden Großvater, dem Dekan Jakob Fries zu Winterthur, die Haushaltung zu führen und Gesellschaft zu leisten. Es ist begreiflich, daß dem lebhaften Mädchen der Aufenthalt in dem vereinsamten, alterthümlichen Pfarrhause nicht gefiel und sie sich nach mitfühlenden Freundinnen sehnte. Sie verheirathete sich 1795 den 18. Jenner mit Konrad Rüscheler, Pfarrer zu Buch, der schon 1801 starb. Nach des Gatten Tod zog sie mit ihren Kindern in die Stadt und starb anno 1818.

Dorothea Thomann, geb. 18. Okt. 1767, im Pfarrhause zu Neunforn. Ihre Eltern waren Hans Kaspar Thomann, Kammerer und Pfarrer zu Neunforn und Anna Barbara Fries, eine Schwester von Anna Lochers Mutter. Das Pfarrhaus Neunforn muß sehr gastlich gewesen sein und besonders freundschaftliche Beziehungen mit dem nahen Dießenhofen unterhalten haben. Dorothea heirathete 1791 den protestantischen Pfarrer von Dießenhofen, Leodigar Benker und starb 11. Nov. 1844.

Anna Locher[1]) an Regula Simmler.

Winterthur, den 23. Brach M. 1789.

Meine gute, Liebe!

Nim hin, vielen herzlichen Dank vor den l. Brief der mich so sehr erfreute. Ich sah zuerst darauf, ob meine l. Freundin meine Bitte gewähre und ich fand diese Versicherung gerad, herzlich freute ich mich, das mein Wunsch erfühlt, und ich die vertrauliche Sprache mit der Lieben reden darf, die meinem Herzen so theur ist. ich hofe, ja ich bin gewüß, es diene dazu, unsere neue Freundschaft immer dauerhafter und zärtlicher zu machen.

[1]) Anna befand sich im Pfarrhause Winterthur bei ihrem Großvater Dekan Jakob Fries.

durch ofne vertrauliche Sprache lernt man einander imer beßer kennen. es geht mir theure! gerade wie dir, alles gezwungene ist mir zuwider. Dank noch ein mal, meine Liebe! das du mir durch die gewährung meiner Bitte so viele Hofnung für die Zärtlichkeit unserer Freundschaft verschaftest [1]).

Gerne Liebe! will ich dir jedes, was du wünschest thun, also auch das, das ich deiner (vielleicht zu großen) Bescheidenheit nichts mehr sagen will, das sie nicht gerne hört. ich weiß wohl, das wir alle viele Fehler haben; ich darf dich versicheren das ich nie glaubte, meine Freundin sey ganz fehler frey, nein, auf dieser Erde ist nie ganz möglich durchaus gut und rein zu sein, aber das wirst du mir doch gelten lassen, das eins weiter auf dem Wege der Tugend sein könne, als ein anderes, und wenn ich nun dieß von einer Person höre oder selbst sehe, und mein Herz sagt, du bist dieß nicht, soll ich dan taub gegen diese Stimme sein? Nein, laß mir imer meine Freundin als gutes Beyspill vor mir sein, das mich ermuntert stets besser zu werden, eben damit ich Ihnen gleich und so viel iniger mit Ihnen verbunden werde. Doch ich verfielle bald wieder in den Fehler, den du an mir andest, — nun ich will mich in der Stille meiner guten Edlen Freundin freuen. —

Oft meine L. beschäftige ich mich mit dem angenehmen Gedanken, das die Zukonft uns auch näher zueinander bringen und uns die Freuden des persöhnlichen umgangs verschafen werde. Tröste mich imer dermit, wenn mir die Trennung von allen meinen geliebten schwer fält. meine Freundinen alle kenne ich sehr wenig anders, als aus ihren Briefen. ich kome wenig auf Zürich, und wenn es einmal geschejt, so ists doch nur vor eine kurze

---

[1]) Die Freundschaft zwischen den beiden Mädchen wurde anläßlich eines Besuches in Zürich geschlossen. Die Bitte betraf das vertrauliche Du, die „einzig Herzenssprache“ und kehrt in einem späteren Briefe für eine neue Freundin wieder.

Zeit, da ist dan freylich die L. Hofnung auf bessere Zeiten meine trösterin, wohl mir, das ich anlaß habe, Freundschaft durch Briefe zu unterhalten, dieser Beschäftigung dankte ich schon viele frohe Stunden, die mir ohne des langsam dahin gestrichen wären, überhaupt beschäftige ich mich meistens mit meinen Lieben. bey meiner Arbeit sind meine Gedanken gewöhnlich bei Ihnen. und dan ist wie du sagst, seliger Gedanke, das ein Ort der Ruhe auf uns wartet, in dem wir vereinigt, Ewig ungetrent in seligkeit mit einander leben werden. die Religion beut uns doch in allen fählen warer Trost und beruhigung, die freudig und zufrieden macht.

O! habe nur keine sorge, das ich aus deinem munteren Brief schließe du seyest wankelmüthig in der Freundschaft. Ich lese recht gern lustige Briefe, freue mich auch mit meines gleichen, wo ich imer kan und mag, dieß ist ein Vorrecht unseres Alters, das wir uns miteinander freuen, man kan lustig und munter sein, ohne in den Fehler des Lichtseins (Leichtsinns) zu verfahlen, wohl jedem das durch ein frohes Gemüht sich seine Tage heiter machen kan.

Doch ich muß auch auf das Ende dieses Briefes denken, ich schwatzte sonst imer fort, werde nur nicht müde, dieses geschreib zu leßen. Lebe wohl, sey der zärtlichsten Freundschaft versichert von deiner dich Ewig Liebenden

Fr. A. L.(ocher).

Jungfrau Regula Simmler in Zürich
beim Grünenberg[2]) auf Peters hofstadt.

* * *

A. Regula Simmler an Anna Locher.

Liebe gute Nannote!

Mit vielen Freuden empfieng ich deinen Brief, besonders aber war mir sehr lieb, darin zu sehen, daß deine Gedanken

[2]) Der Grünenberg oder Grünberg steht zwischen dem Hause zum Glas und zum Holderbäumli. Heute befindet die Buchhandlug Fäsi & Beer darin.

und Meinungen, in Absicht auf die vertrauliche freundschafts-Sprache und der weit von der ächten Freundschaft entfernenden Mode Sprache, so genau mit den meinigen übereinstimmen. Nicht weniger freute mich die Versicherung, daß du jedes, was ich wünsche, gerne thun wollest, sey auch von mir versichert, daß ich dich auf die nemliche Art behandeln werde, denn ich fühle mich nie in einer ruhigern und angenehmern Verfassung, als wenn ich jemand etwas liebes erwiesen habe.

Auch mich erquickt oft die süße Hoffnung, einst, ja vielleicht bald deines persönlichen umgangs zu genießen, wie viel werden wir dann einander zu sagen wissen, daß wir jetzt durch Briefschreiben unmöglich thun können, theils wegen Mangel an Zeit, theils aber auch, weil wir ganze Buch Papier über und über schreiben könnten und doch nicht fertig würden. Aber wie du sagst, Freundin durch Briefe zu unterhalten ist herzlich und bietet uns manche unerwartete Freude an. Um dir dieses Vergnügen zu vergrößern, wünschte ich sehr, daß du auch mit M: H: Briefe wechseln würdest, es ist gewiß ein edles, gutes Geschöpf, und es würde ihns herzlich freuen, mit dir näher bekannt zu werden. ich bat ihns, an dich zu schreiben, weil ich von dir selbst und von deinen u. m. l. Freundinen überzeugt worden, daß du so schüchtern seyest. Aber ach! zwei Liebe, die ich so gern vereinigen möchte und beyde mit der gleichen Krankheit geplagt, darf ich wohl hoffen, daß du den schweren Schritt wagen werdest zuerst an ihns zu schreiben, denn die forcht, an ein schwaches schüchternes Mädchen zu schreiben, wird denke ich, leicht von der Hoffnung des Vergnügens, das uns durch die nähere Verbindung zu theil wird, gehoben werden. Ich bin in Wahrheit auch schüchtern und forchtsam, und ich brauchte nicht wenig Überwindung, zuerst an dich zu schreiben, aber die Hoffnung der Belohnung ermunterte mich, und nun habe ich in dem ersten Treffen eine kostbare Gabe gewohnen. Nun wage es auch, ich weiß du wirst nicht lähr abziehen müssen.

Daß du gern muntre Briefe liesest, ist mir sehr lieb, denn sobald ich an meine Fr. schreibe: wird mein ganzes Gemüth erheitert, wenns auch zuweilen ziemlich finster darin aussieht. der Gedanke um meiner finstern Laune willen eine Freundin zu betrüben, wäre eine Last die mich schwerer drückte, als die Finsterniß, die mich zuweilen, aber Gottlob sehr seltsam, umgiebt.

M. L. Grite[1]) sagte mir daß du einige völlige Klosterfrau seyest, wahrhaftig ich wüßte nicht, wie mir zu muth wäre, wenn ich so viel die Zelle hüten müßte, einmal an schönen Sontagen brauchte ich gewiß einen eigenen Hüter. Doch finde ich selbst, daß es ein wahres Glück für dich ist daß du dich so gut darein schicken kannst. Nun ruft mich die Zeit zur Arbeit und das Papeyer zu Ende. Adieu Liebe ich bin ewig deine treue Fr.

R. S.

* * *

Anna Locher an A. Regula Simmler.

Winterthur, d. 24. Heu M. 1789.

Geliebte Freundin!

Empfange Taußend Dank Liebe! vor deinen angenehmen lieben Brief. allemahl ist es mir ein wahres labsall, wenn ich von dir und meinen überigen Fr. Briefe erhalte. Auch in deinem letzten Brief finde ich einen besonderen Beweis deiner Güte, da du mir gerne die wahrlich nicht geringen Freuden der Freundschaft vermehren willst, gerne, gerne will ich deiner ermahnung folgen und an Jgfr. Holzhalb[2]) schreiben und Sie um Ihre Freundschaft, (die doch mein Herz schon lange im Stillen wünschte) bitten, aber das sage ich dir, auf deine Gefahr hin wage ich diesen für mich wirklich schweren Schritt. Du weißt

---

[1]) Grite (Margareta) Locher, jüngste Schwester von Anna, n. 1776.

[2]) Magdalena Holzhalb, eine Altersgenossin und wahrscheinlich Gespielin der Anna Regula Simmler.

daß ich dieses l. Mädchen bey m. letzen aufenthalt in Zürich ein par Abende sah, ihr gutes, frohes Herz gefiel mir sehr wohl und ich dachte manchmahl, möchte sie dir auch ihre Freundschaft schenken, aber das ich sie darum gebeten hete, dieß ließe mir meine Krankheit nicht zu. gut das mich m. Fr. imer neuen zuführen ich muß es doch imer sagen, wie viel ich m. guten Döden Tommann in diesen wie in viellen andern absichten zu danken habe, ohne ihns wäre ich gewüß noch so lehr von den angenehmen Freuden der Freundschaft, wie ich es vor wenigen Jahren war ......

Wirklich Liebe, gleicht meine gewöhnliche Lebensart der in Klöstern und doch fehlt etwas wesentliches darbey, die Schwestern, hete ich auch nur eine, wie gerne würde ich ein lebenslanges gelübd thun. vieleicht macht die lange gewohnheit, das ich es nicht sehr achte, meistens zu Hauße zu bleiben und so manchen schönen Tag in der Stube verstreichen zu sehen. Du weißt wohl, alte Personen reden gewöhnlich nicht viel, darum ist es fast, als ob ich allein wäre. mein größtes Vergnügen ist das leßen eines guten Buchs, ich weiß nicht, ob du auch eine Freundin vom leßen bist, ich möchte es aber gerne glauben.

Ich muß dir doch sagen, wie eine angenehme Hofnung ich vor mir habe, bald bald werde ich vor einige Zeit auf Neunforn reißen, wie sehr ich mich freue, kann ich nicht sagen, wenn kein Vergnügen meiner wartete, als der Umgang m. lieben Döden[1]); dieses gute Mädchen ist m. Herzen theur und wert, das ich Jahrelang bey im leben möchte. Wenn wir beieinander sind, gewüß bist du oft der Gegenstand unseres gesprächs.

Doch jetzt muß ich aufhören, Lebe wohl und imer vernügt. Denke oft deiner fernen Fr.

A. L.

---

[1]) Dora Thomann, n. 1767, Tochter von Kammerer Hs. Kaspar Th., Pfarrer zu Neunforn, und Anna Barbara Fries. Base von Anna Locher.

Anna Regula Simmler an Anna Locher.

Herzlichen Dank L. für die Freude, die du mir dadurch machtest, daß du an m. Fr. H. schriebest, unmöglich kannst du dir vorstellen, wie sich dieß gute Geschöpf freut. Als es mich das erste Mal sah, nachdem du ihm geschrieben, eilte es gegen mir, dankte mir voll innigster Empfindung vor die Fr., die ich ihm erwiesen, dich aufzumuntern. Ich fühle mich wahrhaft glücklich, etwas zu der Verbindung zwei edler Herzen beigetragen zu haben. Natürlich achte ich auch nicht jedes Mädchen, das mir liebreich begegnet für m. Fr., ich fühle oft eine solche Gleichgültigkeit bey mir, auch wirklich bei solchen Personen, die von vielen sehr vernünftigen Personen geschätzt und geliebt werden, und nichts ist mir unerträglicher, als Scheinfreundschaft. Auch sehr oft bin ich beim ersten Anblick ganz eingenohmen und wäre wirklich im Stand, mein ganzes Herz mit Leuten zu theilen, die ich noch nicht recht kenne, welches eine sehr schwache Seite von mir an den Tag bringt, denn eine solche Freundschaft gründet sich nicht auf festes Land, weil nicht die Tugend und guten Eigenschaften des Charakters sie hervorbrachte. Ich übe mich, diese Schwachheit zu besiegen, aber manches kleine Mädchen hat mehr Gewalt über sich selbst, als ich; doch hoffe ich, daß auch ich diese Schwachheit zu bemeistern möge.

Du versicherst mich, daß du, wenn sich nur eine einzige Schwester in deinem Kloster befinden würde, gerne ein lebenlängliches Gelübd thätest, ich weiß nicht, ob ich dir so sicher glauben darf, m. L., denn sehr oft sind Bande mit Brüdern geknüpft weit fester, als solche mit Schwestern und schon manchmal haben die ersteren die letzteren wieder zerrissen. Nun, mache mir keine solchen Streiche.

Ich freue mich recht sehr, daß du des Umgangs unserer l. Döbe genießest, ich denke mich viel in eure Mitte, besonders an schönen Abenden fliege ich zu euch auf euren Berg. Hast du

mich noch nie gesehen? Ich wünsche dir die ganze Zeit so schön Wetter, wie bis anhin, vermuthlich hast du schon manches Vergnügen mit den frohen Schnittern genossen. Nun bitte ich dich, auch ein wenig meine Stelle zu vertreten, nemmlich 1000 Grüße nebst einem Freundschaftskuß unserer l. Döbe zu überbringen.

Lebe wohl, sey stets treuer Freundschaft versichert von deiner dich liebenden R. S.

Tausend Grüße an dich und D. T. von allen unsern l. Fr.

* * *

Anna Regula Simmler an Anna Locher.

Winterthur, Weinm. 1789.

Liebe gute Freundin!

Empfange herzlichen Dank Liebe, daß du so oft ein Stündchen der Freundschaft weihest und mich in meiner Einsamkeit besuchest. Ich denke jez einen Gegenbesuch zu machen und gwüß finde ich den Weg (wenn es jez schon dunkel Nacht ist), recht gut. Gewöhnlich wenn meine Gedanken in der weiten Welt herumreisen, ruhen sie in Zürich aus und da ich ein bischen trege bin, so halten sie gar oft Ruhe. Und der nahe Winter verkündigt mir nur Ruh, mehr als zuviel. Doch ist der Unterscheid zwischen Sommer und Winter bey mir nicht groß, das ganze Jahr sind meine ausgäng gleich, in die Kirche und alle 14 Tag zu den gespillen. Nicht wahr, mein Marsch geht weit? Doch meine Pflicht will es so, und in der Erfüllung ist jederzeit beruhigung zu finden. Von Zeit zu Zeit komen dan auch meine Schwestern und Basen, um meine Einsamkeit mit mir zu theilen. Auch meine liebe Döben Tommann versprach mir, nach dem Herbst wider vor einige Zeit auf Winterthur zu kommen. Herzlich freue ich mich auf dieße Zeit, denn dieses L. Mädchen wird

mir immer theurer, je besser ich sein gutes freundschaftsvolles Herz kennen lernte.

Wie gut heten es die armen Nonnen, wenn du und ich und gwüß noch viele über sie zu befehlen heten, bald wären sie aus ihren Kerkeren befreyt und könnten alles, was ihr gütiger Schöpfer auch Ihnen so wohl gönt, froh genießen, aber leider werden viele noch lange schmachten müssen.

Ich sehe aus deinem Brief, m. Theure! daß du eine große Freundin von der Musik bist, wenn ich mich nicht irre, so hast du wirklich durch deine gesicklichkeit (!) den anlaß, dir selbst dieses Vergnügen zu verschaffen, es ist wahrlich kein geringes, ich sehe seinen großen Werth wohl ein, von meiner frühen Jugend an hat ich für kein Talent zu erlernen mehr Begierde, aber leider blieb sie zu erfühlen mir bis dahin onmöglich und wird es vor immer bleiben, ich bin jez zu alt, etwas von der art zu begriefen, zu dem zeigt sich mir kein Anlaß. So oft ich noch in Zürich war, machten mir m. l. Freundinen Locher[1]) durch ihre gesicklichkeiten der Musik vermögen und jez denke nur, du werdest auch um dieß vernügen von mir geplagt werden.

Hast du dieß Jahr nicht auch eine Baadenfahrt gehalten? es ist glaube ich so eine gewöhnliche Wahlfart for die Züricher Mädchen.

Nun meine L. lebe stets wohl und vergnügt, laß imer deinem freundschaftlichen andenken empfohlen deine

wahre Freundin A. L.

* * *

Regula Simmler an Anna Locher.

Es scheint du reisest oft mit deinen Gedanken, da sie so viel in Zürich ausruhen und der Weg muß ihnen recht gut be-

---

[1]) Wohl Dorothea nnd Anna Elisabeth Locher, Tochter von Hs. Ludwig Locher-Hottinger in Zürich.

kant seyn, da sie auch des Nachts nicht verirren, nicht wahr, L: auch in traurigen Momenten erquikt oft das andenken an Fr:, die gerne alles mit ihm gemein haben, sowie unsere Freude durch diese süße Erinnerung erhöhet und: verdoppelt wird. letzten Dienstag genoß ich eine herzliche Fr., deine l. Schw. war auch dabey, unser 5 giengen mit L: W.[1]) nach bommern, wir waren recht munter, nur du und unsere theure D. hätten noch dabey sein sollen, um unsere Freude ganz zu machen. u. diesen schönen, herrlichen Garten der Natur zu betrachten. Ohne Zweifel hast du weder Bommern[2]), noch das Sihlfeld[3]) gesehen, da du so ein frembling in Zürich bist, das erste ist ein sehr großer Platz mit aller Arten von Zugemüß geziert, dieser große bezirk ist in Vierling eingetheilt und jeder Theilhaber hat ein eigenes, sehr kleines hölzernes Hüttchen, nicht wahr, das ist eine angenehme Prospekt. Das Sihlfeld aber, das noch weiter und größer ist, ist mit lauter Getreide angesäet und der same ist schon herrlich groß, so daß es von weitem einen schönen Wiese ähnlich sieht. dieser Platz ist mit einer schönen breiten Straße durchschnitten, die eben in das angenehme Bommern führt. Es ist eine schöne Tugend um die Zufriedenheit mit seinem Schicksal, die dich so ruhig macht. höre ein kleines Verschen daß ganz mit deiner Art übereinstimt

---

[1]) L.? W.?

[2]) Bommern=Baumgarten. Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Dr. Hermann Escher soll ein Stück Land außerhalb des Sihlfeldes den Namen Pommern oder Neu=Pommern erhalten haben. Als Friedrich der Große Ackerbauer für Pommern warb, stellte die zürcherische Regierung einer Anzahl von Auswandern, denen sie den Wegzug verboten hatte, obiges Land zur Verfügung.

[3]) Ein großes fruchtbares Ackerfeld zwischen der Stadt Zürich und dem Dorfe Altstetten (Leu=Lexikon). Später befanden sich daselbst die Bürgergärten, die einzeln von den Besitzern bebaut wurden. In den Holzhütten wurde das Gartenwerkzeug aufbewahrt.

Zufrieden seyn das ist mein Spruch
Was hilft mir geld und ehr,
das was ich hab ist mir genug
wer klug ist wünscht nicht mehr.
man wünscht und wünscht und wenn mans hat
ist man des Wünschens doch nicht sat.

Nicht wahr, dieser Gedanke macht dir die Erfüllung deiner Pflicht leicht. Ich glaube gerne, daß du dich schon zum Voraus auf die Gesellschaft unserer l. D. freuhest, es ist ein Mädchen, dessen Gegenwart jedermann Vergnügen macht.

M: Th: Ja ich bin eine Groſze Fr. von der Musik und habe das Clavier=schlag ein wenig gelernt, aber von Geschicklichkeit ist gar keine rede, die Zeit verstattet mir nicht viel Übung und die fatale Schüchternheit macht, daß ich das, was ich allein recht gut kann, in gegenwart anderer mit zitternden Händen verderbe, glaube mir, die schwarzen Noten erscheinen mir alle weiß, wenn mich jemand behorcht. Du darfst dir also gar nicht viel Vergnügen dieser Art von mir versprechen.

Nein m. L. ich habe jetzt schon einiche Jahre nicht mehr nach Baden gewahlfaret. Baden ist ein theures Pflaster und Gott sey Dank, wir waren alle so gesund, daß wir es nicht nötig haten. und nun lebe wohl und laß deine Liebe nie erkalten gegen deine dich ewig liebende Fr. R: S:

* * *

Anna Locher an Regula Simmler.

Winterthur, den 3. Herbstm. 89.

Geliebte meines Herzens!

Bilich solte ich dießen Brief mit entschuldigen meines langen stillschweigens anfangen, ich will dich aber nicht mit einer ganzen Reihe ermüden, ich hofe du verzeihest mir gerne, wenn du bedenkst, das ich eine lange Zeit bey guten lieben leuten in der L. freyheit u. im genuß so vieler ländlicher freuden gelebt habe.

Meine neue Fr: H: denkt allzugütig von mir, das sie sich über meine Freundschaft freut, mir war es ein grosses Vermögen, als ich ihren Brief bekam. Liebe, darf ich dich biten, eine mühe über dich zu nehmen, wodurch du dein gutes Werk noch krönen kannst, beliebe auch m. Fr., das Sie in Ihrem könftigen Brief an mich das vertrauliche Du gebrauche. Du weißt, wie lieb mir diese Sprache ist und bis dahin dörfte ich aus schüchternheit Sie selbst nicht darum biten.

Nicht wahr Liebe ich verweilte sehr lang in der Frönde, sie war aber so ganz nach meinem Wunsch, das ich noch lange Zeit die ländlichen Freuden genossen hete, wenn nicht ernste Befehle mich wieder in meine 4 Mauern zurückgerufen heten. Neunforn ist mit kleinen bergen umgeben von denen man dan die herrlichste Aussicht hat in Städte, Dörfer u. Klöster, oft war ich erstaunt, von Gottes schöner Erde auf einmal einen so grossen Bezirk zu sehen mit so vielen Schönheiten der menschlichen Kunst. Unsern L. Zürichberg sahen wir oft an, aber leider dich erblickten wir nie. Den frohen Schnitern sahen wir oft zu, es ist gewüß ein angenehmer Anblick, das frohe Landvolk beym einsameln seines fleißes zu sehen, wie glücklich und zufriden[1]) sind die meisten aus Ihnen, wen sie nach saur vollbrachter Arbeit vor sich und die Ihrigen Ihre unterhaltung froh heimbringen, weit vergnügter sind sie, als die reichsten Städter bey allem überfluß. überhaubt schein mir das ländliche leben weit vorzüglicher vor dem städtischen, wie glücklich ist unsere L. Döben, das es so nahe bey dießen freuden an einem so herlichen orth leben kann. Noch lange möchte ich mit dir schwatzen. Lebe wohl, gute Liebe, sey stets der aufrichtigsten Liebe versichert von deiner

Nennen L.

---

[1]) Dieses Stimmungsbild entpricht ganz den Anschauungen der Zeit, in welcher Philosophen und Pädagogen in Wort und That das einfache ländliche Leben dem gezierten und geschraubten Stadtleben vorzogen.

Regula Simmler an Anna Locher.

Von den fittigen der Freundschaft getragen, eilen meine stets wandernden Gedanken endlich wieder einmal in dein einsames Zimmerchen, um sich eine Weile mit dir zu unterhalten, sehr oft haben sie dich in der L: reizvollen Natur belauscht und dich voll Bewunderung und Dank gegen den großen Schöpfer derselben gefunden, aber allemahl wenn sie wieder zurückkehrten konnten sie mir doch nichts umständliches und wahres von dir erzehlen. Empfange deßnach vielen Dank für die reizende Beschreibung.

Ihr seyt doch in der That gute Kinder. daß ihr so gern alle Freuden mit mir getheilt hättet, wäre euer Aufenthalt nur ein parstündiger von hier gewesen, ich weiß nicht, was geschehen wäre, mir wäre wohl einmahl an einem schönen Morgen der Gelust auf gestiegen, euch zu besuchen. Ich glaube dir gerne, bestes Mädchen, daß du mir Freudevoll entgegengejauchtz hättest, wenn du mich auf unserm Zürich-Berg erblickt hättest. ich war leider noch nie so glücklich, weder den Zürich- noch den Hütliberg[1]) zu besteigen, du weißt sie liegen beide ziemlich weit von der Stadt und deßnach kann mann nicht so einzeln dafür gehen und bis dahin habe ich noch keinen Partie gefunden, die sich zu mir geschlagen hätte, so sehr mich auch schon oft darnach gelüstete. Ja L: der Landbewohner hat es im Sommer weit angenehmer und herrlicher, als der Städter. Ich genoß vor einichen Jahren 16 Wochen[2]) lang die freuden des Landlebens, aber ich war halt ein Kind von etwa 10 Jahren und da macht einem das Hüpfen mehr Freude, als das dankbare Bewundern der Natur. Deiner neuen Freundin habe ich deinen Wunsch gesagt, es läßt

---

[1]) Sie war damals 21-jährig.

[2]) Sommer-Aufenthalt im Ankenhof bei Höngg, den später die Familie Lavater-Escher resp. Lavater-Schinz bewohnte.

dich herzlich grüßen u. da es nun nach Baden verreißt, so bittet es dich sein langes Stilleschweigen nicht übel zu nehmen.

Lebe stets beglückt und sey der aufrichtigsten Freundschaft versichert von deiner R. S.

* * *

Anna L. an A. Regula S.

Winterthur, den 4. Dezember 89.

Meine Liebe, Liebe!

Hier bin ich abermahl und denke, mir das Vernügen zu verschafen nach Herzenslust mit dir Liebe zu schwazen. Du siehst den, daß ich mir deine gütigen gesinnungen gern zu nuz mache, die du üßerst, indem du mir sagst, ich solle dir so oft als mir möglich sey, schreiben. Herzlich gern werde ich das thun.

Mit vielen Freuden werde ich aus meinem langgesamleten aber nicht gar großen Vorath von Liedern mitheilen, es ist mir recht lieb, wen ich sie anwenden kan, ich lege dir dieß mahl nur ein verzeichniß bey, bezeichne dan mir die so dir schon bekant sind und die übrigen solst du mit gelegenheit bekomen.

Mein Herz segnete dich im Stillen, m. Th.: als ich die Stelle laß in deinem Brief, wo du mich ermunterst, nach dem mir vorgesteckten Zill Muthvoll vortzuwandlen ich bitte dich, fahre fort in dieser Freundschaftspflicht. Eben fällt mir ein Verschen bey, das ich einmahl irgend wo laß. mich dünkt es paße sich hieher:

Ein Freund, der mir den Spiegel zeiget
Den kleinsten Fehler nicht verschweiget
Mich freundlich warnt, mich ernstlich schilt
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt
Der ist ein Freund, so wenig als er's scheint.

Im weitern fortleßen deines Brief konte ich mich des Lachens nicht enthalten, da du mich aufforderest, euere 11 Liedchen, die ihr bey gelegenheit der Herbstfreuden gemacht, mit einem von mir zu krönen, das gäb eine saubere Krone, jamerschade wäre es

für die artigen Lidchen, ich muß es dir abschlagen, nur darum, will (weil) ich onmöglich könte entsprechen. Meine Gedanken komen in ungebundener Rede unordentlich genug aufs Papir, wie erst in Reimen. willst du absolut, daß ich eine Dichterin sein müsse? Habe dank Liebe, für die beschreibung der beschäftigungen in der Töchterschuhl, ja sie sind alle gut, jeder jungen Tochter in ihrer bestimmung nüzlich, imer nahm ich dieses Stiftung [1]) Partie, wenn ich sie tadlen hörte, von solchen, die für Mädchen eine mehrere aufklärung als nach dem gewöhnlichen Schlag gescheit, unnüz, überflüssig halten und was die Gründe alle noch sein mögen.

Glaube ja nicht, das ich des leßens deiner mir imer theuren Briefe müde werde, nein jedes wörtchen von dir freut mich herzlich. Jez muß ich mich von dir trennen es läutet zur Kirche, da muß ich zu haus predigen [2]). Lebe gesegnet u. vernügt. Denke oft ans Kloster W. [3]) und darin deiner dich liebenden Nonne

Anna Locher.

* * *

Regula S. an Anna L.:

gute liebe Nonne.

Nun will ich doch einmal an einem Sontag zu dir hineilen und dich recht herzlich grüßen und dir danken für die vielen Freuden, die du mir dieß Jahr mit deinen lieben Br. gemacht hast. Herzliche Segenswünsche begleiten dich in das folgende Jahr hinüber, und der Allmächtige erfülle sie alle. —

---

[1]) Töchterschule. Vergl. Vetter, Theod. Aus der Jugend der h. Töchtersch. Zür. 895.

[2]) Während des Gottesdienstes in der Kirche wurde von einem Familienmitgliede den zu Hause Gebliebenen aus der Bibel vorgelesen. Dies nennt Anna L. ihre Predigt.

[3]) Das Pfarrhaus kann nur die sog. Helferei sein, am Kirchplatz gelegen. Es soll früher ein Dominikanerinnenkloster gewesen sein.

Ich bin doch recht froh, daß ich nicht eine allzu starke Ofen=freundin bin, das käme mir übel zu statten, ich bin aber auch doppelt froh, daß dieser Winter so leidenlich ist, feern mußte ich ganze halbe Tage im Laden parieren und jez bleibt meine L. Mama den ganzen Tag (die Essenszeit ausgenohmen) im Laden. die liebe Stube! ja da läßt sich was arbeiten, aber im Laden wer=den einem oft die Finger so spizig, daß mann sie gerne in eine Stube wünschte. Doch wenn ich bey hause arbeite, so sitze ich meistens am Fenster; der ofen könnte mich gar zu empfindlich machen, und denn, was auch einen beträchtlichen Grund ist, beym Ofen sähe ich nicht, was für Vögel über die Straße fliegen. sag mir, ist dein Kloster auch an einem lustigen ort, daß man da auch Leut und Land sehen kann, ich glaube ich könnte mich nicht mehr gewöhnen, wenn ich in ein so kleines Gäßchen zu wohnen käme, wo man bloß einen breit Zohl blauen Himmel sieht und ich ohne das Haus an den Hals zu hängen, keine Menschen sehen könnte.

Ich muß mich recht verwundern über die dringenden Ein=wendungen wegen unserer hochstudierten Liedchen, ich hätte ge=glaubt, eine vorläufige Fr. Pfahrerin würde sich gar keine Be=denken machen, ihre Gedanken in ein Liedchen zu setzen, besonders solchen Poeten, wie wir sind. aber vielleicht sind solche Geschäfte zu erniedrigend, siehe ich bin halt mit diesem Orden noch nicht recht bekannt. ich will doch nicht hoffen, daß du uns für Dichterinnen haltest, Jammerschade wäre es für den Tittel. Ich möchte auch dich zu keiner haben, denn gelehrte Frauenzimmer sind überall vielem Spott ausgesezt. wir machten sie auch nicht, um damit zu glänzen, denn noch kein Mensch sahe sie, als du ohne unsere gespielen[1]) und ebenso dachte ich das deinige zu ver=

[1]) Gespielen, ehemals Spielgesellschaften von gleichaltrigen Mädchen, später geschlossene Freundschaftskreise.

wahren. Zwingen kann ich dich nicht, aber der ganze Beweg-grund ist, daß du uns damit viel Freude machen könntest.

Ich danke dir recht, daß du die Partey für die Töchterschule nimmst, und bitte dich, es ferner zu thun.

Ohne Zweifel lachest du ob diesem Brief und das darfst du wohl, meine Br. dorfen wohl zu lachen machen, aber nicht erzürnen, sonst würden sie ganz wieder meinen Willen handeln. Nun muß ich dir auch sagen, daß es schon Dienstag ist und am Sonntag hab ich ihn schon angefangen, ich war da gar nicht aufgelegt, einen munteren Br. zu schreiben und wollte doch den letzten Brief in diesem Jahr, wie die vorherigen, froh beschließen. Ich bin nicht alle Tage gleich, bey mir kann mann mit Recht sagen:

Die Mädchen sind veränderlich
Heut so und Morgen so
Kaum zeigt ein Rosenwölkgen sich
So sind sie hell und froh.
Doch Morgen: Ey wie geschwind
Dreht sich der Wind.

Nun habe ich wieder einmal recht den Curtisan gespielt, lasse dich aber dieß nicht abschrecken, mir ferner deine treuste Fr. zu schenken. Du darfst mir nur einen Wink thun, so will ich dir so ernsthafte Briefe schreiben, als wenn sie von ein Pastor geschrieben wären. Lebe recht vergnügt und schreibe bald wieder deiner dich treu liebenden Fr: R: F;

* * *

Anna L: an R: S:

W. den 10. Jan. 90.

Bestes Mädchen!

Empfange mit diesem ersten Brief im neuen Jahr die besten Wünsche, die mein Herz dir laut entgegenruft! Möchte es dir angenehm, glüklich und gesegnet dahinfließen. Das vergangene

wird mir imer merkwürdig bleiben, weil es mir die bekantschaft mit dir gab und schon so manche herliche Freude durch deine angenehmen Briefe. Das uns dieses Jahr auch einmahl zusamenbringe, war mein Wunsch am Neujahrstag und er wird es an den meisten Tagen des Jahres sein.

Ich freue mich über den guten Winter, ich hate mein Plätzchen auch beym Fenster wie du, aber so fatal, das ich mich umkeren muß, um zu sehen, was auf der Straße vorgeht, ich weiß nicht, ob du Winterthur kenst, es hat keine so kleine Gäßchen wie Zürich, ich sehe Land und Himmel in der Stube, obgleich unser Palast ein bißchen von der Welt abgezogen steht, mit hof und gärten umgeben ist. Die erbauer sahen aber ohne Zweifel vorher, daß es Leütchen geben werde, die ein bißchen neugierig weren, es wurde ein Läubchen angebracht, in dem mann die ganze Straß übersieht, aber es ist vergittert vor Nonnen. Da siehst du, mein aufenthalt ist angenehm, ich habe wirklich viel Freud von den Gärten, ich bin ein Blumendorli und bringe manches Stündchen im Somer damit zu, blumen zu pflanzen.

Ich hofe du habest nicht aus meinen Einwendungen, kein Liedchen zu machen, geschlossen, ich habe deine Aufforderung dazu übel aufgenohmen, nein gar nicht, ich finde mich eben zu schwach und daher ist der entschluß fest bey mir, nie eine Fäder zu solchen geschäften zu ergriefen, auch da bist du übel berichtet, wenn du mich als eine vorläufige Pfarerin [1]) ansiehst. O! das wirst du nicht erleben, den du must wißen, ich will ein ehrwürdige Jgfr. bleiben und dieß ist noch ein Grund mehr, das ich nichts, was zur Gelehrsamkeit gehört, trieben will. du weist die alten gelehrten Jgfr. sind besonders dem Spott aus-

---

[1]) Trotz dieser energischen Abwehr heirathet Anna Locher einen Pfarrherrn, nämlich Conrad Nüscheler, Pfarrer zu Buchs, der aber schon 1801 starb.

gesetzt. Ihr würdet nur über die elende Frucht meiner sauren Arbeit lachen.

Wie wärs, wenn ihr Züricher Mädchen den Plan ausführtet, den der beste theil von Ihnen letzten Frühling machten, einmal alle ein Lustreischen von einem Tag zu machen auf W., wenn Döben T. auch hier wäre, den köntet Ihr dieses L. Mädchen sehen.

Ich glaube ich würde noch die ganze Nacht plauderen, aber das Nachtessen steht parat und man will mich dabey haben. Lebe so wohl, deine Redliche Fr. A. L.

* * *

Regula S. an Anna L.

Liebe Liebe Fr.

Voll unnennbahrer Freude ergreife ich die Feder, um an dich zu schreiben. O Liebe du kannst dir unmöglich vorstellen, wie mir gestern zu muthe war, als ich vernahm, daß unsere l. Fr. in Zürich sey. Meine Fr. L. u. M. H.[1]) wußten es vor mir und giengen zu ihm, ohne mir ein Wörtchen davon zu sagen; ich ging also noch ohne etwas zu wissen, in das Abendgebet, aber sobald ich in die Kirche kam, vernahm ichs. ich gegestehe, daß ich ganz unnüz in der Kirche war, ich war stets bey diesem lieben Mädchen und mochte kaum das ende von der Predigt erwarten, ich eilte ohne ein Licht zu ihm und genoß in dem Umgang mit dieser Theuren einen herlichen vergnügten Abend.

Daß mich einmal ein Ohngefähr auf Winterthur bringe, ist sehr unwahrscheinlich, denn der Plan, den meine Gespiehlinen gemacht haben, wird schwehrlich ausgeführt werden. M. H. u. ich wären sehr geneigt, ihn auszuführen, aber die L. Gr.[2]) hat

---

[1]) Lavater und Magdalena Holzhalb.

[2]) Griten Locher?

immer Schwierigkeiten. Und ohne daß alle mitkämen, würde ich nie die Erlaubniß bekommen.

Daß dir das Gärtchen viel Freude macht, glaube ich gern. es sind wenig Frauenzimer, die kein Vergnügen daran haben, aber viele, die die Blumen gern abbrechen, um sich damit zu schmücken.

Dießmal erwarte ich eher mündliche als schriftliche Antwort und habe die Ehre zu seyn R. S.

* * *

Anna L. an Regula S.

Winterthur, d. 22. Brach M. 1790.

Theure Geliebte Freundin!

Nun will ich doch auch an diesem festlichen Tag ein Stündchen meinem Vergnügen weichen und dir geschwind einen freundschaftlichen Besuch machen. Man feyrt heut hier in der Haubtstadt[1]) Judea daß Huldigungsfest[2]), wo sich alles, altes und junges, reiches und armes, jedes nach seiner Art lustig macht, da gibts Spazirfahrten, bälle und dergleichen. Das ich als eine Klosterjungfr keinen Teil an diesen Freüden habe, wirst du wohl denken. eine genoß ich mit und das in meiner Zelle. allejahr, wenn die Wahl eines oberhaubts vorbey ist, so ist in der Kirche eine herliche Musik, heut sangen auch 6 Frauenzimmer. artig dunkts mich allemal den vielen Menschen aus einem Zimmer zuzusehen, wie sich alles zudrängt. Meine Augen spazirten bref herum, ob ich nicht ein bekantes Zürchermädchen ausspähen köne, denn gewöhnlich wahlfahrtet man von Zürich aus an diesem Tag. Ja, ich erblickte meine Frau Tante im Berg und Regel.

Darauf kannst du rechnung machen, das ich dir jedesmahl

---

[1]) Hauptstadt Judea? Uebername?

[2]) Alle Jahre wurden am St. Albenstag der Bürgerschaft die Freiheitsbriefe, Satzungen und Ordnungen vorgelesen, die Stadtbeamten bestätigt und dem von Zürich bestellten Amtmann gehuldigt.

ein Exemplar von den Werken unserer Freundinen unter der Hand wegnehmen werde, wenn du sie gedruckt hast, aber es zu thun möchte ich dich nicht ermuntern, den ich wünschte nicht, das eine meiner Fr. ofentliche Schriftstellerin würde. der Kritik und dem Gespött möchte ich keine ausgesetzt wiessen und dies ist ja das Looß der Mädchen, die sich so auszeichnen.

Vielen Dank, m. Liebe, das du mir ofenherzig deine Gedenken über die Freundschaft und die gewöhnlichen Gründe der Trennung sagtest, ich ward dadurch belehrt, hier auf Erden auch in diesem Stück nicht vollkommens zu suchen. wenn ich mein eigenes Herz in einen solchen Fall denke, wo verachtung oder schaden bey fortdauernder Freundschaft auf mich warten würden, wie schwach wer ich! und wie nachgebend jedem Vorurtheil und Stolz. bei dem 2ten fahl finde ich viel eher nothwendigkeit, daß manche Freundschaft zerrissen werde. eine junge Person hat onstreitig nöthig, auf guten Ruf viel zu achten und wie viel muß er leiden durch einen vertraulichen Umgang mit einer ofentlich fehlenden Freundin. aber auch da könte mit Edler ertragung kleiner übel oft sehr viel gutes gestiftet werden, nie nöthiger ist eine treue, warnende Hand, als wenn man schon auf einem Irrweg ist.

Ich muß dir danken, das du mich belehrest und auch von mir nicht mehr erwartest, als menschliche Schwachheit nur zu gewöhnlich leistet.

Jez mus ich enden. Lebe so vergnügt und wohl als dies herzlich wünscht deine Redliche Fr: A: L:

* * *

Antwort.

Regula S. an Anna Locher.

Meine l: fr:

Eilend trete ich wieder die Reise zu einem neuen Besuch zu dir an, aber es ist sehr ungewiß, ob ich mich lange bey dir

aufhalte. Ich muß Mamas Stelle im Laden vertretten und da gibts oft mehr Zerstreuungen, als zum Briefschreiben schicklich ist und bey so vielen Gegenständen flattern meine Gedanken umher, so schnell, daß ich sie fast unmöglich zu Papeyr bringen kann. Recht vielen Dank m. l, daß du auch an festlichen Tagen, statt die Sinagoge der Heberäer [1]), das Wohngemach deiner Fr: besuchest. bey einem solchen Anlaß ist imer ein Gedräng, als ob jedes Nase zuforderst seyn sollte. ich hätte wohl lust einmal eine solche feyerlichkeit aus einem fenster zu betrachten, aber mich so einer Menge Leute preis zu geben, die mich so leicht zerdrucken könnten, bewahre mich alle Welt! solch Gefahren überlasse ich mich nicht so geschwind, denn wie könnte der Schaden meinen l. Fr: und Meinigen ersetzt werden! Meine Offenherzigkeit gegen dich verdient nicht den mindesten Dank, denn wie könnte ich anders von m. Fr: belehrt werden, aber ich muß gestehen, daß m. Offenherzigkeit zum Fehler wird, nicht aus Absicht, aber nur daß ich jedem das, was mir an ihm mißfällt, frey unter die Nase sage. Jungfer M. Geßnern [2]) war gestern Abend recht munter u. gesprächig. u. besonders sehr gefällig gegen mich. N. K: [2]) u. ich stritten nemmlich über die 4 Winde, welcher der Regenwind sey, sodaß die andern herzlich über unsern Kampf lachen mußten u. Jgfr. Mäden gäb ihren Beyfall u. mischte sich sogar mit mir in unser Windgefächt. Jez muß ich schließen, denn an Freytagen sollte es in einem Laden Geschäft geben, wenn nur die Geldsekel nicht allerorts so durchsichtig wären.

Ich verbleibe deine treue Fr: N: S:

*   *
*

Regula Simmler an Anna Locher.

Zürich, August 1790.

Eben komme ich von einer guten Fr. weg, der ich auch einen schriftlichen Besuch schuldig war und jez hab ich noch ein

[1]) Synagoge der Hebräer. Spottname auf Winterthur.

[2]) N. K. und M. Geßner?

Weilchen, das ich dem angenehmen Umgang mit dir schenken kann. Herzlich freute es mich, dich so unerwartet unter jenem Thörchen [1]) zu erblicken, gerne hätte ich mein Versprechen gehalten und dir den kurzen Aufenthalt in Winterthur gewidmet, aber dann kam auch der Gedanke, daß vielleicht wieder Jahr und Tag verfließen können, ehe ich diese Stadt wieder zu sehen bekomme. Jez will ich dir geschwind, so gut ich kann, eine kleine Reisebeschreibung machen. Es sey gewagt, ich mache es, so gut ich kann. Wir kamen Gott lob alle munter und gesund in Fr(auenfeld) an, allwo wir von unsern Gutthätern [2]) mit unnennbarer Frdsch. empfangen wurden. Am ersten Abend machten wir einen kleinen, artigen Spaziergang in Gesellschaft einiger Frauenfelder, von welchen einige mir recht wohl gefielen, und die Zeit floß unter angenehmen Gesprächen Pfeilschnell dahin. Tags darauf gieng ich mit Herrn R. Locher [3]) und seinem Knaben nach Felben [4]), Wellhausen [5]) und Oberkirch [6]) und Abends bekamen wir Besuch, wo denn wieder die Zunge viel zu thun bekam. Am Sontag Morgens besuchten wir die Kirche und Nachmittags war die Landvogtshuldigung [7]). sie gefiel mir aber gar

---

[1]) Auf der Fahrt nach Frauenfeld benützte Regula Simmler den kurzen Aufenthalt in Winterthur zu einem Spaziergang um die Stadt, um Mauer und Gräben zu sehen und traf dort zufällig mit der Freundin zusammen. Letztere war untröstlich über die treulose Freundin, deren Neugierde stärker war als der heiße Wunsch, die Freundin zu umarmen.

[2]) Regula Simmlers Großvatersschwester Anna Barbara war mit Kaspar Mörikofer von Frauenfeld verheirathet, Pfarrer zu Felwen. Die Frauenfelder Gutthäter sind also wahrscheinlich Deszendenten Mörikofers.

[3]) Felben, reformirtes Pfarrdorf, eine Stunde Wegs von Frauenfeld an der Straße nach Konstanz.

[4]) Wellhausen, Dorf am Fuße des Schlosses Wellenberg in der Pfarrei Felben.

[5]) Oberkirch. 1/4 Stunde östlich von Frauenfeld mit alter Kirche.

[6]) Aehnlich wie in Winterthur.

nicht. Mich deucht, wenn man die Thurgauer mit ihrem sehr bekannten Stolz, Eigensinn und Dummheit auf einmal übersehen wollen, so sey dieß eine gute Gelegenheit. zu lachen findt man viel, aber gewiß findt der empfindende Mensch auch Gelegenheit, wo Mitleid seine Brust erfüllt. Sehr viele Leute kamen in unser Logie, die Huldigung zu sehen, unter welchen sich auch Jgfr. Hofmeister von Awangen mit Ihrer Schw. und einer Fr. Vögelin nnd ihren 2 Töchtern von Zürich befanden. Von D. T. hörte ich schon manches von dieser Jgfr. H., das mich ermunterte, sie kennen zu lernen. Ich ward so heimlich mit ihr, daß ich mir ausbat, sie noch ein wenig begleiten zu dürfen und hätte gewünscht, sie auch meine Fr. nennen zu dürfen. Am Montag Morgen schien mir der Himmel ungünstig zu sein, D. T. einen Besuch zu geben, denn es donnerte. aber gerade das Gegentheil, ich bekam dadurch Gelegenheit, ein mir unangenehmes Geleit auszuweichen und mich nachher mit einer schnellen Resolution zu entschuldigen. Mein Begleiter war ein 16-jähriger, an Verstand und Bildung überaus artiger Knabe, der mir meine Reise sehr angenehm machte. es war bald 12 Uhr als wir das gewünschte Pfarhaus erreichten. aber wie sehr erstaunte ich, kein Mensch, den ich kannte, war zugegen. Fr. Kammerin[1]) ganz allein, welche mir sagte, daß m. Fr. mit ihrem Br. und

---

[1]) Im Pfarrhause zu Neunforn waren: Hans Kaspar Thomann, Pfarrer u. Kammerer, seine Frau Anna Barbara Fries, eine Tochter Dekan Jakobs von Winterthur, und 5 Kinder.

Anna Dorothea (Döben) n. 1767.

Hs. Jakob. n. 1771 Pfarrer zu Neunforn und Kammerer. cop. m. Magdalena Nägeli.

Maria Magdalena (Mäden) n. 1773 h. 1819 Pfarrer Heinrich Geiger zu Ossingen. Dekan.

Barbara n. 1777 h. Dr. und Oberrichter Laurenz Brunner zu Dießenhofen. Cleophea (Chleven) n. 1778. h. Heinrich Schultheß, Pfister.

Jgfr. M. diesen Morgen nach Stamheim[1]) gegangen sey. Herr K. und die 2 kleinen Mädchen kamen bald zurück. Am Abend giengen wir den ausgeflogenen Vögeln entgegen. Als wir in der Allee zu Schwandegg waren, fanden wir das gesuchte, aber sie war schon mitten auf dem Stamerfeld und eilte entsezlich der Heimat zu. Frau Kammerer hieß mich mit ihrem H. gemach gehen und fieng an entsezlich zu springen. Herr K. trippelte so schnell die steile Gaß herunter, daß ich ihn bat, nicht so sehr zu eilen, aber er freute sich zu sehr mit mir. Frau K. hatte sie doch vor uns ertapt, aber es erblickte meinen weißen Rock und wir beide eilten einander voller Freude entgegen. Am Dienstag Morgens um 7 Uhr besuchten wir der D. l. Berg, wo mir die herrliche Aussicht viel freude machte. auf das Mittagessen kam Herr Bremi von H. und wollte m. Gesellschafter nach Dießenhofen haben. Mittwoch am 5 Uhr trat ich wieder die Rückreis an und ward von m. Fr. und Jgfr. M. bis an die Thur begleitet. Der Abschied schmerzte mich entsetzlich, aber ich fand gerade im Schiff von 2 allerliebsten Bauern Weibern so herzliche Teilnahme, daß ich dadurch stark getröstet ward. Meine Gesellschaft, die mir entgegenkam, nahm mich wieder liebreich in ihre Mitte auf. Der Donstag Vormittag gieng unter Abschiedsbesuchen vorbei und nachmittag hieß es:

leb wohl geliebtes Städtchen,
wo ich viel gutes fand
Mich führen jetzt vier Rädchen
in ein entferntes Land.
Doch dich vergeß ich nimer
Dein Wohlwoll'n bleibt mir imer.

In Zürich wurden die fremdlinge wieder mit herzl. Fr.

---

[1]) In Stammheim war Jakob Denzler Pfarrer, der 1806 wegen Beleidigung der zürcherischen Regierung abgesetzt wurde. Ob die Familie Thomann mit der Pfarrerfamilie von Stammheim verwandt war, konnte nicht ermittelt werden.

aufgenommen[1]), wo die leer gestandenen Plätze wieder sehr nach ihrem Besitzer verlangten. Lebe nun recht wohl und sey wieder ganz ausgesöhnt mit deiner dich zärtlich liebenden Fr. R. S.

Viele herzl. Grüße an deine l. Schw.

* * *

Regula Lavater an Regula Simmler.

den 21. (Juli) 1790.

Vielen Dank m. Beste vor die Beschreibung, die Sie mir von dem liebenswürdigen Frauenfelder Mädchen machten. Dieß muß eine vortreffliche und intreßante Person seyn. Sie haben mich ganz für sie eingenommen. Theilnahme an den Freuden und Leiden anderer verratten imer etwas gutes. Darin m. L. hätte ich nicht gehandelt wie Sie, ich hätte dieses edle Mädchen um vortdauernde Freundschaft gebeten. Welche Freude wäre es nicht vor Sie, einen Briefwechsel mit einer so intreßanten Person, wie diese ist, zu haben. Dies hätte ich sehen mögen, wie Sie den Berg herab Ihrer Fr: zueilten und wie diese bey Ihrem Anblick erfreut wurde.

Wie sehr haben Sie mich nicht durch Ihre malerische Beschreibung von der Hochwacht erfreut, dies muß eine himmlische Gegend seyn, auch ich, m. Th: fühle mit Ihnen die Güte unsers Schöpfers und danke dem besten himmlischen Vater vor die Freuden, die er Sie genießen ließ.

Ich glaube Ihnen gerne, daß die Trennung von Ihrer Fr: Ihnen Mühe machte, ich weiß gewiß wie dies ist. Ich freue mich recht auf die Erzehlung des Gesprächs mit den Bäurinnen. Noch einmal versichere ich Sie, daß mir die Huldigungsgeschichte Freude gemacht hat, ich habe diesen Brief allen den l. Meinigen

---

[1]) Schon in Bassersdorf kamen ihnen Verwandte aus Zürich entgegen, um die Weitgereisten in Empfang zu nehmen.

gezeiget und alle haben ihn sehr intreßant und belustigend gefunden. Also weg mit den unangenehmen Gedenken. Nie m. L. bemerkte ich in Ihrem Briefe etwas, was der Spottsucht auch nur von weitem ähnlich wäre. Ich halte Sie gar nicht vor eine Spötterin, sondern nur vor ein Mädchen, das Witz hat, ihn aber nie zum Nachteil anderer anwendt. Nun hoffe ich, Sie werden beruhigt seyn, nicht wahr?

Vor etwa 14 Tagen erhielt ich einen Brief von unserm theuren Freund Herrn P. Zimmermann[1]) in L. worin er mir beynahe vor gewiß versprach, im Weinmonat zu uns zu kommen. Als ich diese mir so erfreuliche Nachricht las, lief ich wie ein kleines Kind zu allen im Hauß, um es ihnen zu sagen. Alle freuten sich mit mir, aber nur nicht so ausgelassen wie ich; ich muß aber sehr oft hören, ich freue mich zu wild, aber ich kann nicht anders. Ich muß Ihnen hievon ein kleines Beyspiel sagen: ich saß vor etwas Zeit mit meiner Arbeit am Fenster und auf einmal sah ich unsern Freund Nehracher von St. und unsern Vetter Corrodj. dies überraschte mich so, daß ich meine Arbeit mitten in den Stubenboden warf und die Treppe herunter sprang, daß die im Hauß, welche die Ursach nicht wußten, glaubten, ich habe den Verstand verlohren.

Noch etwas. ich hörte, daß Sie oft heftige Zahnschmerzen haben und m. Mama hat mir aufgetragen, Ihnen Herrn Lavaters bey der weißen Illien seinen Gesundheitstabak vorzuschlagen, als ein Mittel, das sehr gut sein soll.

Jetzt leben Sie villmal wohl m. Th. denken Sie zuweilen an mich und lieben Sie so wie sie liebet Ihre treue und aufrichtige Fr:

Regula Lavater.

---

[1]) Joseph Zimmermann von Luzern, n. 1737 trat in den Jesuitenorden, wurde 1766 Professor der Rhetorik in Solothurn, 1769 in München. Seit Aufhebung des Ordens Professor in Luzern, wo er eine Reihe historisch-patriotischer Dramen im Drucke herausgab. (Leu Lex. Suppl. 6.)

Regula Simmler an Regula Lavater.

Meine l. Fr.

Unsere l. Locher sagte mir Ihre gütige Aufforderung: — Ihnen zu schreiben. Mit Freuden ergreife ich denn die Feder, da ich durch ihre Hülfe mit einer guten Fr: schwatzen kann. Vermuthlich haben Sie sich schon oft an unsere, in Ihrem jezigen Aufenthalt genossenen, Freuden erinnert. thun Sie es nur recht oft, wir vergessen Sie auch bei unseren Freuden nie.

Aber von was soll ich Ihnen jetzt etwas schreiben, das Sie interessieren kann? Herzlich gerne beantworte ich Briefe, aber einen Briefwechsel anzufangen, fällt mir ziemlich schwer. Nun Sie verlangen ja keine gelehrten Briefe, sondern nur so von Herzen weg geredt.

Bei dieser herzlichen Erndtezeit werden sie sich wohl oft, obschon die Hitze drückend ist, auf das wimmelnde Feld begeben, und mit den braunen Schnittern freundlich scherzen, vielleicht selbst Ihrem Rücken ein wenig weh thun u. dem frohen Völkgen helfen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an jene, vor etwa 10 Jahren, von mir genossenen Erndtefreuden. Sie sind gewiß auch nicht schüchtern vor dießer l. Arbeit, die durch die Munterkeit der über den schönen Seegen Gottes hoch erfreuten Schnitter so angenehm wird. Dießmal sehe ich nur die schwer beladenen Wägen, von ein par frohen Gesichtern begleitet, an dem Laden vorbey fahren. Ich freue mich auf den kommenden Winter, der uns hoffentlich oft Gelegenheit geben soll, uns zu sehen. Sie wissen, wie sehr ich den Gesang liebe. Wenn ich doch nur auch diesen Sommer über die fatale Forcht verscheuchen könnte, daß ich denn selbß im Stand wäre, mit zu helfen.

Für alle mir bis dahin erzeigte Frdschaft dankt Ihnen mein ganzes Herz und sollten Sie Fehler an mir entdeken, so bitte

ich Sie fehrner um Nachsicht, aber auch freye offne Entdeckung derselben.

Seyn Sie versichert, daß ich stets sein werde

Ihre wahre Fr: R: S:

* * *

Regula Lavater an Regula Simmler.

den 10. Augstmonat 1790.

Beste Freundinn!

Haben Sie Dank, daß Sie mir die Bitte an mich zu schreiben, so bald gewährten. Die Ursache, warum Sie einen besonderen Brief von mir bekommen, wird Ihnen unsere gemeinsame Freundin Locher sagen.

Recht oft verweile ich bey allen Plätzen, wo Sie u. wir alle so unschuldige Spiele trieben. In der Erndte war ich oft auf dem Felde, aber zum schneiden machte es mir zu warm. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie freudig es auf dem Felde war, denn niemand erwartete die reiche Erndte. Auf unserm Acker beym Hauß, der eine Juchart groß ist, erndeten wir 140 Garben. Der kleinere Knabe unseres Lehemanns u. die 2 größten Mädchen lasen über die Erndte Ähren auf u. brachten zu 2 Mütt Frucht zusammen. die Freude, die ihre Eltern u. Geschwister hatten, als sie zum ersten Mal Brod davon machten, u. dann jedem Kind ein kleines Brödchen gaben, hätten Sie sehen sollen.

Ach meine Fr: wie bedauerte ich Sie, bey dieser so schönen Zeit nicht auch die Freuden des Landlebens zu genießen. Nichts kann schöner seyn, als bey einer Mondscheinnacht in unserer Allee zu spazieren. durch die schönen großen Kastanienbäume scheint der prachtvolle Mond durch u. beleuchtet die ganze Allee, und die ganze Gegend umher hat von der sanften Beleuchtung so ein melancholisches, düsteres Aussehen, u. dann auf der Wiese tragen die kleinen Scheinwürmer, die wie die schönsten Diamanten sind,

auch vieles zur Schönheit des Ganzen bey. Die Fenster unseres Hauses sind dann beleuchtet, mann glaubte es wären hinter allen Fakeln aufgestellt, so schön glänzen sie. die ganze Natur ruhet. ein tiefes Schweigen herrscht überall, man hört nichts, als das Rauschen der Limmat u. etwa das Bellen eines treuen Haus-hundes. So spaziere ich denn unter diesen Schönheiten. Auch ich m. L. freue mich auf den Winter, denn ich hoffe, wir werden uns mehr sehen, als im letzten. ich schreibe viel Musik ab, die wir denn miteinander singen wollen. Von der forcht darf ich nichts sagen, denn ich habe diesen Fehler selbst.

Es ist schon spät in der Nacht, ich habe nur noch so viel Zeit und Raum, Ihnen zu sagen, daß ich bald ein Briefchen von Ihnen erwarte. von ganzem Herzen Ihre

R. Lavater.

* * *

Regula Simmler an Anna Locher.

Zürich, den 19. Jenner 91.

Theure wertgeschäzte Fr.!

Du seiest, wie es scheint, den Bächteltag ganz stille, wie es sich für ein Nönchen schikt; denk dir, daß du die Feyer dieses so wichtigen Tags mit mir theilest. Ich will dir mit wenigen Worten die Freude, die ich an jenem Tage genoß, erzehlen. Du weist, daß hier die Kinder, theils schön gepuzt, theil in Bauern, Waldbrudern u. andernartigen Kleidungen die Stubenhitzen[1]) auf die Zünfte tragen u: da ich die Kinder herzlich liebe, so war es eine große Freude für mich, eine so außerordentliche Menge

[1]) „In Zürich ist der Brauch, daß auf den Neujahrstag jeder Burger durch seine Kinder ein gewüß Geld auf seine Zunft tragen laßt, da dann die Kinder hinwiederum mit Weggen, Tirgelein, Läckerlein oder Kupferstücken begabet werden. Welche Verehrung man Stubenhitz nennet," da früher daraus die Zunft- und Gesellschaftshäuser geheizt wurden.

schöner Kinder zu sehen, bei welchem Vergnügen ich fast erfroren bin. obwohl mich m. Bruder bat, ins Stübli zu kommen, so ließ mir dieß die Neugierde nicht zu. Das zweite, das mir den Tag angenehm machte, war eine Comödie, von einer Gesellschaft hiesiger Knaben aufgeführt[1]), in welchem die Knaben sowohl den Muth ihrer Ahnen, als auch ihre Sprache sehr artig nachzuahmen wußten, nachher folgte ein kl. Lustspiel „di Jude“ betittelt, durch dessen Aufführung sie auch, wie beim ersten allgemeinen Beyfall erhielten. Am folgenden Tag fühlte ich mich glücklicher, als alle die, so die ganze lange Nacht durchgeschwärmt u. vielleicht manche Unbesonnenheit zu bereuen hatten.

Jez werden die Zeremonienbriefe wieder vor ein Weilchen ein Ende haben, welches ich dir herzlich wohl gönne, ich bin recht froh, daß mich das Schicksal nicht mit solchen Sachen beladen, der kleinste Anlaß zu solchen Weitläufigkeiten macht mir Angst u. Bange.

Der scheidende Tag läßt mich den Laden beschließen, da will ich denn ein gleiches mit diesem Br. thun, ich wünsche dir herzlich eine sanfte Nachtruhe u. daß ein angenehmer Traum dich erinnere an

deine treue Fr: R: S:

* * *

Martin Däniker an Regula Simmler.

Wovon mein Herz so voll ist, davon wird itzt die Feder überfließen: dies, Werthgeschätzte, wird der Inhalt dieser wenigen Zeilen seyn. Der gütige Gott leite und führe meine Sache, ich vertraue auf Ihn.

Jeder Wünscht glüklich zu seyn, wie verschieden aber die Begriffe sind u. die Wege, welche die Menschen zur Beförderung

[1]) vergl. Zürcher Taschenbuch 1897, S. 152.
[2]) vergl. Zürcher Taschenbuch 1897, S. 145.

ihrer Glükseligkeit einschlagen, lehrt uns tägliche Erfahrung: wir wünschen allen Menschen Gutes; aber unsre erste Pflicht ist doch, nächst für uns selbst zu sorgen und unsere eigenen Wege zu betrachten. Ja, wenn ich nur einen Blik auf m. Lebenspfad werfe, so wird mein Herz bewegt u. mit innigen Dank gegen Gott erfüllt. Wer wollte nicht unser Glük lebhaft empfinden, den Segen in einem so lieben Vaterland zu wohnen, den Segen so gütige Eltern u. Erzieher zu haben: nächst Gott bin ich Ihnen alles schuldig, was immer itzt mein Leben zur Freude macht: die sanften Lehren der Religion und Tugend, Anweisung zu einem nützlichen Beruf, Liebe zu edlen Wissenschaften, ja diese, so auf Bewunderung der Allmacht u. Weisheit Gottes führen, werden mir immer mehr meine Erhollungsstunden recht versüßen: ich bin glücklich in äußerlichen zeitlichen Umständen; wie schätzbar ist mir nicht die Liebe meiner Eltern, Geschwister u. nächsten Blutsfreunde, auch genieße ich das wünschenswerthe Glük, ein paar teure theilnehmende Freunde zu haben. wie undankbar wäre ich, wenn ich nicht zufrieden wäre.

So scheint und ist mein Glük befestnet. Ja wenn nicht ein erlaubter Wunsch, Pflicht u. ein edler Herzenstrieb, den der Schöpfer selbst in uns gelegt hat, übrig bliebe, sich eine Freundin u. teure Lebensgefährtin zu wählen, die uns mehr als Vater, Mutter und alle Lieben seyn wird.

Acht Gott! Das ist wichtig!

Nehmen Sie, theuer geschätzte Jgfr. Simmler, einen innigen Wunsch meines Herzens, den ich noch für niemand so fühlte, in Freundschaft auf. Sie, sind die Persohn, mit der ich Glük u. Freude meines Lebens zu finden hoffe. Ihnen könnte ich warme Liebe und ein treues Herz schenken. Unsere Gemüther stimmen, wie ich grundlich weiß, in vielem mit einander überein, unsere Hofnungen reichen über dieses Leben hinaus. O, möchte auch

Ihr Herz mir geneigt seyn. Möchten Sie ähnliche Regungen für mich schon empfunden haben, ach möchte dies der Anlaß sein, der gedrengten Herzen wieder freye Luft machte.

Wie sehr es der Wunsch meines Herzens ist, und wie innig ich Sie um Gegenliebe bitte, so wird das nur meine Freude vollkommen machen, wenn Ihre Einwilligung freywillig mit Beystimmung und Zufriedenheit Ihrer l. Mamma u. l. Bruders geschehen kann, welches ich von den l. Meinigen versichern darf. Der l. Gott leite alles zu meinem Besten. Es geschehe sein heiliger Wille!

Noch etwas muß ich beyfügen; daß dies alles gewiß aus reinem Herzen gehet, ich es aber mündlich wegen meiner etwas mühsamen Aussprache wahrscheinlich nicht nachdrücklich bekräftigen könnte. Ich trage aber nicht schwer hieran, denn was uns ja Gott auferlegt, das dienet immer zu unserm wahren Glüke.

Nun ist mein Herz geleeret!

Gott weiß was ich zu hoffen oder zu erwarten habe.

Seyen Sie so gütig mir, sobald es Ihnen gefällig, freymütig und wie sie denken, eine Antwort zu geben. Ich kenne weder Ihre Gesinnungen gegen mich, noch Ihre Lage, betreffend diesen wichtigen Punkt, gar nicht. ich habe diesen am wenigsten Aufsehen machenden Weg gewählt, da ich versichert bin, daß auch in allen Fällen dieser Brief in Ihrer Hand mir niemals nachtheilig würde.

Dem l. Gott befehle ich itzt den Wunsch meiner Seele u. m. Schicksal, er wird es wohl machen.

Sollten Sie der Erfüllung meiner Wünsche freywillig u. von Herzen geneigt seyn, wofür ich Sie nochmals dringend bitte, so wird dann m. l. Vater mit Ihrer l. Mama zuerst das mehrere mündlich reden.

Ich empfehle mich Ihrer l. Mama u. l. Bruder angelegentlich.

Nach einer Zeile von Ihrer werthen Hand sehnet sich
Ihr ewig getreuer Freund
Hs. Martin Dänniker.

d. 2. Hornung 1791.

* * *

Regula Simmler's Antwort an M. Däniker.

Ihre christlich schöne Zuschrift, verehrungswürdiger Freund! und die darin gegen mich geäußerten überausgütigen Gesinnungen erfüllen mein Herz mit Dank gegen Sie.

Ganz natürlich wünscht ein jeder Mensch glüklich zu seyn u. unendlich verschieden sind die Pfade, auf denen jeder sein Glük sucht. Auch werde stets mein Wohl zu befördern suchen, ich empfinde mit dankdurchdrungenem Herzen das überschwenglich vielle Gute, das mir Gottes-Vater-Hand bis dahin durch die l. Meinigen und einige, meinem Herzen theure, Freundinnen zufließen ließ.

Meiner l. Mama habe ich so vielles zu verdanken, daß nichts als unabläßliche treue Sorge diese kindliche Pflicht: ihre Mühe u. Liebe gegen mich, vergelten kann: Die Beschwerden des Alters häuffen sich leider täglich bey ihr, und es würde Ihre u. mir unendlich schwer fallen, uns von einander zu trennen, bevor ich sie der treuen Pflege einer Sohnsfrau, die mit kindlicher Treue diejenigen Geschäfte, die bis dahin auf mir lagen, auf sich nehmen würde, anvertrauen dürfte. Ich bin noch jung u. noch in viellen Sachen die zur Pflicht einer Hausfrau gehören (obschon nicht ganz unbewandert) doch noch ein Neuling, u. könnte also auch in dieser Absicht mich noch nicht entschließen, mein mütterliches Haus zu verlassen, und bin nun mit Gott entschlossen, ihren leisen

Wunsch, — noch bis m. l. Br. sich eine treue Gefährtin gewählt hat unverehlicht zu bleiben — zu erfüllen.

Sie sehen nun gewiß selbst, daß dies beträchtliche Gründe sind. Pflicht heißt mich Ihrem Wunsche entsagen u. das Bewußtsein erfüllter Pflicht muß doch allemahl unser wahres Glük vergrößern und dadurch wird, hoffe ich, fortdauernde Freundschaft zwischen uns nicht brechen.

Gottes Beystand sey mit Ihnen, und führe Sie (dies ist der aufrichtigste Wunsch meines Herzens) stetts auf Rosenpfaden. Er mache Ihr Glück vollkommen.

Meines gänzlichen Stillschweigens können Sie versichert seyn, so wie ich mit Zuversicht ein gleiches von Ihnen hoffe.

M. l. Mama u. l. Br. lassen sich Ihren werthgeschätzten Eltern u. Ihnen bestens empfehlen, welches ich mir gleichfalls ausbitte; ich werde mit wahrer Hochachtung stets verharren

Ihre und Ihrer werthen Jgfr: Schwester
aufrichtige Freundin

d. 4. Horn: 1791. A. R. Simmler.

* * *

Martin Däniker an Regula Simmler.

Liebste Freundin!

Ihr liebreiches freundliches Schreiben an mich, freuet mich ungemein, Ihre Gesinnungen sind ganz nach m. Wunsche: freylich sind meine süßen Hofnungen nicht völlig erfüllt worden: weil es so Gottes Wille war, so ist es mir gewiß auch heilsam.

Bey Empfang und Durchlesung ihres Briefes, wie traurig u. herzlich theilnehmmend er mir übergeben wurde, konnte ich mich doch christlich fassen. Zerstreuung von außen zertheilte nachher fast eine Stunde meine Gedanken; aber itzt war mein Herz gepreßt, ich mußte in die Einsamkeit gehen u. willkommne Thränen machten mir nach und nach wieder leichter; an den Tröstun-

gen, die ich auch selbst empfand u. suchte fehlte es mir nicht. Ihr l. Brief zeigt keine Abneigung weder von Seite Ihrer, noch der l. Ihrigen, er lehrt mich Ihr edles Herz erst recht kennen. Kindliche Pflicht u. Dankbarkeit leiten ihre Handlungen; wie schön und nachahmenswürdig äußert sich nicht Ihre treue Sorgfalt für ihre l. Mamma, wie liebreich u. freundschaftlich äußern Sie nicht Ihre Gesinnungen gegen mich; wenn ein solches Betragen die Freundschaft brechen könnte? Die Versicherungen Ihrer fortdauernden Freundschaft thun doch meinen Herzen itzt so innig wohl.

Einmal, sagte ein bekannter weiser Erzieher, trat ich mit Wehmuth an mein Fenster, der volle Mond war im Begriffe aufzugehen u. sein sanftes Licht über die Erde zu verbreiten: die Worte jenes frommen Dichters erheiterten mein Gemüth, indem ich mit ihm die Güte u. Weisheit Gottes bewunderte, wenn er sprach: „Schau über dir, wer trägt der Himmel Heere! Horch auf, wer spricht wie bisher zu dem Meere: Ist der nicht auch dein Helfer u. Berather, Ewig dein Vater."

Diesen weisen Rath will auch ich befolgen.

Ich stelle mich m. l. Freundin in Ihre und in meine Lage, meine l. Eltern, denen mein Wohl so sehr am Herzen liegt, haben mir schon Jahre lang freye Wahl gelassen und herzlich gewünscht, mich in der Liebe glücklich zu sehen. Ich kenne Sie l. Freundin, wie viele Leuthe von Jugend an, aber seit diesen Sommer wurd ich auf Sie aufmerksam; wenn ich Sie sah, waren Sie so freundlich, und ich wußte selbst nicht, ich sehnte u. freute mich immer Sie nur zu sehen. nachdem ich mich selbst erforschet, eröfnete ich meine Empfindungen m. l. Schwester. nach meinem Wunsche erneuerte es die Freundschaft mit Ihnen, fand auch unsere Gemüther übereinstimmend und so viele Umstände ähnlich; meine Meinung für Sie wuchs von Tag zu Tag, auch m. l. Eltern billigten meine Wahl, kein Unfall legte sich mir in

den Weg. Itzt war es mir Herzensangelegenheit. Mit Gott entschloß ich mich den wichtigsten Schritt meines Lebens zu thun, mit Wunsch und Gebeth auch der l. Meinigen .... Gott sey Dank, Sie haben meine Liebe nicht verschmäht. Ach, wenn Sie gleiche Empfindungen mit mir haben, so kann ja treue kindliche Pflicht auch dabei bestehen. kann ich nicht diese liebe Sorge mit Ihnen itzt theilen, denn es würde mich sehr schmerzen, Ihre l. Mamma zu betrüben, so will ich mich gerne in der Geduld üben, ich bin auch noch jung u. mit jedem Tag wird längere Erfahrung meinem Charakter mehr Festigkeit geben. Bin ich doch schon wieder glücklicher u. zufriedener, daß ich ein liebes Mädchen kenne, dessen Andenken mir die süßesten Stunden gewährt. Hofnung! du liebe Hofnung!

Wenn ich Ihnen nicht wehe täte, welches mir selbst empfindlicher wäre, so möchte ich Sie itzt noch unter vielen, nur mit ein paar süßen Träumen unterhalten, die mich vorige Woche schon so sehr erfreuten. M. l. Schw. und ich hatten schon lange eine Reise in das Rheinthal zu machen gewünscht, aber so etwas kann man denn doch nicht gerade ausführen, wenn man nur wünscht. Nun wirklich hatten sich günstige Umstände vereinigt, daß es uns auf diesen Frühling versprochen worden, ich dachte mir immer noch eine l. Fr. zum Begleit, und an ihrer Hand, die, in jennen Gegenden besonders, sich darbietenden Schönheiten der Natur doppelt zu empfinden, die sich über die Wolken zum Preis ihres Schöpfers erhebenden Appenzeller Gebirge; — ein Theil der von den besten Reisebeschreibern unter die herrlichsten Gegenden der Welt gezählten Ufer des Bodensees zu sehen. O! freudige Gedanken!

Die Krone von allen war das Andenken an stille, häusliche Ruhe u. Glückseligkeit, diese der stärkste Antrieb und Eifer zu treuer Erfüllung meiner Berufs- und Christenpflichten.

Liebste Freundin, wenn, wie es mein herzl. Gebett ist, Sie

für mich freywillige, herzliche Neigung u. Liebe empfinden, so wird der Gott der Liebe, der diesen Keim in unsre Herzen gepflanzet hat, für das übrige auch sorgen: Ihm wollen wir ferner unsre Wege befehlen.

Meine l. Eltern mit mir, empfehlen sich Ihrer l. Mamma, Ihnen u. J. l. Bruder bestens.

Aufrichtige Wertschätzung, Liebe und Freundschaft gegen Sie können nie bey mir aufhören.

Dieß versichert Sie
den 10. Hornung Ihr ergebenster Freund
1791. H. M. Dänniker.

* * *

Anna Regula Simmler an Hs. Martin Däniker.

Verehrungswürdiger Freund!

Um mein sonst Gottlob immer heiteres Gemüth wollen sich trübe Wolken ziehen, weil ich Ihnen Wehe thun muß. — es wäre gewiß wieder augenblicklich in seiner gewöhnlichen Ruhe, wenn ich mir mit der Hoffnung schmeicheln dörfte, daß auch Sie ruhig seyen; doch Sie sind es gewiß, Ihre christlichen Schreiben zeigen ein ruhiges Gemüth, und so bin ich getröstet.

Der l. Meinigen ihre Gedanken sind noch die nehmlichen, sie wollen mich noch frey wissen und ihrem Willen steht der meinige zu Gebott.

Ich bitte Sie deßnahen herzlich sich zu beruhigen! Was Sie an meiner Person verliehren, wird Ihnen gewiß in einer andern, die Sie nach Ihrer edlen Denkungsart wählen, reichlich wieder ersetzt. Daß es Ihnen wohl gehe und daß Sie jeder Glückseligkeit, die sie sich wünschen, theilhaftig werden, ist mein Wunsch und mein Gebet.

Der Gedanke, Gottes Willen in dem Willen der l. Meinigen zu erfüllen, laßt auch mich ruhig in die Zukunft blicken, er

ließ mich auch schon schwere Wege betreten, aber seine Güte verließ mich dennoch nie, Freuden ohne Zahl waren meist mein Loos.

Ich bin nun entschlossen, jeden Gedanken an ein ehliches Bündniß aus meiner Brust zu verbannen, und die Tage, die Gott meiner l. Mama noch bestimt hat, ihr zu weihen, meine Jugend hilft mir gewiß diesen Entschluß ausführen.

Daß ich Sie immer hochachten und Ihnen für Ihre Güte dankbar seyn werde, kann ich Sie versichern; Ihr Glück wird gewiß auch wahre Freude für mich seyn.

Jetzt noch eine freundschaftliche Bitte: Nicht weiter in mich zu dringen, denn mein gefaßter Entschluß wird bleiben, und Sie werden dadurch nur sich selbst und mich beunruhigen.

Noch eins: Ihre l. Schwester versprach mir einen Besuch, und diesen möchte ich gern, wenn die Freundschaft nicht darunter leiden müßte (welches mich unaussprechlich schmerzen würde) einwenig verschieben, nur bis dieß Geschäft einwenig versessen ist, nachher wird mir ihre Gegenwart jederzeit wahre Freude machen.

Die l. M. und Br. mit mir empfehlen sich den werthen Ihrigen und Ihnen.

Ich habe die Ehre mit wahrer Hochachtung stets zu beharren

Ihre Aufrichtige Freundin

A. R. Simmler.

d. 17. febr. 1791.

* * *

Regula Däniker[1]) an Anna Regula Simmler.

Liebe Freundin! Ohne Zweifel erwartest du von mir Antwort auf dein Billet, — aber gerne lasse ich darauf noch meinen

[1]) Regula Däniker, geb. 1768, heiratet 1794 Hans Konrad Keller, Freihauptmann der Artillerie.

l. Bruder antworten. — Ach! so muß ich denn die süßeste Hofnung, die ich so lange nährte, dich meine Liebe, einst Schwester zu nennen; so muß ich sie denn aufgeben; — Ich muß die Freude, die ich mir so oft in der Vereinigung einer so lieben Freundin und des besten Bruders dachte und träumte, vernichtet sehen. — — — ich möchte es so gerne nicht glauben, aber ich muß. — Unter allen Zweiflen und Gedanken, die in mir aufsteigen, drängt sich mir die Frage immer hervor: Ist es bey dir denn auch ganz unmöglich, treue, gewissenhafte, kindliche Pflicht, und unsere Wünsche mit einander zu vereinigen? Wenn ich mir aber schon diese Frage nie beantworten kann, so glaube ich dennoch, wenn je ein Funke wahrer Liebe für meinen Br. in deinem Herzen aufgestiegen ist, so müßtest du dir diese Frage auch selbst gemacht haben, und hätte sich dazu ein Mittel gefunden, so würdest du es doch nicht von dir gestoßen haben. — Denn Neigung für ihn, ohne sich auch einige Mühe gegeben zu haben, seine Wünsche zu erfüllen; dies läßt sich nicht denken.

Doch wozu das alles? Besser ich breche ab, dieß Hin- und Herdenken befördert unsre Ruhe nicht, Und diese zu befördern soll, wenn man nichts mehr zu hofen hat, unsere erste Sorge sein. — — — Meine Freundschaft hatest du schon lange, und die Vorfälle des vergangenen Jahres, bis auf jezt, haben sie nicht geschwächt. — Darf ich dich noch um die deine, die mir immer schätzbar ist, bitten. — Und sollte uns auch ferner freundschaftlicher Umgang nicht vergönnt sein, so denke doch immer mit Liebe an deine wahre aufrichtige Freundin

d. 19. Horn. 91. Regula Dänniker.

* * *

Dorothea Thomann an Anna Regula Simmler.

Neunforn, d. 20. Hornung 1791.

Freundin meines Herzens!

Heute wärs nun wieder einmal Sontag, allein keines von dennen, welche ich neben der Kirche, meistens nur mit schreiben

zubringe, denn abends bekommen wir Gesellschaft aus dem Schloß[1]) und da hat das schreiben ein Ende. Für deinen L. Brief bin ich dir gedoppelten Dank schuldig, weil du ihn mit frierenden Fingern geschrieben hast.

Hör Liebe: an mir hast du eine getreue Hilfe zum Luftschlösser bauen, wegen meiner Reise auf Zürich und meinem Aufenthalt daselbst, denn selten vergeht ein Tag, an welchem ich nicht ein solches Ding zusammenflike; ich hoffe dann aber auch, die Stürme werden Mitleiden mit uns haben, und nicht alle unsere Gebäude zerstören.

So bald ich wieder nach Aawangen[2]) schreibe, werde ich deine Grüße und Freundschafts-Versicherungen an unsere Freundin bestens ausrichten und Sie sehr bitten, dich bey Ihrem Besuch in Zürich ja nicht zu vergessen. Denk! Sie hat mir lezthin auch einen Besuch versprochen, welches mich herzlich freute, denn wir haben einander beynahe 3 ganze Jahre nicht mehr gesehen. Nicht wahr, eine lange Zeit, vor 2 zärtliche Freundinnen. Recht sehr wünschte ich dir, das dir vergönt wäre, Briefe mit diesem L. Mädchen zu wechseln, denn unsre Fr. schreibt einen ganz vortreflichen Brief, so daß ich schon oft wünschte, ein wenig von Ihr unterrichtet zu werden.

Ganz gewiß hätte ich mit dir deinen Geburtstag im Stillen gefeyrt, wenn ich es nur früher gewußt hätte, meine besten Wünsche für dein Wohl stiegen aber hernach für dich gen Himmel. Möchtest du doch immer so glücklich seyn, m. Geliebte, als ich es dir wünschte. Auch mir ist mein Geburtstag immer theur und wichtig, ich feyre denselben d. 15. Weinmonat, auch stets u. mit frommer rührung meines Herzens, im Stillen.

---

[1]) Schloß und Herrschaft Neunforn gehörte der Familie Stockar von Schaffhausen.

[2]) Regula Hofmeister, Tochter des Pfarrers von Aawangen Felix Hofmeister, n. 1762 h. 1797 Ratschreiber Balber.

Nun muß ich dir noch eine kleine Beschreibung machen von ein paar Freudenvollen Tagen, die mir letzte Woche zu theil worden sind. Schon lange, lange waren die lieben Mäden, Bäben und ich nach Dießenhofen, zu unsern Freundinnen Hanhart eingeladen worden, aber bald war das Wetter nicht gönstig, bald hinderten uns Geschäfte oder sonst etwas an diesem kleinen Reischen. endlich lezten Donstag morgen zogen wir bey guter Zeit aus und eilten unter frohen Gesprächen lustig über den gefrornen Boden darvon und in Zeit von 2 Stunden waren wir in D., wo wir mit zärtlicher Freundschaft empfangen wurden. Wir hatten im Sinn, abends wieder nach Neunforn zurückzukehren, allein da hieß es, man habe lange genug auf uns warten müssen und lasse uns vor Samstag durchaus nicht fort, unsre Eltern wüßten schon, wir haben es ihnen durch einen Neunforner sagen lassen, u. s. w. Nun blieben wir sehr gerne dort und genossen recht viel Vergnügen. Am Freytag Morgen giengen sie mit uns in das schöne Closter S. Catharinenthal[1]), wo man gerade Beicht hielt, die Hostien austheilte und eine herrliche Musik machte. Abends führten sie uns nach Gallingen[2]) in die Synagog, wo die Juden ihren Vorsabat feyrten; gewiß mit innigstem Mitleiden sahe ich die Versammlung dieser Bedauernswürdigen Nation, wie sie auf eine erbärmliche Weise, mit dem förchterlichsten Geschrey Gott verehren. Ich sagte zu dem jüngern Hr. Pfr. Benker von D: Ach dieß ist doch ein erbärmlicher Gottesdienst! Ja, antwortete er, ich dachte dies gerade auch und kann nicht begreifen, daß ihre Herzen etwas dabey empfinden können. Dann giengen wir in die Versammlung der

---

[1]) S. Catharina-Thal. Ein Frauenstift und Kloster an der linken Seite des Rheins, gleich unter der Stadt Dießenhofen. (Leu, Lex.)

[2]) Gailingen ist ein Dorf nicht weit von dem Rhein, und Dießenhofen gegenüber gelegen, in der österreichischen Grafschaft Nellenburg, mit jüdischer Bevölkerung.

Weiber, welche ihr Gebet still verrichten[1]), so bald wir hinauf kamen, fiengen sie sehr freundlich an mit uns zu reden, eine herrliche schöne alte Fr. sagte zu mir, seyen Sie Willkommen, mein L. Frauenzimmer, wo kommen Sie mit dieser großen Gesellschaft her? (denn es waren unser 8, nemlich die jüngere Jgfr. H., m. Baase von Stammheim, wir 3 Schwester, beyde Hr. Pfr. und Hr. Vicar Weiß). Sie sind nicht in D. zu Hause, wollt was schönes wetten, Sie sind ein Züricher Frauenzimmer, ich sehs Ihnen an, ist nicht so? Ich: Ja Sie habens errathen, ich bin von Zürich, aber m. Papa ist Pfr. zu Neunforn. Aber Sie sind doch auch oft in Z. Ihr Betragen sagt es mir (diese Schmeicheley hätt ich von einer Jüdin nich erwartet). Ich: Ja vast alle Jahre einige Wochen. Sie: sind Sie dann auch schon einmal in Langnau gewesen? Ich: Nein. Sie: Aber haben Sie schon in Zürich was von einem Jud Wolf gehört? Ich: Ja freylich, er handlet ja sehr stark? Sie: o ja, er ist mein naher Vetter, Ich: so sind Sie etwan ehemals in L. zu Hause gewesen? Sie: ja und nun schon volle 40 Jahre hier verheyrathet. Nun mußten wir wieder fort und die freundliche Jüdin wünschte mir zum Abschied sehr viel gutes. Du siehst nun, m. Liebe, wie frölich die Juden in Gallingen sind, gewiß herzliches Mitleiden durchströmmt meine ganze Seele, so oft ich eine Person aus dieser, von so vielen Christen verachteten Nation ersehe. Unter frohen Gesprächen eilten wir zusammen den Berg hinab und kamen mit einbrechender Nacht wieder in die Stadt hinein.

Mein Brief sieht bald, bald einem Tagbuch gleich, so manchmal mußte ich daran schreiben, aber jezt will ich dasselbe doch schließen, um noch eine Epistel an Döben Locher zu schreiben.

---

[1]) Der Gottesdienst ist heute noch gleich und die Frauenabtheilung befindet sich auf der Empore.

Grüße mir unsre l. Fr. alle vielmal. M. H. werde vermuthlich über 8 Tag ein Brief zufliegen. Bleibe immer die wahre Herzens Freundin deines dich zärtlich Liebenden

Dorchen Thomann.

Dorchen Thomann an Anna Regula Simmler.

Neunforn den 17. May 91.

Liebe Herzensfreundin!

Billig hätte ich deinen liebevollen, herrlichen Brief, der mich so herzlich erfreute, und für den dir mein ganzes Herz den wärmsten Dank darbringt, früher beantworten sollen. allein erst hielte mich ein L. Besuch von meinen l. Bruder und Schwager, vom schreiben ab, dann hollte Hr. Pfr. Schwester Meden, Cleven und mich nach D, wo wir 4 Tage verweilten und manches unschuldige Vergnügen genossen. zu lezt kamme mir noch das Halsweh und der Friesel (welche Krankheit in diesen Gegenden ziemlich stark regieret), die mich 8 Tage lang im Bett behielt, jzt aber bin ich G. L! wieder ganz gesund, nur noch ein wenig blaß, habe auch eine ganz neue Haut bekommen, die zwar der alten ziemlich gleich sieht und mit welcher ich, wills Gott, bald in Zürich erscheinen werde.

Tausendfachen, herzlichen Dank, m. Geliebte, für deine Freundschaftliche Offenherzigkeit gegen mich, o sey meines tiefsten Stillschweigens versichret, wie mein eigenes Geheimniß wird das deinige in mein Herz verschlossen werden. Du dauerst mich, gutes Mädchen, recht herzlich, daß du den Jüngling [1]) nicht lieben darfst, durch den du hofftest glüklich zu werden, aber ich bitte dich, sey ruhig und hoffe mit kindlichem Vertrauen auf den, der alle unsere Schiksale mit Weisheit leitet und sey vest überzeugt, wenn jene Verbindung dein Glück ist, so wird der gute Vater im Himmel gewiß das Herz deiner Mama lenken und dir deinen Freund zuführen. O Daß Gott alles leiten wolle, wie es für

[1]) Hs. Martin Däniker.

dich am besten sey. o möchtest du durch Tugendhafte und unschuldsvolle Liebe so glücklich werden, als dein Dorchen es ist. Im Gehorsam gegen deine würdige Mama bleibe standhaft, dann kannst und wirst du gewiß ruhig bleiben, mich deuchte nichts so schreklich, als eine Verbindung wieder den Willen der Eltern, bey allem, was einer solchen Person dann wiedriges begegnet, muß sie sich ja immer mit dem Gedanken quällen, vielleicht habe ich mir dieses durch meinen Ungehorsam gegen m. Eltern zugezogen. Daß dein Freund ein edler, Tugendhafter Jüngling ist, freut mich in der Seele, dies sind immer die besten Verdienste, durch welche uns ein Mann gewiß glücklich machen kann. O gewiß ich schätze mich unaussprechlich glüklich, daß mein teurer B[1]) von allen Menschen, die ihn kennen, ein so herliches Lob erhält.

Nein, l. Mädchen, mit keiner andern ausrede hätte ich mich von der Zudringlichkeit jener Herren G— befreyen können, ich hatte vieles probiert, aber alles half nichts, da sagte m. L. Mama, sag du nur, du wollest keinen G—[2]). kömmst du dann einst doch mit einem würdigen dieses Standes hervor, so halte die nicht mehr für wahre Freunde, die dir darüber Vorwürfe machen. doch ich schweige jzt von dieser Sache.

Schwerlich werdet ihr m. Lieben Fr. m. B. näher können kennen lernen, denn er bleibt nur 2 Tage in Zürich (sage aber D. L. nichts davon). Nun wurde euch durch m. Krankheit die Freude auch vereitlet m. B. predigen zu hören, dafür hörtet ihr aber m. L. L. Schwager[3]), der auch ein herrlicher, vortrefflicher

---

[1]) Pfarrer Leodigar Benker stammt aus einer alten Pfarrersfamilie, welche die protestantische Pfarrei zu Dießenhofen seit Generationen inne gehabt. Er ist der Vater des nachmals bekannten Pädagogen Rektor Ulrich Benker in Frauenfeld.

[2]) Der Stand des Geistlichen ist gemeint.

[3]) Der jüngere Bruder war ebenfalls Pfarrer, Leodegar war ge- [illegible] und starb 1844.

Prediger ist oder! nicht wahr? ich könnte nicht einmal entscheiden, welchem von diesen 2 Brüdern ich am liebsten zuhörte. Mein Schwager ist auch ein edler, herrlicher Jüngling, wir lieben uns recht herzlich und reden schon lange das vertrauliche Du zusammen.

Eine wahre Freude ware es mir, daß deine Feder letzhin so geschwätzig war, je mehr ich von dir zu Lesen bekomme, je mehr freut es mich.

Lebe wohl, liebe, liebe unvergeßliche Freundin! Bald, bald kann ich dir mündlich sagen, daß ich ewig seyn werde, deine treueste Freundin

Dorchen Thomann.

* * *

Anna Regula Simmler an Dorchen Thomann.

d. 19. Brachm. 1791.

Meine l. Herzensfreundin!

Meine erste Empfindung beym Gedanken an dich ist Dank, also sey es auch mein erstes Wort. Dank, herzlichen Dank m. L. für jeden Beweis deiner Liebe, auch dafür, daß du mich mit deinem Geliebten bekannt machtest.

Von Herrn D. kann ich dir G. L. nichts neues sagen, er und die Seinigen sind noch immer gleich freundlich, aber ich glaube etwas kälter, welches mich freuen würde und die Meinigen sind immer gleich still. nur so bey unvorgesehenen Anläßchen fließt etwa ein Wörtchen, daß ich aber ohne zu zeigen, daß ich merke worauf es abziele, vertönen lasse und so habe ich Ruhe und kränke niemand, es ist doch entsetzlich schwer anderst denken und anderst thun, wenigstens mich kostet Verstellung unaussprechlich mühe, aber wo Noth es heischt, ist sie doch, glaube ich, nicht Sünd. täglich suche ich mehr meinem Herzen jede Hofnung zu rauben, aber Achtung für ihn u. seinen Charakter kann ich dem-

Vor einmal habe ich genug mit Ihnen geplaudert, Leben Sie nun recht wohl m. l. Freundin, m. l. Mama grüßt Sie vielmal, schreiben Sie mir bald wieder und vergessen Sie nicht Ihre Sie immer liebende Freundin

R. L.

* * *

Martin Däniker an Anna Regula Simmler.

Herzlich Geliebte Freundin!

Womit mein Geist und Herz sich so oft beschäftigte und in manchen einsamen Stunden so frohe seelige Empfindungen in mir erweckte ꝛc. ꝛc. Und itzt, da neue Freude und Hofnung mein Herz belebt, sehnte ich mich sehr, Ihnen geliebte Fr. meine Empfindungen mitzuteilen. Wie süß wird mir nicht wieder einmal diese Herzens-Erleichterung seyn.

Die Nachricht welche mir vorige Woche mein geschätzter Freund[1]) brachte, von Ihren liebreichen und gütigen Gesinnungen gegen mich, welchen freudigen Eindruck diese auf mein Herz machte, glaube ich nicht in Worten ausdrücken zu können. Ruhe, Heiterkeit und Wohlseyn waren ihre angenehmen Folgen.

Auf diese sehnlich gewünschte gute Nachricht war bey stillem Nachdenken meine erste Empfindung, auch hier besonders augenscheinliche Spuren einer alles leitenden, gütigen Fürsehung zu erkennen u. mit Dank zu verehren. Wenn ich dem Gefühl meines Herzens nachspüre, wie wenig Eindruck, wie gleichgültig ich immer gegen das andere Geschlecht war, wie tiefen Eindruck hingegen Sie auf mich gemacht, wie Hindernisse und Zeit die Werthschätzung, warme Freundschaft und Zuneigung zu Ihnen immer noch vermehrte.

---

[1]) Der Freund ist Jakob Däniker, Professor der Religion, ein vortrefflicher Musikant. Er gab das fürtreffliche Gesangbuch in Druck, das viele Auflagen erlebte und großen Nutzen stiftete. Er war vermählt mit Dorothea Geßner. Dieser für die religiöse Musik fast unersetzliche Mann starb nach langer Krankheit 1805 (Reutlinger, Geistl. Geschlechtsbuch).

einen schönen Spaziergang in ein nahes Hölzgen oder deutsch gesagt in einen kleinen Wald bey uns. Gerade vor demselben ist eine Linde, deren schattigte Äste beynahe den Boden erreichen. unter derselben sind Rasenbänke auf die wir uns setzten, welch eine schöne Aussicht hatten wir da! im Vordergrund Wiesen Felder u. Rebberge, die Limmath, wie sie zwischen schönen Gebüschen fließt, in der Ferne die l. Stadt, ein Theil des Sees u. die Schneeberge, zu unsrer Linken Bäume und zur Rechten die Aussicht auf Altstetten und die dortigen Gegenden.

Gestern hat m. Bruder[1]) von unserm Hr. Zimmerman[2]) wieder einige Monatsschriften nebst einem kleinen Briefgen erhalten mit der Nachricht, daß Herr Professor in 10 Tagen die Schlacht am Morgarten mit seinen Schülern aufführe, daß er uns nächstens mündlich mehr sagen wolle. Dies bleibt aber unter uns m. Fr.

Haben Sie m. l. Freundin Meiners[3]) Briefe über die Schweiz auch schon gelesen? ich lese jezt dieses vortreffliche Buch. Die Schönheiten der Natur sind darin so malerisch geschildert, daß man gaubt, Augenzeuge davon zu seyn. Eine Schweizerin zu seyn u. sein Vaterland, das wegen den vielen Schönheiten so berühmt ist, wenigstens (weil wenige reisen können, um selbst zu betrachten) nicht auch aus guten, nicht übertriebenen Büchern kennen, ist eine Schande.

---

[1]) Hans Jakob Lavater, n. 1774, † 1830. Staatsschreiber, cop. mit Küngold v. Wyß 1799.

[2]) Franz Joseph Zimmermann von Luzern, geb. 1728. Vicar, hernach Leutpriester zu Merenschwand, Sextarius des Mellinger-Kapitels. Er hat brauchbare und nützliche Anleitungen für seine Gemeinde geschrieben über die Gründe des Christentums ꝛc. ꝛc.

[3]) Meiners, Christof, ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Professor zu Göttingen. Briefe über die Schweiz 4 Teile. Berlin 1784.

Freylich bey den Gesinnungen, die Sie itzt gegen mich haben, müßte jede andere Partie verlieren. Seyn Sie dann Mannlich, vergessen Sie mich eine Weile und prüfen Sie dann in dieser Faßung, ob kein Glük für Sie zu finden sey. Sie verlieren ja nichts dadurch und ich (glauben Sie mir!) werde gelassen bleiben.

Bedenken Sie! auf Jahre hin thun Sie ein Gelübde, ohne die gewiße Erfüllung unserer Wünsche vorzusehen. Sehen Sie, ich hinderte so lange ich lebe, wissentlich noch keinen Menschen an seinem Glük, und Sie sollte ich, ohne selbst sichere Hoffnung zu haben, auf Hoffen vertrösten, und Sie so vielleicht um ein gewisses Gut bringen? Mein Freund, das muten Sie mir nicht zu.

Ich schreibe Ihnen dieß nicht, um wie eine Romanheldin die Spröde zu spielen, solchen Kniffen bin ich selbst feind, Mein Pflicht, Religion und Sorge für Ihr Wohl fordern dieß von mir.

Und dann muß ich Sie auch noch bitten, sich dießmal durch Niemanden weder an meine l: Mama, noch an die Fr. Tanten zu wenden, wenn Sie nicht mehr verderben als gut machen wollen.

Ihre fortdauernde Achtung gegen mich ist mir gewiß theuer, aber l. Freund, noch weit lieber wäre es mir, sie in etwas kältern Äußerungen, die man Freundschaft nennt, zu erblicken.

Denken Sie mich ja nicht vollkommen, ich bin gewiß ganz Mädchen, habe vielle Fehler, deren vielleicht manches andere frey ist. Nur in diesem Fall dürfen Sie mich andern zur Seite stellen, aber besser wäre es doch den ersten Rath zu befolgen.

Machen Sie sich keine Mühe mit neuen Versprechungen, ich nehme sie nicht an, ich will Ihnen freye Hand lassen, genug daß die meinige gebunden ist.

Der liebe gütige Vater wird gewiß ferner alles wohl machen, weislich und zu unserm besten leiten. Mit ruhigem Herzen und frohen Vertrauen befehl ich Ihm ferner alle meine Wege.

Darf ich Ihnen gestehen, daß ich mich herzlich nach Ihrem liebreichen Umgang sehne. ich bin schüchtern und dabey ein Feind und unbekannt mit leeren Complimenten, die Ihnen gewiß auch nicht angenehm sind. Immer sind Sie mir in Gedanken und Herzen, und wann ich Sie dann sehe, schlägt mein Herz stärker und wünscht Ihnen näher zu seyn und glaube keiner Worte zu bedörfen.

Doch gerne noch gedultig, wie es dem l. Gott gefällt. Bin ich doch jtzt so fröhlich in der Hofnung. Ihr Wunsch wird mir immer wahre Seligkeit seyn.

Wenn doch jtzt meine Empfehlung Ihrer l. Mama u. l. Bruder könnten angenehm seyn. Auch m. l. Eltern und l. Schwester

empfehlen sich.

Mit Freudenthränen im Auge
unterschreibt sich
Ihr ewig getreuer Freund
Hs. Martin Dänniker.

d. 10. Sept.
1791

* * *

Anna Regula Simmler an Hs. Martin Däniker.

Theurer Freund!

Jenne Fragen, die Herr Professor in Ihrem Nammen an mich that, beantwortete ich ganz frey und ohne die mindeste Zurückhaltung, um Ihre Ruhe wieder vollkommen herzustellen. aber auch ich that eine Bitte an ihn, die er aber immer zu überhören schien und diese ist: Daß Sie sich nicht mit Ihrer ganzen Hofnung auf mich heften, nnd keinen sich darbietenden Anlaß ungeprüft zurückweisen sollen.

Freylich bey den Gesinnungen, die Sie itzt gegen mich haben, müßte jede andere Partie verlieren. Seyn Sie dann Mannlich, vergessen Sie mich eine Weile und prüfen Sie dann in dieser Faßung, ob kein Glük für Sie zu finden sey. Sie verlieren ja nichts dadurch und ich (glauben Sie mir!) werde gelassen bleiben.

Bedenken Sie! auf Jahre hin thun Sie ein Gelübde, ohne die gewiße Erfüllung unserer Wünsche vorzusehen. Sehen Sie, ich hinderte so lange ich lebe, wissentlich noch keinen Menschen an seinem Glük, und Sie sollte ich, ohne selbst sichere Hoffnung zu haben, auf Hoffen vertrösten, und Sie so vielleicht um ein gewisses Gut bringen? Mein Freund, das muten Sie mir nicht zu.

Ich schreibe Ihnen dieß nicht, um wie eine Romanheldin die Spröde zu spielen, solchen Kniffen bin ich selbst feind, Nein Pflicht, Religion und Sorge für Ihr Wohl fordern dieß von mir.

Und dann muß ich Sie auch noch bitten, sich dießmal durch Niemanden weder an meine l: Mama, noch an die Fr. Tanten zu wenden, wenn Sie nicht mehr verderben als gut machen wollen.

Ihre fortdauernde Achtung gegen mich ist mir gewiß theuer, aber l. Freund, noch weit lieber wäre es mir, sie in etwas kältern Äußerungen, die man Freundschaft nennt, zu erblicken.

Denken Sie mich ja nicht vollkommen, ich bin gewiß ganz Mädchen, habe vielle Fehler, deren vielleicht manches andere frey ist. Nur in diesem Fall dürfen Sie mich andern zur Seite stellen, aber besser wäre es doch den ersten Rath zu befolgen.

Machen Sie sich keine Mühe mit neuen Versprechungen, ich nehme sie nicht an, ich will Ihnen freye Hand lassen, genug daß die meinige gebunden ist.

Ihnen abgeschlagen wurde; Ich gestehe, Sie haben in dieser Sache entsezlich schwer zu handeln, weil Sie durch das geringste Zureden die Ruhe einer Schwester u. guten Mutter untergraben; deßneben hoffe ich, daß ihr durch diese ihre abschlägige Antw. nicht beleidigt zu seyn glauben werdet.

Ich glaubte mich in m. letzten Billet deutlich genug erklärt zu haben, daß ich bey Lebzeiten M. l. M. (die Gott noch lange erhalten wolle) an keine Verehelichung denken werde; Es bleibt mein fester Entschluß, deßneben kann ich nicht wissen, wozu besuche bey Andern nützen können.

Dann muß ich noch bitten, die l. Meinigen künftig nicht mehr zu beunruhigen, ich bin ürbietig euch jede Genugthueung zu verschaffen, wenn das Bisherige nicht hinreichend seyn sollte.

Lebe wohl! nimm dies kurtze Billet mit Freundschaft an

von deiner wahren Fr: R. S.

* * *

Hs. Martin Däniker an Anna Regula Simmler.

Werthgeschätzte Jgfr. Simmlerin.

Daß ich schon so lange die Ursache vielen Kummers bey Ihnen war, da doch meine herzlichsten Wünsche gerade das Gegentheil bezweckten, dies ist mir aufrichtig leyd.

Nun fordern die Pflichten eines christlich denkenden von mir, sich zu bestreben, so viel als noch möglich wieder gut zu machen. Doch auch eine kurze Rechtfertigung und Rükblik auf das paßierte kann ich nicht anders als hier beyfügen.

Die edlen Eigenschaften und Tugenden, die ich an Ihnen vorzüglich bemerkte, machten Sie mir vor allen andern ihres Geschlechts liebenswürdig. Mit Bitt um Gottes Segen und Beystand eröfnete ich Ihnen meine warme Liebe und Neigung für Sie, den Wunsch und die Hofnung meines Herzens, daß ich in Ihrer Liebe die besten aller Lebensfreuden, das süßeste häus-

aufs neue wollen wir uns auf der Tugend Pfad die Hand bieten und einander bey jeder freundschaftlichen Zusammenkunft aufmuntern, edle Bürgerinnen eines noch immer mit einer Menge edler Menschen geschmükten Vaterlands zu werden; ist die Bahn auch steil, die erstiegen werden muß.

Ein Schweizer Karte würde mich wenig nützen, da ich die Geographie nie studierte u: also auch wenig begriffe von den vielen Krümmungen haben würde, auch gestehe ich Ihnen, daß ich dieß für eine dem weiblichen Geschlechte der aller entberlichsten Wissenschaften halte.

Nun sind Sie, wie ich hörte in vollem Herbst, o! was werden Sie bey den viellen schönen Gottes Gaben empfinden, gewiß drängen Dank und Freude Ihre Brust, nicht wahr es giebt bey Ihnen auch besser aus, als man vorhin glaubte und dann wird der Most noch so gut. wer hier nicht augenscheinlich Gottes segnende Hand erblikt, der verdient kaum Mensch zu heißen. Wir theure Fr. wollen uns seiner Güte von Herzen freuen.

Und nun ist Zeit mit m. Geschrieb abzubrechen, unsere Fr. grüßen Sie herzlich, vergessen Sie nie, daß ich unaufhörlich bleiben werde Ihre Sie aufrichtig liebende Fr. A. R. S.

Empfehlen Sie mich Ihrer w. M:

* * *

Anna Regula Simmler an Regula Däniker.

Den 17. Febr. 92.

Meine L.!

Gestern Morgen sagte mir die M: daß dein Herr Vater 2 mahl m: l: T:[1]) zu besuchen wünscht und daß es Ihm von

---

[1]) Zwei Schwestern der Frau Simmler. Maria Schaufelberger c. mit Heinrich Heidegger, Gerichtsherrn zu Flach, und Susanna, cop. mit Joh. Meyer im rothen Ochsen.

Ihnen abgeschlagen wurde; Ich gestehe, Sie haben in dieser Sache entsezlich schwer zu handeln, weil Sie durch das geringste Zureden die Ruhe einer Schwester u. guten Mutter untergraben; deßneben hoffe ich, daß ihr durch diese ihre abschlägige Antw. nicht beleidigt zu seyn glauben werdet.

Ich glaubte mich in m. letzten Billet deutlich genug erklärt zu haben, daß ich bey Lebzeiten M. l. M. (die Gott noch lange erhalten wolle) an keine Verehelichung denken werde; Es bleibt mein fester Entschluß, deßneben kann ich nicht wissen, wozu besuche bey Andern nützen können.

Dann muß ich noch bitten, die l. Meinigen künftig nicht mehr zu beunruhigen, ich bin ürbietig euch jede Genugthueung zu verschaffen, wenn das Bisherige nicht hinreichend seyn sollte. Lebe wohl! nimm dies kurtze Billet mit Freundschaft an

von deiner wahren Fr: R. S.

* * *

Hs. Martin Däniker an Anna Regula Simmler.

Werthgeschätzte Jgfr. Simmlerin.

Daß ich schon so lange die Ursache vielen Kummers bey Ihnen war, da doch meine herzlichsten Wünsche gerade das Gegentheil bezweckten, dies ist mir aufrichtig leyd.

Nun fordern die Pflichten eines christlich denkenden von mir, sich zu bestreben, so viel als noch möglich wieder gut zu machen. Doch auch eine kurze Rechtfertigung und Rükblik auf das paßierte kann ich nicht anders als hier beyfügen.

Die edlen Eigenschaften und Tugenden, die ich an Ihnen vorzüglich bemerkte, machten Sie mir vor allen andern ihres Geschlechts liebenswürdig. Mit Bitt um Gottes Segen und Beystand eröfnete ich Ihnen meine warme Liebe und Neigung für Sie, den Wunsch und die Hofnung meines Herzens, daß ich in Ihrer Liebe die besten aller Lebensfreuden, das süßeste häus-

liche Glück zu finden glaube, daß ich einen noch nie empfundenen Herzenstrieb fühle, Sie zur treusten, vertrautesten Freundin und Gefährtin meines Lebens zu wählen, uns gegenseitig diese mühvolle Pilgerreise angenehm machen und zur Erreichung jenes edlen Ziels einander ermuntern. Die Äußerungen Ihres Herzens mündlich und schriftlich nährten meine süßen Hofnungen, aber die Erfüllung treuer kindlicher Pflicht, die Sie mir noch schätzbarer machte, hießen Sie immer jenne Herzenstriebe unterdrüken und diese befolgen. Was war doch meinerseits natürlicher als auf Mittel zu denken, wie beyde Absichten zu vereinigen wären: desneben wünschte ich immer, daß jemand mit ihrer l. Mama freundschaftlich reden dörfte. Aber dieses als sehr gefahrliche Unternehmmen wehrten Sie mit dringenden Bitten, ja Sie begehrten deswegen meine Liebe nicht mehr, welches mich am meisten schmerzte. Abwechselnd mit Hofnungen und Zweifeln ist ein volles Jahr verstrichen, wie sehr wünscht ich doch die Zeit, wo mir auch meine liebsten Geschäfte nicht behagen wollten, wieder erkaufen zu können.

Itzt dachte ich, noch die letzte Hand an das mit Gott angefangne mir so wichtige Werk zu legen u. wenn es denn nicht Gottes Wille sey, wolle ich Ihre Ruhe nicht mehr stören. Ich bate m. l. Vater, noch einmal zu Ihren l. Frauen Tanten zu gehen, sie vor allem zu fragen, ob ihre l. Niece noch Neigung zu mir habe, ferner zu fragen, ob es auf keine Weise möglich wäre, das Zutrauen Ihrer l. Mamma zu gewinnen. Wie viel habe ich auch m. l. Vater Unruhe gemacht. Er der zum Wohl seiner Kinder so thätig ist. Weit entfernt, daß er mit seinem vorgehabten Besuch irgend jemand hätte beleidigen wollen, da ein ruhiges, freundschaftliches Benemmen seine Absicht war, jede Zeit habe er wahre Achtung für Ihre l. Mamma und l. Tanten gehabt.

Aber auch dieser letzte Versuch ist von Ihnen abgeschlagen worden. Was Gottes Wille ist, sey itzt auch mein Wille!

Herzlichen Dank für die Liebe, so Sie mir erwiesen, aufrichtigen Dank, unwissend, wer sich meiner Ihrerseits etwa möchte angenommen haben. Noch einmal bitt ich herzlich ab das Leid, so ich Ihnen zugefügt habe, hoffend und wünschend daß dies kein Grund zu Feindschaft werde. Meine l. Eltern nebst mir empfehlen sich Ihnen höflich, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der g. Gott Ihre l. Mamma und Sie samtlich noch lange im besten Wohlseyn erhalte.

Nun leben Sie wohl! Leben Sie glücklich!

Dies wird stets der herzlichste Wunsch seyn, des, der einst sein bestes Glük, in der engsten Verbindung mit Ihnen suchte, itzt seine Hofnung auf die Vereinigung in einem bessern Vaterland setzet. Noch eine innige Bitte, daß Sie mich Ihrer Freundschaft nicht ganz unwürdig halten.

Zeitlebens werd ich bleiben

Ihr wahrer Freund

Hs. Martin Dänniker.

Den 19. Febr.
1792.

* * *

Hans Martin Däniker an Anna Regula Simmler. [1])

Liebwertheste Jgfr. Simmlerin!

Unerforschlich sind die Wege der göttlichen Vorsehung. Wunderbar sind seine Führungen. Freilich schlägt sie auch tiefe Wunden, diese Wahrheit mußten Sie wahrlich schmerzhaft empfinden, da es seiner Vorsehung gefallen hat, Ihnen Ihre l. Mama durch den Tod zu entreißen. Ja! herzliche Theilnahme mußte

---

[1]) Zwischen dem vorigen und diesem Briefe sind $2^1/_2$ Jahre verflossen. Die Mutter von Anna Regula S., welche der Verbindung entgegenstand, war am 9. März 1794 gestorben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ich glaube, es werden wichtige Hindernisse, die Sie zu jener Zeit gegen meine Wünsche hatten, meistens weg seyn und Sie gegenwärtig in einer freyern Lage und von weniger Pflichten gebunden seyn; desnahen wage ich es noch einmal Ihnen meine ehemaligen Gesinnungen wieder aufs neue zu bekräftigen und Sie von meiner aufrichtigen Achtung, der herzlichsten Liebe und des heißesten Wunsches mit Ihnen die engste aller Freundschaften zu knüpfen, zu versichern.

Ich weiß nicht ob mein äußerliches Bezeigen vielleicht nicht

immer geschienen, das auszudrücken was im innern vorgienge, **das** aber weiß ich, daß das Herz stets gleiche Freundschaft für **Sie** empfand.

Meine Lage und Glüksumstände sind G. L. so, daß ich **dankbar** zufrieden bin und auch Glauben und hoffen kann, ein **bescheidenes** Glük der Freundschaft nnd Liebe anbieten zu können.

Genug! Ich befehle mich dem Gott, der mich bis hieher, **über** Verdienen gütig, gnädig und väterlich geleitet u. geführet **hat.** Es geschehe sein Wille!

Ich empfehle mich Ihnen u. Ihrem Hr. Bruder.

Ihr aufrichtiger Freund

Hs. Martin Dänniker.

den 21. Aprill 1794.

* * *

Anna Regula Simmler an Hs. Martin Däniker.

Vielgeehrter Herr und Freund!

Ihres mir so ganz unerwartete Schreiben kann ich dießmal unmöglich beantworten, indem ich aus verschiedenen Gründen mir noch ein paar Monate Zeit vorbehalten muß.

Sie wissen, was für ein Geschäft wir bereits angefangen, welches Zeit und Nachdenken erfordert.

Dann sage ich wohl keine Unwahrheit, wenn ich sage, daß meine Gesundheit, die über diese schwere Zeit merklich gelitten, mich nöthigt, einige Zeit zu medicinieren.

Dann werde ich auch ein Gelübd, das ich meiner l. seligen Mutter noch auf dem Sterbebette that, nicht unerfüllt lassen, nehmlich: meinen Bruder nicht zu verlassen, bis er versorget, u. eine Frau mit den Berufsgeschäften bekannt sey.

Es wird nun ganz natürlich seine erste Sorge seyn, sich eine treue Lebens-Gefährtin zu suchen. Wenn ich nun schon daraus wollte, würde wohl so mein Versprechen erfüllt?

ich an Ihrer Betrübniß nehmen. Was könnte ich Ihnen itzt noch tröstenderes sagen, das sie noch nicht empfunden haben. Möchten diese heilige Woche und das freudigste Fest Sie kräftig getröstet haben! Da unsre allerseligste, fest gegründete Hofnung eines frohen Wiederauslebens, Wiedersehens nach kurzem Todesschlummer, in uns wieder so herrlich und neu belebt und gestärkt wurde.

Bey diesem Gedanken an das hohe Ziel unsrer Pilgerreise ist es wohl nicht zu weit entfernt, wenn er in uns aufs neue erweckt wird. Wie könnte diese Reise beglükter und zufriedener werden, als wann wir an der Hand der innigsten vertrautesten Freundschaft wandeln und die heitern Tage sich in gegenseitigem, reinem Genuß noch mehr versüßen, aber auch die trüben und stürmischen Tage erheitern helfen.

Es sind bereits über 3 Jahre, daß ich Ihnen wertheste Jgfr. S . . . den innigsten Wunsch meines Herzens, Sie zur treuen Gefährtin meines Lebens zu haben, eröfnet habe. Dazumal war es nicht Gottes Wille, daß dieß geschehe; mither bemühte ich mich die Empfindungen meines Herzens gegen Sie gänzlich zu unterdrücken, aber niemalen konnte ich gegen jemand ander ähnliche Wünsche fühlen. Gewiß, wie es zu jener Zeit geschehen konnte, so kann ich Sie itzt noch eben so versichern, daß noch niemand, als Sie der Gegenstand meiner Neigung und Herzenswünsche ware.

Ich glaube, es werden wichtige Hindernisse, die Sie zu jenner Zeit gegen meine Wünsche hatten, meistens weg seyn und Sie gegenwärtig in einer freyern Lage und von weniger Pflichten gebunden seyn; desnahen wage ich es noch einmal Ihnen meine ehmaligen Gesinnungen wieder aufs neue zu bekräftigen und Sie von meiner aufrichtigen Achtung, der herzlichsten Liebe und des heißesten Wunsches mit Ihnen die engste aller Freundschaften zu knüpfen, zu versichern.

Ich weiß nicht ob mein äußerliches Bezeigen vielleicht nicht

Ueber die Reden im Publicum, die mir freylich auch zu Ohren kamen, würde ich mich weniger wundern, weil, wenn der einte Muthmaßungen hat, und erzählt, ein 2ter sie dann für Gewüßheit ausgiebt, aber das war mir sehr auffallend und befremdend, das es kürzlich jemand mit vorgefallnen wahren Umständen sagte.

Nun ein paar Monate Aufschub lesend oben und unten, so möchte ich das mittlere Wort immer auswischen, es ist auch in der That schier zu hart. Doch sind Jahre verflossen, wie bald ist's eine solche Zeit, ferne von mir die Ungeduld! Ich versichere sie, daß ich während dieser Zeit [: die Sie zwar nach Ihrem Belieben abkürzen können :] Sie im Geringsten nicht beunruhigen werde. Ich habe neben meine Berufsarbeiten dermalen noch eine meiner je gemachten wichtigsten Arbeiten[1]) im Werk und bietet mir die Jahreszeit einiche ländl. Freuden dar. Der gehabte freudige Wunsch, daß der schönste Naturfrühling, den ich je erlebt, mir auch der schönste in meinem Leben werde, verwandelt sich itzt in die Hofnung, die den Landmann und den Bürger, bey Bewunderung der gesegneten Natur beseelt. O wie fruchtbar, wie gesegnet kann dieses Jahr werden, wenn es Gottes Wille ist!

Noch eine einzige Bemerkung auf Ihre Schreiben muß ich beyfügen, nemmlich daß selbige alle sehr freundschaftlich sind, aber äußerst zurückhaltend, ich vermisse darin immer eine freymüthige Herzenssprache, Ihr liebreiches Betragen freute mich allezeit mehr, es war mir beruhigend, denn wenn ich nicht auf freywillige herzliche Gegenliebe von Ihnen hoffen darf, so wollte ich lieber meine warme Empfindung für Sie im Herzen ersteken. Nachdem ich meinerseits gethan habe, was meine Pflicht und meines Herzens Wunsch zu Erlangung meines besten Glüks

---

[1]) Ingenieur-Arbeiten, vergl. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft 1868, p. 786.

Gesezt auch es würde mir von Ihrer Seite diese Zeit noch gütigst bewilligt, was würde das Publicum, das, wie Ihnen und mir bekannt seyn muß, mich schon in der Begräbniswoche meiner l. Mama, ja an dem Leichenbegängniß selbst als Ihre Braut herumtrug, von einer so schnellen Verbindung halten? Gewiß nichts anders als daß ich nur auf diesen Tod gewartet hatte und doch kann ich vor Gott sagen, daß dieser Verlust mir der empfindlichste Schlag in meinem Leben war.

Diese Umstände bringen mich, um ein paar Monate Aufschub zu bitten, vorher könnte ich unmöglich eine Decision von mir geben.

Dankbar für die immer gleich gütigen Gesinnungen gegen mich, verbleibe Ihre aufrichtige Freundin

R: Simmler.

den 26. Aprill 1794.

* * *

Hs. Martin Däniker an Anna Regula Simmler.

Liebwertheste Freundin!

Voll froher Hofnung erwartete ich Ihr gel. Schreiben. — Um desto mehr schmerzte mich anfangs sein Inhalt. Nach ruhigerer Überlegung aber fand ich selbst ihre angeführten Gründe wichtig.

Es ist nicht zu verwundern, wenn schon Ihre Gesundheit über diese schwere Zeit sehr gelitten hat, ich wünsche herzlich, daß die vorhabende Cur gesegnet sey.

Was soll ich nun betreffend das Gelübd, das Sie ihrer l. seligen Mutter noch gethan antworten: Am Sterbebett innig Geliebter, bey dem tiefen Schmerz und Beklemmung des Herzens, wie könnte da ein Wunsch, ein Seufzer, eine Bitte des bald zu verlieren fürchtenden unerfüllt bleiben. Hier schweige ich! und beruhige mich, in festem Vertrauen auf Gott.

Ueber die Reden im Publicum, die mir freylich auch zu Ohren amen, würde ich mich weniger wundern, weil, wenn der einte Muthmaßungen hat, und erzählt, ein 2ter sie dann für Gewüßheit usgiebt, aber das war mir sehr auffallend und befremdend, das es ürzlich jemand mit vorgefallnen wahren Umständen sagte.

Nun ein paar Monate Aufschub lesend oben und unten, so möchte ich das mittlere Wort immer auswischen, es ist auch in der That schier zu hart. Doch sind Jahre verflossen, wie bald ist's eine solche Zeit, ferne von mir die Ungeduld! Ich versichere sie, daß ich während dieser Zeit [: die Sie zwar nach Ihrem Belieben abkürzen können :] Sie im Geringsten nicht beunruhigen werde. Ich habe neben meine Berufsarbeiten dermalen noch eine meiner je gemachten wichtigsten Arbeiten[1]) im Werk und bietet mir die Jahreszeit einiche ländl. Freuden dar. Der gehabte freudige Wunsch, daß der schönste Naturfrühling, den ich je erlebt, mir auch der schönste in meinem Leben werde, verwandelt sich itzt in die Hofnung, die den Landmann und den Bürger, bey Bewunderung der gesegneten Natur beseelt. O wie fruchtbar, wie gesegnet kann dieses Jahr werden, wenn es Gottes Wille ist!

Noch eine einzige Bemerkung auf Ihre Schreiben muß ich beyfügen, nemmlich daß selbige alle sehr freundschaftlich sind, aber äußerst zurückhaltend, ich vermisse darin immer eine freymüthige Herzenssprache, Ihr liebreiches Betragen freute mich allezeit mehr, es war mir beruhigend, denn wenn ich nicht auf freywillige herzliche Gegenliebe von Ihnen hoffen darf, so wollte ich lieber meine warme Empfindung für Sie im Herzen erstefen. Nachdem ich meinerseits gethan habe, was meine Pflicht und meines Herzens Wunsch zu Erlangung meines besten Glüks

---

[1]) Ingenieur-Arbeiten, vergl. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft 1868, p. 786.

zu thun foderte, so glaube ich itzt wohl hoffen und erwarten zu dürfen, Sie werden nach Verfluß der Ihnen gefälligen Zeit keine Zurückhaltung mehr äußern und mich in Ihr Herz sehen lassen. bald möchte ich mir schmeicheln, dieses Zutrauen zu verdienen.

Der gütige Gott stärke Ihre Gesundheit und bringe mit ihr Ruhe und Heiterkeit in Ihr Herz zurück. Ihre Traurigkeit verwandle Er bald in Freude und Hofnung. Er sey unsre feste Zuversicht!

Meine l. Eltern u. Schwester empfehlen sich Ihnen.

Seyn Sie stets versichert der aufrichtigsten Liebe und Freundschaft von Ihrem ergebenen

den 30. Aprill 1794 — Martin Dänniker.

* * *

Hs. Martin Däniker an Pfarrer Wolf u. Schwester.[1])

Zürich, den 3. Maji 1794.

Lieber Schwager u. Schwester!

Die Frage in eurem Schreiben wegen der Mariage erwartete ich und ich hab mich resolvirt, dir auf deine Frage ausführlich zu antworten und dich, l. Schwester, mit meiner Liebesgeschichte zu erbauen. Ihr wisset, daß ich vor etwas mehr als 2 Jahren in einem Schreiben der Jgfr. Simmlerin meldete, ich wolle die Sache bewenden lassen [: seit dem Anfang meiner Bewerbung ists dato $3^1/_4$ Jahr :] Wirklich hatte ich mir vorgenohmmen, Sie zu vergessen, aber mich interessirte gegen mein Wunsch in dieser Zeit kein Frauenzimmer, wie ehmals Jgfr. S . . . Aber doch sahe ich keine Aussichten, die etwas in diesem Geschäft hätten ändern können. Ihre l. Mama und der Bruder blieben sich

[1]) Barbara Däniker n. 1765, cop. 1787 mit Andreas Wolf, Pfarrer im Bärenthal (Württemberg), später in Hedingen.

immer gleich und zeigten es auch im Aeußerlichen. Nun war es aber Gottes Wille nach einem schmerzh. Krankenlager d. 9. Mart: Fr. Hpt. Simmlerin abzufordern! Wirklich muß Sie schon einiche Jahre Umstände gehabt haben, daß Sie dieser wegen fast unmöglich ihre Tochter hätte von sich lassen können. Just den 12. Merz, so zu sagen in der nemml. 4tel Stund, da ich Obmann der Glaser wurde, ward sie begraben. — — Nun waren meine Gedanken meinerseits keinen Schritt zu thun, außer Jgfr. S. und die Ihren zeigen aus ihrem Betragen, daß sie mir geneigt seyen. In der Charwoche und über das Fest besuchte sie l. Schwester[1]) öfters. Zu meiner Freude war ihr Betragen auffallend liebreich und freundschaftl. Auch Ihre Fr. Tanten (Ihrer sel. Mutter und Schwestern, 2 Wittfrauen Frau Grichtshr. Heideggerin und Fr. Meyerin vom rothen Ochsen, die bey einander ein eign Haushalt führen) bezeigten sich gegen l. Mutter an dem Kirchgang selbst freundschaftlicher als je. Diese zwei Frauen waren mir nie abgeneigt, aber doch konnten sie Umstand halber nichts machen. Nun so ziemlich sicher in m. Sache, fieng ich das Geschäft wieder schriftlich an und da bereits an der Ostern 6 Wochen verflossen waren, ohne Anstand. Es geschah grad nach dem Feyertag, daß Ihr l. Schwester das Schreiben gab. Sie nahm es willig an, sagte nur, es seye auch von frühe wegen vieler Geschäften und einer Art Theilung mit Ihrem Bruder könne sie es unmöglich bald beantworten. Sie beantwortete es mir nur kurz[2]). Ich vermuthe Ihre Mamma sel. habe auf dem Todbette zu unserer Verbindung ihre Einwilligung gegeben.

Heute erhält Sie auf dieses Schreiben[3]) die Antwort, un-

---

[1]) Die jüngere Schwester Regula, welche sich schon vorher des treuen Liebhabers angenommen hatte.

[2]) folgt ein Resumé des abgedruckten Briefes.

[3]) Vergl. den Brief p. 286.

gefähr, daß es mir anfangs weh gethan hätte. Ihre Gründe sind richtig und kann ich Sie nicht durchthun, ich habe sie aber doch ein wenig auf meine Seite erläutert.

Ihrem Bruder [1]), dem auf keine Weise noch nie beyzukommen war, wird heute auch ein Schreiben eingeschlossen; worin ich ihn um seine Freundschaft bitte, ihm meine Gesinnungen gegen ihn zeige. Es ist aber keineswegs kriechend noch schmeichelnd.

Wenn l. Vater vom Rathshaus heimgeht und beym Schwert ist, so macht ihm Jgfr. S . . . aus ihrem Laden unterm Weggen, seit meinem Schreiben an Sie, das freundl. Compliment.

Ich hoffe ihr seyd zufrieden. Dieser Bund muß Gottes Wille sein. Bey uns ist alles so schön in der Natur, daß es der Anschein zu einem der frühsten, fruchtbarsten Jahre hat. Dato bittet man um Regen.

L. Eltern u. Alle grüßen klein u. Große herzlich. Euer euch liebender Bruder

Obmann Martin Dänniker.

* * *

Anna Regula Simmler an Martin Däniker.

Werthester Freund!

Schon sint Empfang Ihres letzten, über mein hoffen gütigen Schreiben, nahm ich mir fest vor, Sie sobald als ich Sie allein sehe, zu bitten, mir ein Viertelstündchen zu bestimmen, in welchem ich ganz allein mit Ihnen Vertrauungsvoll über etwas mich besprächen möchte, das ich zu eröfnen für unumgänglich nothwendig halte. Aber anfangs fehlte es mir an Gelegenheit, denn nie giengen Sie allein mir nahe vorbey; und gestern

---

[1]) Peter Simmler, Kaufmann unterm Weggen, Hauptmann, n. 1763 cop. 1794 mit Dorothea Stuß, Ludwig Stußen, Metzgers und Elisabeth v. Muralts Tochter.

war ich so schwach, daß ich bey dem festesten Vorsaz es dennoch nicht wagen durfte. So ungern ich nun dießmal der Feder meine Gedanken anvertraue, so sehe ich doch keinen andern weg vor mir.

Sie und Ihre werthesten Eltern haben ganz natürlich ein Recht auf meine alleroffenste Zutraulichkeit, diesen dörfen Sie es nicht verheelen, nein ich bitte Sie, gehen Sie mit Ihnen zu Rathe. Keineswegs zweifelte ich jemals an wahrer, herzlicher Zuneigung von Ihnen, ich bin auch überzeugt, daß nichts als Gleichheit unserer Denkungsart, nicht eigennützige Gesuche dieselbe erzeugte, aber etwas ligt mir doch schwer auf, nehmlich: daß auch Sie ganz natürlich, wie jedermann, bey einer Elternlosen Tochter Vermögen zu finden glauben werden; u. da die Erfahrung lehrt wie auch bey den besten Menschen getäuschte Hoffnungen oft Neigungen auflösen, wenigstens die Liebe vermindern können, so fand ich mich verpflichtet, Ihnen ganz vertrauensvoll mein Herz zu eröffnen. Auf Mittel könnte und möchte ich Sie nicht vertrösten. Glauben Sie also, daß Mangel an diesen zum zeitlichen Wohlstand so Nothwendigen, Ihrer Neigung nur dem mindesten Abbruch thun könnte, so gestehen Sie es Sich und Mir frey heraus. Ohne wahre Liebe könnte ja keines von uns glücklich seyn. Recht dringend bitte ich Sie, diesen wichtigen Umstand ruhig und ernst mit Ihren Eltern zu erwägen. u. keinen übereilten Schritt zu thun. Ich bin auf alles gefaßt. Wir können ja auch unvereint gleich lebenslang treue Freunde bleiben. — Des langen Aufschub halber bitte noch herzlich um Vergebung. Empfehle mich Ihren w. Eltern u. Ihnen nnd verbleibe stets Ihre getreue Fr.

R: S.

d. 17. VI. 94.

* * *

Martin Däniker an Pfarrer Wolf u. Schwester.

Zürich, den 24. Jun. 1794.

Lieber Schwager und Schwester!

Nur um euch von einer gewissen Sache bestimmte Nachricht geben zu können, wurden diese Briefe etwas aufgeschoben.

Vernehmet nun, daß ich mich vorgestern am Schwör-Sontag[1]) Abends mit m. lieben Jgfr. Simmlerin versprochen habe. -- Auf meinen und auch des Regelis letzten Brief hatte ich eine Antwort nicht so erwartet. Euer Urtheil über das Betragen der J. S. that mir bey manchen Stellen sehr weh, da ich überzeugt war, daß Ihr gewiß Unrecht geschehe; auf der Stelle dachte ich euer Schreiben scharf zu widerlegen, schob es aber doch *auf*, am meisten ärgerte mich der harte Ausdruck „Möge es dich nur nie reuen", freylich ein Wunsch, den man bey allen Verbindungen haben kann. Eine einzige Bemerkung traf Sie nemmlich. „Wars Liebe zu einer kranken Mutter, die Sie abhielt an eine, wie es mir scheint, ihr angenehme Verbindung zu denken? das *wäre* ein edler Zug." ich kann es jtzt aus Ueberzeugung sagen, daß es Ihr manche Thräne gekostet hat, aber sie war zu stark, die herzliche Neigung mußte der kindlichen Pflicht u. Liebe weichen, Mutter und Tochter hingen gleichsam näher als Eltern und Kinder aneinander u. die Tochter wäre bey dem Tod der Mutter auch am liebsten gestorben (:itzt nicht mehr:). Mein Schwager ist schon vor 4 Wochen ein Hochzeiter worden, mit Metzger Stutzen ältester Tochter. Mit dieser Heurath trug man auch

[1]) Zweimal im Jahr wurden die Räte ergänzt und zwar auf die 2 Johannestage. Der Ratsschreiber, in der Stadt Farb, zu Pferd muß an 9 Orten auf Befehl des Burger-Meisters, Klein und großen Rats die ganze Burgerschaft, welche über 16 Jahre alt ist, auf den folgenden Tag in die Kirch zum großen Münster berufen, um den Burger Eid auf Vorsprechen des Neuen Burgermeisters zu sprechen. Leu, Lex. S. 305—307 unter Zürich.

war ich so schwach, daß ich bey dem festesten Vorsaz es dennoch nicht wagen durfte. So ungern ich nun dießmal der Feder meine Gedanken anvertraue, so sehe ich doch keinen andern weg vor mir.

Sie und Ihre werthesten Eltern haben ganz natürlich ein Recht auf meine alleroffenste Zutraulichkeit, diesen dörfen Sie es nicht verheelen, nein ich bitte Sie, gehen Sie mit Ihnen zu Rathe. Keineswegs zweifelte ich jemals an wahrer, herzlicher Zuneigung von Ihnen, ich bin auch überzeugt, daß nichts als Gleichheit unserer Denkungsart, nicht eigennützige Gesuche dieselbe erzeugte, aber etwas ligt mir doch schwer auf, nehmlich: daß auch Sie ganz natürlich, wie jedermann, bey einer Elternlosen Tochter Vermögen zu finden glauben werden; u. da die Erfahrung lehrt wie auch bey den besten Menschen getäuschte Hoffnungen oft Neigungen auflösen, wenigstens die Liebe vermindern können, so fand ich mich verpflichtet, Ihnen ganz vertrauensvoll mein Herz zu eröffnen. Auf Mittel könnte und möchte ich Sie nicht vertrösten. Glauben Sie also, daß Mangel an diesen zum zeitlichen Wohlstand so Nothwendigen, Ihrer Neigung nur dem mindesten Abbruch thun könnte, so gestehen Sie es Sich und Mir frey heraus. Ohne wahre Liebe könnte ja keines von uns glücklich seyn. Recht bringend bitte ich Sie, diesen wichtigen Umstand ruhig und ernst mit Ihren Eltern zu erwägen. u. keinen übereilten Schritt zu thun. Ich bin auf alles gefaßt. Wir können ja auch unvereint gleich lebenslang treue Freunde bleiben. — Des langen Aufschub halber bitte noch herzlich um Vergebung. Empfehle mich Ihren w. Eltern u. Ihnen nnd verbleibe stets Ihre getreue Fr.

R: S.

d. 17. VI. 94.

* * *

seye, so blieben wir (: nicht beym Tisch, daß eine hörte, was das andre redte:) bis 1 Uhr. Endlich brach ich auf, weil ich dachte, du mußt am folgenden Tag in Ordnung seyn zu den vorhabenden Geschäften. Die Mägde in der Küche glaubten, wir seyen alle schon mit einand' ins Bett.

Recht herzlich würde uns freuen, wenn wir euch auch bey uns hätten, fast könnte es ein 87er Jahr[1]) werden. Die gute Offerte mit Haus, Altar u. priesterlicher Stand wird schwerlich angenommen werden, wills Gott sehen wir uns bald im Vaterland.

Lebet recht wohl, herzliche Grüße, Euer Euch liebender Bruder

Martin Dänniker.

* * *

Anna Regula Simmler an Herrn u. Frauen Pfarrer Wolf.

Insonders werthgeschätzter Herr Schwager u. Frau Schwester!

Mit gerührtem Herzen und inniger Freude über das mir von dem allweisen Leiter unsrer Schiksale bestimmte Glük, mit Ihrem werthesten Herr Bruder in die engste Verbindung zu treten, nehme ich nun auch die Freyheit, Sie herzlich zu bitten, auch mich in Ihre zärtliche Geschwisterliebe einzuschließen.

Es ist Ihnen gewiß bekannt, wie sonderbare Wege unsere schon Jahre lang gegenseitige Neigung zu durchwallen hatte, wie sich auch die mindeste Hoffnung zur Erfüllung unserer Wünsche verhüllte: Wenn je Bestimmung der Vorsehung unverkennbar ist, so ist sie es gewiß auch hier besonders. Ihr überließen wir uns ganz, und sie wußte den besten, zwar oft sehr rohen Weg uns zu weisen, nun aber geht es uns, wie einem Wanderer, die gesuchte Stufe ist erstiegen u. lohnt uns reichlich jede überstandene

---

[1]) Im Jahr 87 war Barbara Däniker mit Andreas Wolf verlobt und Heinrich Däniker mit Anna Barbara Furrer.

Mühe. Mögen wir uns stets der göttlichen Leitung überlassen, uns tagtäglich derselben würdiger machen.

Ich empfehle mich nachmalen Ihrer schätzbaren Freundschaft und habe die Ehre, mit aller Achtung und herzlicher Liebe gegen Sie mich zu nennen Ihre ergebenste Schwester

Anna Regula Simmler.

Zürich, den 25. Juny 1794.

* * *

Martin Däniker an Pfarrer Wolf u. Schwester.

Zürich, den 26. Jul. 1794.

Lieber Schwager und Schwester!

Herzl. Dank für die Achtung, Liebe und Freundschaft, die ihr m. Geliebten ungesehen zusaget. Wir blangeten sehr auf Eure Briefe, besonders auch m. Liebste, da ich Ihr vor jedem Posttag versprochen, morgen Bärenthaler Briefe zu bringen. Wie viel mal denken wir, wenn wir 6 Geschwister[1]) bey einander sind, wie herrlich und noch freudiger wäre es itzt, wenns die complete Zahl wäre, Anlääse gabe es Zeither gar oft, da wir Heinrich- u. M. Magdalena[2]) Tage feierten, ferner auf dem Kämbel, bey m. Braut waren, morgen gehen wir zu Herrn Keller[3]). Bei diesen Zusammenkünften ist Zufriedenheit u. Freude auf dem Gesicht der

---

[1]) Er zählt zu den 6 Geschwistern: Hs. Heinrich Däniker, Stubenverwalter auf dem Kämbel und Frau, Regula mit dem Bräutigam Konrad Keller und sich selbst mit seiner Anna Regula Simmler.

[2]) Die Eltern heißen Heinrich Däniker und Maria Magdalena Nüscheler. Der Vater war Buchbinder, Stubenverwalter auf dem Kämbel, XIIer 1787, Rathsherr 1793, Pfleger an der Spanweid 1795.

[3]) Zur selben Zeit verlobte sich Regula Däniker mit Herrn Konrad Keller, einem 39jährigen kinderlosen Wittwer. Seine erste Frau war Catrine Eßlinger. „Er sey ein Muster eines Ehemanns gewesen, aber sie heiratet ihn ohne Liebe.“

Eltern u. Geschwister zu lesen u. angenehmste Vertraulichkeit herrscht zwischen Alten und Neuen.

Letzten Sontag war der Verkündtag ms. Schwagers, er invitirte uns [: seine u. ſr Braut Geschwister auf Boken :] er besorgte für mich u. meine Geliebte ein einspänniges Chaisli, da ich selbst gutschirte. Übermorgen läßt er sich durch Hr. Vetter V. D. M. in Weiningen (ohne Predigt) copuliren, in Baden essen wir dann zu Mittag, die Brautleute fahren dann weiter, Basel zu, u. wir kehren nach Haus zurück.

Ihr möchtet wohl etwas von unserer Hochzeit wissen, aber diese ist noch unbestimmt, wir hoffen immer beyde [1]) mit einander zu richten. Vorläufig wäre projectirt, daß Vetter V. D. M. zu Weiningen [2]) [: der auch herzliche Freude hat [: unser Hochzeitsprediger würde, keins begehrt einen Hochzeits-Schmauß, es wird ein Reisli geben u. wenn Zeit u. Umstände es erlauben, könnte es ins Rheinthal geschehen, wo wir herzfreundlichst invitirt sind.

Hätte doch nie so weit denken u. hoffen können, daß auch das Regeli D., das m. Sache immer so treu beförderte, denn am Ende zugleich mit mir glücklich wurde. Immer wollen wir der gütigen Vorsehung unsere Wege befehlen.

Genug von diesen Affaires.

Im ganzen Land weiß man sich seit Menschengedenken keines so gesegneten Jahrgangs zu erinnern, an Frucht Obs u. Trauben, dem Landmann kommt es sonderheitlich wohl. Die Bäume u. der Weinstock zerreißen an manchen Orten fast von vieler Frucht. Nun will ich enden. Herzliche Grüße v. d. Eltern u. uns Allen

---

[1]) Seine und der Schwester Regula's Hochzeit mit Konrad Keller.

[2]) Hs. Heinrich Däniker, Sohn von Pfarrer Salomon zu Weiningen. n. 1771, Vikar seines Vaters von 1791—1807.

u. v. allen Orten an Euch u. Eure l. kleinen Euer Euch liebender Bruder

Hs. Martin Dänniker.

* * *

Martin Däniker an Pfarrer Wolf u. Schwester.

Zürich, den 23. Augst 94.

Lieber Schwager und Schwester!

Nun kann ich euch berichten, wann unsere doppelte Copulation seyn wird. d. 23 Septbr. 1794 den Tag nach dem Schließmarkt, in der Kirche zu Weiningen. Herr Vetter V. D. M. wird eine kurze Predigt halten u. s. f. in Baden werden wir zu Mittag essen u. dann eine kl. Tour glaub' auf Aarau u. Luzern machen.

Wenn es hätte früher seyn können, welches sonderh. Herr Keller, auch d. Eltern lieb gewesen, so wären wir ins Rheinthal spaziert, nun können wir wegen der Arbeit und den kurzen Tagen nicht zu weit springen und lang weg seyn.

Am Freytag vor unserm Verkünd-Sontag gehen d. Eltern nach Baden zu schrepfen. Am Verkünd-Sontag hollen wir sie in 3 Kutschen heim Schwgr. Simmler u. Frau, Stubenverwalter u. Frau u. 2 von Hr. Kellers Seite, glaub Felix Eßlinger u. s. Frau, denn er hat wenig mit seinen eigenen Geschwistern.

Am Hochzeitstag sind wir beyde Paar denn ganz allein, denn an diesem Tag ist auf dem Kämbel Grempler-Mahlzeit. — Ende.

d. Eltern u. Alle Lieben lassen Euch Junge u. Alte herzlich grüßen. Euer Euch liebender Bruder

Obmann Martin Dänniker.

P. S. der Ctr. Anken gilt 38ſt. u. kommt noch höher u. kommt wenig. Die armen Leute jammern.

* * *

Regula Lavater an A. Regula Simmler.

Ankenhof, d. 23. September 1794.

Liebste Freundin!

Der Anfang des heutigen Tages war Ihnen gewidmet; und auch noch ein Theil seines Endes soll es seyn. Mir ist es nicht möglich Ihnen zu sagen, was ich diesen Morgen in der feyerlichen ernsten Stunde für Sie fühlte, aber meine Bitten stiegen mit den Ihrigen empor, zum Throne des allmächtigen Gottes, ich fühlte bey der ganzen heiligen Handlung schwesterliche Theilnahme für Sie, und die heißesten Wünsche begleiteten Sie und Ihren Geliebten. Gott, durch dessen Leitung Sie heute durch das heiligste Band mit dem Freund Ihrer Seele vereinigt wurden, beschütze Sie immer. Mein Herz ist zu voll, ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Ungeachtet der heftigen Zahnschmerzen, an denen ich jzt leide, begleite ich Sie in Gedanken den ganzen Tag. Jetzt denke ich mir Sie zu Meerenschwand, dem schönen ruhigen Aufenthalte der Geschwister unsers theuren Freundes Zimmermann, und da ich dies schreibe sind Sie vielleicht mitten im Kraise dieser edlen guten Menschen. Das herannahen der Nacht, aber noch mehr meine Zahnschmerzen verbiethen mir die weitere Unterhaltung mit Ihnen. Schlafen Sie wohl, Liebe! Gottes Segen ruhe auf Ihnen und Ihrem Geliebten. Zum Abschiede für heute noch diese Stelle für Sie u. Ihren Geliebten:

Was die Erde nicht gibt u. nicht rauben kann, sey Euer Theil. Friede des Gewissens und Ruhe der Seele!! —

Ihre Sie ewig liebende

R. L.

* * *

Martin Däniker-Simmler an Pfarrer Wolf und Schwester.

Zürich, den 11. Oct^ber 1794.

Lieber Schwager u. Schwester!

Daß ich in den ersten Tagen meines Eh'stands nicht hab

mögen und können Briefe schreiben, wird mich alle Welt entschuldigen: nachher kamm den jungen Weiblenen die Wäsche über den Hals, da wäre mein Brief allein geblieben und hättet Ihr v. Eurer geehrten Frau G'vater kein jota erhalten.

Nun will ich euch aus meiner Haushaltung erzählen, was euch intressiren mag. M. l. Frau laßt sich entschuldigen, daß sie nichts schreibt. Sie hat wirklich neben den Waschgeschäften im neuen Stand schon 4 Briefe an ihre Freundinnen schreiben müssen. da sitzt sie neben mir und laßt Euch durch meine Feder gern viel schreiben und freundl. grüßen.

Am gleichen Sonntag mit uns ist auch der Grimm mit der Vögelin verkündt worden. Nun kam eine unruhige Woche, recommandiren gehen, ziehen der beyden Bräute, der Markt, und die Herren Pfarrer hollten die Winterkleider, Hr. Oncle von Äugst war da u. 1 Tag Vetter v. Weiningen. An unserm Hochzeit-Tag hielt Vetter v. Weiningen uns eine artige, schöne Predigt über Josua XXIV. Nachher begleitete er uns zu Pferd bis Baden, aß mit uns zu Mittag u. kam mit bis Mellingen. [: wir fuhren nicht über Aarau :] von da giengs auf Bremgarten, Meerischwanden, Müllau [1]), an letzterm Ort übernachteten wir und waren reinlich und wohl bedient. wir kamen aber erst $8^1/_2$ Uhr an, es war ein prächtig schöner Tag gewesen. Morndeß fuhren wir über Sins, Root, Gyslikerbrugg ꝛc. u. langten à 11 Uhr in Luzern an. Am Nachmittag besichtigten wir Alles merkwürdige. Wir sahen Herrn General Pfyffers Elevations-Plan und diesen alten H. selbst, ferner das Zeughauß. Das Rathaus, dessen Zimmer herrlich schön sind mit prächtigen Gemählden verziert, alle H. Schulth., alle Eydge. Schlachten u. die

---

[1]) Mühlau, katholisches Pfarrdorf an der Reuß im Bezirk Muri, 1 Stunde von diesem Flecken.

Münsterkirche, die schöne Jesuiterkirche. — Die Brücken, die sehenswerth sind, weil sie voll Gemählde sind, auf einer bibl. Geschichten, auf einer andern der Todtentanz, wieder auf einer die Eydge. Schlachten. Auf der großen ist auch eine Tafel, die Hr. Gen. Pfyffer hat hinsetzen lassen, auf derselben sind Stift eingeschlagen u. Linien gezogen, nach den vielen Bergen, die man auf dieser Brücke sieht, wobey die Entfernung u. Höhe derselben bemerkt ist [1]). Am besten freute mich, daß wir Hr. Professor Zimmermann [2]) (den Verfasser der jgn. Haushälterin) antrafen. m. l. Frau war ihm wohl bekannt. Zufällig trafen wir ihn auf der Straße. Er wohnt im Jesuiten=Collegium, zeigte uns diese schöne Kirche, das Gebäude, seine eigenen niedlichen Zimmer u. erwiese uns viel Freundschaft. Schon Morgens à 3 Uhr reisten wir wieder v. Luzern ab und langten précis à 12 Uhr in Äugst an. Ihr könnt nicht glauben, wie Herr Pfarrer v. Äugst u. Jgfr. über unserer beyden Verbindung Freude bezeugten. den 25ten Abend à 7½ Uhr langten wir G. L. wieder wohl bey unsern l. Leuten in Zürich an, Stubenverwalters u: Frau u: Schwager Simmler u. Fr. aßen mit uns zu Nacht, diese 4 samt dem kl. Heirlj waren auch an der Morgensuppen, die bey der Ilien war. den 26 wurden wir mit Haussteuern reichlich beschenkt, höret, was wir anders als Gelt zu Ürten u. Haussteuren bekamen.

Von m. l. Frauen ihren Gespielen: Ein Thee=Service,

---

[1]) Dieses Gebirgspanorama mußte den Jngenieur Däniker besonders interessiren.

[2]) Vrgl. Anmerkung p. 254.

[3]) Johannes Däniker, Pfarrer zu Äugst. n. 1729. hat Mangel am Gehör. Dieser sonst fleißig und getreue Pfarrer starb im hohen Alter von 85 Jahren und 3 Monaten anno 1815.

nemlich 1 Dzd Teller, 1 Dzd Tassen, Fruchtkörbli, Thee- u. Milchkäntli, Zuckerbüchs von Pfeiffen-Erde.

Von ihren Freundinnen Jgfr Locher[1]) (Hr Spitalarzts) u. Fr. Pfarrer Bänker v. Dießenhofen 1/2 Dzd böhmische Bouteillen u. 1 Dzd Gläser von Jgfr. Lavater an d. Kirchgaß: Oel u. Eßig Bouteillen, vergoldt mit hölzernem Gestell, sehr schön. von Jgfr. Lavater beym großen Erker[2]): Ein laquirt^r Servi^r Teller. — v. Fr. Reutlingerin Kappenmacherin 1 Staatshaube, die aber nicht gefiel. Von der alten Frau Grimm, die im gleichen Hause wohnte, 1/2 Dzd Thee-Tassen, Thee- u. Milchkäntli v. Pfeiffen Erde. v. Fr. Director Nüscheler ein laquirt Theebrett. Von Herr Rathsh. Zieglers 1 Dzd. zierlich kleine blümle porzelan-Thee-Tassen u. ServireTeller. — Von Herrn Director v. Muralt 2 metallene Leuchter od: Kerzenstöck, von Hr. Jngr. Feer: 1 Thee- u. Milchkäntli v. englischer Erde, kohlschwarz, aber sehr fein u. ist dato die größte Mode. v. Conr. Vögeli 1 Dzd feine Spitzglesli, von Martin Hirschgartner ein niedlich Spieltischli. Von Frau Pfarrer Steinfelsin im Seefeld ein prächtig goldner Ring mit dem Dänniker Petschaft, das von ihrem ersten Herrn sel. nahen ist. Überhaupt haten wir außer den nächsten Verwandten noch einige Haussteuern u. große an Geld bekommen. Ja nur in der Stadt mußten wir an 30 Orten danken.

Nachschrift: Mein l. Männchen schreibt Euch wieder eine ganze Epistel und das Weiblein soll sein Schärfchen auch dazu geben. — gut wenn Jhr mit wenigem zufrieden seyt. wenn nur die Laune zum schreiben nicht so bald spazieren gieng, sie ist ein verzweifelt, flatterhaftes Ding, das ich fast nie fest halten kann, dießmal ist sie, glaub ich, gar über Feld.

---

[1]) Die beiden Basen, von denen die hier abgedruckten Briefe stammen.

[2]) Regula Lavater, ebenfalls Brieffreundin.

Schreibt uns bald, daß ihr alle wieder recht gesund seyt. Gott erhalte Euch, ihr Lieben, herzliche Grüße und Küße an große u. Kleine von

Eurer Euch herzlich liebenden Schwester
Anna Regula Dänniker.
née Simmler.







Hs. Martin Däniker.

Anna Regula Simmler.

Zürcher Chronik.

auf das Jahr 1897.

Zusammengestellt von A. K.

Januar 8. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Eisenbahndepartement wird beantragt, auf das von der N. O. B. vorgelegte Projekt für die Hochlegung des Hauptbahnhofes Zürich nicht weiter einzutreten.

11. Im Großen Stadtrath ist ein Antrag Amsler angenommen worden, der den Stadtrat beauftragt, zu prüfen, ob nicht Steuerinspektoren einzusetzen seien, welche die Steuertaxationen zu Handen der Schätzungsorgane vorzubereiten hätten.

25. Der Kantonsrath bestellt sein Bureau auf eine neue Amtsdauer. Präsident wird Dr. Paul Usteri, erster Vizepräsident Nationalrath Forrer, und zweiter Nationalrath Abegg.

29. Aus den Stadtratsverhandlungen. Für die im Jahre 1897 auszuführenden unvorhergesehenen Arbeiten am Landesmuseum wird vom Großen Stadtrath ein Kredit von Fr. 94,000 begehrt.

Das diesjährige Sechseläuten wird auf den 26. April angesetzt.

Herr Pfarrer Zimmermann hat als Dekan und Präsident der Bezirkskirchenpflege demissionirt.

Februar 7. Gemeindeabstimmung und Wahlen in der Stadt Zürich. Alle drei Vorlagen wurden angenommen: der Kauf der Liegenschaft zum Sonnenberg mit 12,615 gegen 2410, der Kauf von Land an der Bühlstraße mit 12,574 gegen 2285 und der Bau einer neuen Gasfabrik mit 13,310 gegen 1714 Stimmen.

Als Mitglied des Kantonsrathes im Kreise I wurde mit 1720 Stimmen Herr Oberstlieutenant Schneebeli gewählt.

Als Mitglied des Bezirksgerichtes Zürich wurde gewählt Herr Heußer in Zürich mit 15,368 Stimmen.

Die Bürger der ehemaligen Gemeinde Enge werden eingeladen zur Bildung einer Engemer Zunft zu den „Drei Königen“.

Februar 15. Der Kantonsrath bewilligt Fr. 180,000 für den sehr nothwendig gewordenen Tößdurchstich bei Bauma. Der Steuerfuß wurde nicht erhöht.

Im Helmhaus ist die Ausstellung der Entwürfe für Fresken in den Waffensaal des eidg. Landesmuseums.

19. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Als Staatsarchivar wird an Stelle des Herrn Dr. P. Schweizer der bisherige Gehülfe Herr J. H. Labhart-Labhart von Zürich, mit Amtsantritt auf 1. März 1897, gewählt.

20. Der Große Stadtrat beschließt die Stelle eines städtischen Polizei-Instruktors zu schaffen und unter Aussetzung von Fr. 20,000 eine eigene Expertise über das Bahnhofprojekt zu veranlassen.

27. Der Große Stadtrath beschließt, dem Kantonsrat die Einführung der gewerblichen Schiedsgerichte in der Stadt Zürich zu beantragen.

28. Versammlung von Dr. Sourbeck, Generalsekretär des Eisenbahnerverbandes und der Delegirten der N. O. B.-Angestellten.

Die Abstimmung über die eidg. Bundesbank ergibt im Zürich 36,952 Ja gegen 29,180 Nein, in der Stadt 10,268 Ja gegen 6488 Nein. Dagegen wurde die Vorlage von 14³/₂ Ständen mit 248,280 Nein gegen 192,912 Ja verworfen.

Zum Mitgliede des Regierungsrathes des Kantons Zürich wird gewählt der Sozialist Ernst, bisher Mitglied des Stadtrathes von Winterthur mit 35,837 Stimmen, gegen 31,464 andere, die auf Gemeindepräsident Haab von Wädensweil fallen.

Herr Pfarrer Farner in Stammheim, der gegenwärtig an einer Geschichte des Stammheimerthales arbeitet, hat bei seinen Nachforschungen die Ueberreste der Burg auf dem Stammheimerberg entdeckt, die von den Brüdern Berchtold und Erchanger erbaut und im Jahre 917 nach Chr. zerstört worden ist.

März 2. Eingabe Sourbecks an den Verwaltungsrath der N. O. B., worin er diesen im Auftrag der Versammlung vom 28.

Februar ersucht, „er möge dafür besorgt sein, daß die Direktion ihr am 1. März 1896 gegebenes Wort einlöse." Die Eingabe erbittet sich die Antwort bis zum 10. März.

März 3. Der Verwaltungsrath der N. O. B. beschloß, eine Kommission einzusetzen zur Prüfung der Postulate der Eingabe vom 2. März.

11. Versammlung der Eisenbahner im alten Schützenhaus; der Streik wird auf den Morgen des 12. März beschlossen.

12. Die Bundesräthe Zemp und Müller kommen mit Extrazug nach Zürich.

Aus den Stadtratsverhandlungen. Als Polizei-Inspektor wird Herr Bezirksanwalt Rudolf Kunbert gewählt.

Durch einen Brandausbruch wurde im Landesmuseum das zweite „Fraumünsterzimmer" vom Jahre 1507 arg beschädigt.

13. Bundesrath Zemp übernimmt das Schiedsrichteramt zwischen den streitenden Parteien. Der Betrieb wird sofort wieder aufgenommen. (Abends 5 Uhr.)

15. Der Kantonsrath beschließt in zweiter Lesung mit 109 gegen 29 Stimmen die Frage der Zulassung der Frauen zur Advokatur separat zur Volksabstimmung zu bringen.

20. Aus den Regierungsratsverhandlungen. Zum Gehülfen des Staatsarchivars wird mit Amtsantritt auf 1. April gewählt Dr. Rob. Hoppeler von Hottingen.

29. Im Alter von 50 Jahren starb Herr Stadtrath Johannes Schneider.

31. Die Kirchensynode wählt zu Dekanen für die Bezirke Zürich und Affoltern die Herren Pfarrer Dr. Furrer und Pfarrer R. Finsler.

April 3. In der Sitzung des großen Stadtrathes wird der Antrag von Otto Lang, durch den die Unternehmer von Tiefbauarbeiten verpflichtet werden sollten, ihren Arbeitern bei 10-stündiger Arbeitszeit einen Minimallohn von Fr. 4.50 zu bezahlen, mit großer Mehrheit verworfen.

Aus den Regierungsrathsverhandlungen: Zum ersten Staatsanwalt wird der bisherige zweite, Dr. Rudolf von Schultheß-Rechberg, gewählt.

16. Die Jahresrechnung 1896 der Stadt Zürich schließt im ordentlichen Verkehr mit einem Plus von Fr. 307,790; im außerordentlichen Verkehr mit einem Defizit von Fr.

1 185,901. Die Kapitalrechnung auf 31. Dezember 1896 konstatirt eine ungedeckte Schuld von Fr. 13,796,721.

April 16. Dem Organisationskomite für das schweiz. Unteroffiziersfest in Zürich wird ein Beitrag von Fr. 1000 an die Kosten gewährt.

23. Aus den Stadtrathsverhandlungen. An die Kosten des internationalen Mathematikerkongresses, der vom 9. bis 11. August 1897 in Zürich stattfindet, wird ein Beitrag von Fr. 500 verabreicht.

24. Der Große Stadtrat beschloß als „dringlich" die Einführung von Vorbereitungsklassen an der Gewerbeschule und pflichtete der Kommissionsvorlage betreffend städtische Tramtaxen zu.

25. Ersatzwahl eines Mitgliedes des Bezirksgerichtes Zürich: Gewählt wurde Herr Substitut Fehr mit 8034 Stimmen.

Als Mitglied des Stadtrathes wurde gewählt Herr Direktor Lutz im Strickhof mit 7811 Stimmen.

Als Mitglied der Kreisschulpflege I wurde gewählt Herr Geilinger-Scheele mit 164 Stimmen.

Arbeitersekretär Greulich wurde Mitglied des Kantonsrathes im Kreise V.

Mai 20 u. 22. Das Berliner „Philharmonische Orchester" konzertirte an diesen Tagen in der Tonhalle unter seinem Dirigenten, Herrn Arthur Nikisch.

22. Der Männerchor Zürich tritt seine Sängerfahrt ins Bayerland an.

29. Eröffnung der Linie Eglisau-Schaffhausen.

30. Eröffnung der Linien Zug-Goldau und Immensee-Luzern.

31. Eröffnung der Linie Zürich-Thalweil-Zug.

Juni 2. Der Große Stadtrath bewilligt einen Kredit von Fr. 217,000 für Ankauf der Maschinenhalle der Genfer Ausstellung zur Errichtung einer Coakshalle für die städtische Gasfabrik in Schlieren.

7. Am Pfingstmontag wurde die kantonale Delegirten- und Hauptversammlung des Mäßigkeitsvereins vom „Blauen Kreuz" abgehalten.

27. Volksabstimmung und Wahlen. Das Initiativbegehren betreffend Abänderung und Ergänzung des Gesetzes über die Zürcherische Rechtspflege vom 2. Dezember 1874 und 13. Juni 1880, sowie des Gesetzes betreffend die Einführung des Bundesgesetzes über Schuldbetreibung und

Konkurs vom 5. Juli 1891 wurde mit 32,030 Nein gegen 18,488 Ja verworfen. Die Stadt Zürich verwarf mit 9601 gegen 5872 Stimmen.

Das Initiativbegehren betreffend Abänderung und Ergänzung des vierten Titels der 2. Abtheilung des zürcherischen Strafgesetzbuches (Vergehen gegen die Sittlichkeit) wurde mit 18,736 Nein gegen 10,036 Ja verworfen, die Stadt Zürich verwarf mit 8231 gegen 2315.

Der Gegenvorschlag des Kantonsrathes wurde angenommen mit 40,564 Ja gegen 14,697 Nein (Stadt Zürich 10,513 Ja gegen 6096 Nein).

Das Gesetz betreffend das Kantonspolizeicorps wurde angenommen mit 37,266 Ja gegen 13,830 Nein.

Juli 20. Nachmittags 5 Uhr suchte ein schreckliches Hagelwetter das liebliche Gelände des obern Zürichsees heim.

31. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Es wird ein Fahrreglement der städtischen Straßenbahn erlassen.

August 3. Aus den Verhandlungen des Erziehungsrathes. Der leitende Ausschuß für das schweiz. Idiotikon erhält als Unterstützung zur Herausgabe dieses Werkes für das Jahr 1897 den bisherigen Staatsbeitrag von Fr. 1000.

7. Vor 50 Jahren wurde die erste schweizerische Eisenbahn Zürich-Baden eingeweiht.

9. In Zürich wurde der internationale Mathematikerkongreß abgehalten. Er wird vormittags 9 Uhr in der Aula des Polytechnikum eröffnet.

Herr Prof. Dr. Julius Wolf, Lehrer der Nationalökonomie an der zürcherischen Fakultät, verläßt die Hochschule auf Beginn des nächsten Wintersemesters, einem ehrenvollen Rufe nach Preußen Folge leistend.

21. Der Große Stadtrath nahm ein verbessertes Verbot des Waffentragens an. Er verzichtete zu Gunsten der Hagelbeschädigten auf ein Taggeld.

Der Bundesrat hat die Errichtung eines Hauptzollamtes in Zürich bewilligt.

28. Der Große Stadtrath beschloß, für Straßenbahnschienen ausschließlich das System „Phönix-Schiene“ zu verwenden.

September 28. Sarah Bernhard trat im Stadttheater als „Kameliendame“ auf.

Oktober 1. Die neue Koch- und Haushaltungsschule für evangelische

Töchter der Ostschweiz wird auf „Bocken" bei Horgen mit einer Anzahl von 18 Töchtern eröffnet.

Oktober. 2. Der Große Stadtrath nahm eine Vorlage betreffend die Errichtung eines „Pestalozzihauses" für verwahrloste Schulkinder an.

20. Im Chor der Kirche Rümlang wurden 4 wohlerhaltene Gemälde aus der Zeit um das Jahr 1500 bloßgelegt.

22. An Herrn Arnold Böcklin, Bürger von Zürich, wird ein Glückwunsch zum Antritte des 71. Altersjahres gerichtet.

23. Sitzung des Großen Stadtrates. Dem Stadtrate wird für die Erweiterung des Elektrizitätswerkes und Erstellung einer Umformestation im Kreise I ein Kredit von Fr. 1,010,000 für Rechnung von 1898 erteilt.

31. Gemeindeabstimmung Zürich. Die Vorlage betreffend Anlage des Friedhofes Nordheim ist mit 12,057 Ja gegen 775 Nein angenommen worden. Das Gesetz betreffend den Kauf der Strafanstalt ist angenommen mit 11,874 Ja gegen 1093 Nein.

Novmbr. 6.—8. Auf dem Schneggen findet eine heraldische Ausstellung statt.

14. Wahl eines Geistlichen in der Kirchgemeinde Außersihl an Stelle des verstorbenen Herrn Pfarrers C. Denzler. Gewählt wurde Herr Pflüger mit 1923 Stimmen.

Dezember 4. Im Pfauentheater wurde die 40jährige Wirksamkeit von Prof. Dr. Carl Cramer am Polytechnikum durch einen glänzenden Festkommers gefeiert.

11. Der Große Stadtrath genehmigte eine neue Droschkenordnung.

20. Die in Bern tagende Landesmuseumskommission hat unter Vorsitz von Bundespräsident Deucher beschlossen das Landesmuseum Ende Juni 1898 offiziell zu eröffnen.

Uebersicht

der vom November 1897 bis und mit Oktober 1898 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Zusammengestellt von Heinrich Brunner.

Politische Geschichte, Kirchengeschichte, Kulturgeschichte.

Baiter, Hans. Magister Felix Hemmerli. (Kirchl. Jahrb. der reform. Schweiz. 3. Jahrg.)

B[aiter], H[ans]. Die französische Kirche in Zürich. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 61.)

B[etz], L[s] P[aul]. Ein welsches Konterfei Zürichs. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 92.)

Bild, ein, Zwinglis; v. B . . r. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 118.)

Brunner, J[ul.]. Die Ordnungen der Schule der Propstei Zürich im Mittelalter. (Festgaben zu Ehren Max Büdinger's. Innsbr. 1898.)

Dändliker, Karl. Universalhistorische Anknüpfungen der Zürcher Geschichte vom 8.—13. Jahrh. (Festgaben zu Ehren Max Büdinger's. Innsbr. 1898.)

D[ändliker], C[arl]. Aus dem Tößtal. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 237 u. 238.)

D[ändliker], C[arl]. Alte Badeordnungen aus dem Gyrenbad bei Turbenthal. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 292.)

Egli, Em. Nochmals zum Geschlecht Brun. (Anzeiger für schweiz. Geschichte. 1898, Nr. 3.)

Erinnerung an die Glockenweihe der Liebfrauenkirche in Zürich. SA. Zür. 1897.

Erweiterung, die, der Universitätsanstalten. (Stadt-Chronik d. Zür. Post. 1898, Nr. 73—75.)

E[scher], C[onrad]. Ausmarsch der Zürcher Truppen am 5. Febr. 1798. (Schweiz. 1898/99, Nr. 13.)

E[scher], C[onrad]. Das Rathaus in Zürich, eingeweiht den 22. Juni 1698. (Schweiz. 1898/99, Nr. 15.)

Farner, Ulr. Der „Harmonie Zürich" Sängerfahrt nach Süd- und Mittel-Deutschland im Mai 1898; mit einem Abriß der Geschichte der „Harmonie". Zür. 1898.

Fleiner, Alb. Zürcher Bilder. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 316; 1898, Nr. 23, 58 u. 59, 65, 157 u. 158.)

Fluri, Ad. Die Beziehungen Berns zu den Buchdruckern in Basel, Zürich u. Genf 1460—1536. (Archiv f. Gesch. des deutsch. Buchhandels. 19.)

Ganz, Paul. Amtstracht eines zürch. Untervogts im 16. Jahrhundert. (Schweiz. Archiv f. Volkskunde. I.)

Gattiker, G. Zur Heimatkunde von Zürich; Geschichten und Sagen. 2. Aufl. Zür. 1898.

Graf, Alb. Die Lätarefeier zu Unter-Engstringen; ein alter Brauch im Limmattal. (Zür. Post. 1898, Nr. 124.)

H[auser], K[asp.]. Eine Beschimpfung des Stadtgerichtes Winterthur. (Sonntagspost d. Landb. 1897, Nr. 40.)

Hirzel, Hans Casp. Das Tagebuch des schweiz. Abgesandten H. bei seiner Sendung in das Hauptquartier der Alliirten, Nov. 1813; herausgegeb. v. P[aul] Hirzel u. W[lh.] Oechsli. (Polit. Jahrbuch der schweiz. Eidgenossensch. XI. 1898.)

Hochschule, die Zürcher, und der Hochschulverein; v. H. B. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 85 u. 87.)

Hofstetter-Bader, Joh. Die Freie Schule in Zürich I; zur Schulhauseinweihung 1898. Zür. 1898.

H[oppeler], R[ob.]. Was die Rheinauer Kirchenrechnungen besagen. (Sonntagspost d. Landboten. 1898, Nr. 4.)

Hüner, Alb. Das Sommerfest der Schlaraffen in Zürich. (Schweiz. 1898/99, Nr. 12.)

Hunziker, O[tto]. Geschichte der schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft. Zür. 1897.

Hunziker, O[tto]. Pestalozzi, französischer Bürger. (Festgaben zu Ehren Max Büdinger's. Innsbr. 1898.)

Jakubowski, S. E. v. Beziehungen zwischen Straßburg, Zürich u. Bern im 17. Jahrh. Straßburg 1898.

Jegerlehner, Joh. Die polit. Beziehungen Venedigs mit Zürich u. Bern im 17. Jahrh. Diss. (Bern 1897.)

[illegible], Otto. Der Italienerkrawall in Zürich. (Zeitschr. f. schweiz. [illegible]rafrecht. 1897, Nr. 3 u. 4.)

Langl, Jos. Die Kyburg, die Stammburg Heilwigs, der Mutter Rud. v. Habsburgs. Wien 1898.
L[ehmann], H[ans]. Die große Zürcher Kanone im schweiz. Landesmuseum. (Schweiz. 1898/99, Nr. 10.)
Luginbühl, R. Die Zwangsanleihen Massenas bei den Städten Zürich, St. Gallen u. Basel 1799—1819. (Jahrbuch für schweiz. Gesch. Band 22.)
Marti, Fritz. Die Schützengesellschaft der Stadt Zürich; Festschrift zur Einweihung der neuen Schießstätte im Albisgütli, Juni 1898. Zür. 1898.
Messikommer, Jak. Die alten Mühlen des Zürcher Oberlandes. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 94.)
Mettier, H. Der Grütliverein Zürich von 1848—1898. Zür. 1898.
[Meyer von Knonau, Gerold]. Vortrag vor der Gesellschaft der Böcke, gehalten im großen Bote derselben am 3. März 1898. (Nicht im Buchhandel): Geschichte der Gesellschaft der Schildner zum Schneggen. V. Die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts; nebst Notizen über die seit 1894 verstorbenen Schildner: H. Bodmer-Trümpler, H. Escher-Escher, Dr. H. Meyer-Finsler, R. Landolt, Kd. Hirzel-Gysi.
Meyer v. Knonau, Gerold. Josias Simmler als Verfasser der «Vallesiae Descriptio» u. des «Commentarius de Alpibus». (Jahrbuch des Schweizer-Alpenklub. Band 32.)
Mitzschke, P. Namensvettern des Rennsteigs. [Darin: Der Rennweg in Zürich.] (Thüringer Monatsblätter. 1897, V.)
[Morf, Hch]. Die Schule Breite von 1797—1897; von Hch Breitner. (Sonntagspost des Landboten. 1897, Nr. 39—49.)
Nabholz, Hans. Die Bauernbewegung in der Ostschweiz 1524/25. Diss. Bülach 1898.
Rüesch, Alex. „Wie heilig ist diese Stätte"; zur Erinnerung an das 400jähr. Jubiläum der Kirche ‚(1498 — 1898)' . . . in Zollikon. Zür. 1898.
Obfelden; Gedenkschrift zum 50jähr. Bestand der Gemeinde. Zür. 1897.
Oechsli, Wilh. Lebzeltern u. Capo d'Istria in Zürich. (Festgaben zu Ehren Max Büdinger's. Innsbr. 1898.)
Paulus, R. Zwinglis Lebenswandel. (Katholik. Band 11.)
Reorganisation, die, des Winterthurer Gymnasiums. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 123 u. 125.)
[Rüegg, Reinhold]. Aus dem zürcherischen „Amt". (Zür. Post. 1897, Nr. 262.)
R[ütsche], P[aul]. Eine Erinnerung an 1798. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 146.)

Rütsche, Paul. Aus den Tagen der Helvetik. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 160, 193, 207 u. 239.)

Schlachtbericht, ein Zürcher, über Nancy; v. Theod. v. Liebenau. (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde. 1898, Nr. 3.)

[Schönholzer, Gottfr.]. Bericht über die Zwinglihütte. 1898.

Spitta, Fr. Das Zwinglilied. (Monatsschr. f. Gottesdienst. 2. Jahrg.).

Staatenbund, vom, zum Bundesstaat; von S. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 209).

Stähelin, Rud. Huldreich Zwingli; sein Leben u. Wirken. 2 Bde. Bas. 1896 u. 97.

St[auber], E[m.]. Von den Kriegsschiffen auf dem Zürichsee. (Sonntagspost d. Landboten. 1898, Nr. 2.)

St[auber], E[m.]. Volkszählungen im Kant. Zürich. (Sonntagspost d. Landboten. 1898, Nr. 4.)

St[auber], E[m.]. Der 30. Januar 1798. (Sonntagspost d. Landboten. 1898, Nr. 7.)

S[toll], O[tto]. Zur zürcherischen Hochschulfrage. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 128—30, 137.)

Stoll, Otto. Zur zürcherischen Hochschulfrage. SA. Zür. 1898.

Sutermeister, Mor. Die Glocken von Zürich; die Glockengießer, Glocken u. Gießstätten im alten u. neuen Zür. Zür. 1897.

Teuerungen, die, der Jahre 1816/17 u. 1845/47; v. F. S. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 66.)

Urkundenbuch der Stadt u. Landschaft Zürich; bearb. von J[ak.] Escher u. P[aul] Schweizer. 4. Band, 2. Hälfte. Zür. 1897.

Usteri, Theod. Inventar des Stadtarchives Zürich. (Inventare schweiz. Archive; Beilage zum Anz. f. schweiz. Gesch. 1897, Nr. 2.)

Vetter, Theod. Regierungsrat Joh. Eman. Grob u. die zürch. Hochschule; nach den Erfahrungen eines zweijähr. Dekanates dargest., Apr. 1898. Zür. 1898. — 2. Abdruck. Zür. 1898.

Wädensweil oder Wädenswil; v. J. H. (Sonntagspost d. Landboten. 1898, Nr. 50.)

Waser, Hedw. Unsere Großväter auf Reisen. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 84, 85, 87 u. 88.)

Wochenchronik der Zürcher Zeitung vom 27. Wintermonat 1797 bis 16. April 1798; zur Erinnerung an den Untergang d. alten Eidgenossensch. Beilage zur N. Z.-Z. Zür. 1898.

Zürich vor fünfzig Jahren; Januar 1848. (Stadt-Chronik der Zür. Post. 1898, Nr. 3.)

Zürichs Großer Rat am 21. Juli 1848. (Zür. Post. 1898, Nr. 168.)

Zwingli, Ulr. Z's Reformationslied. (Der Protestant. I., Nr. 44.)

Zwingli, Ulr. U. Z's Kappelerlied; v. E[m.] G[über]. (Kirchenblatt für die ref. Schweiz. 1898, Nr. 41.)

Adreßbuch der Stadt Zürich für 1898. Zür. 1897.

Catalog der Stadtbibliothek Zürich. Band 5—7. (Fortsetzung, enthaltend den Zuwachs von 1864—97. 3 Bde.). Zür. 1896 u. 97.

Jahrbuch, Zürcher, für Gemeinnützigkeit. 1897/98.

Pestalozzi=Blätter; redig. v. Otto Hunziker. 19. Jahrg. 1898. Beiblatt zur Schweiz. pädagog. Zeitschrift. Zür. 1898.

Pestalozzi=Studien; Monatshefte für Pestalozzi=Forschungen. Herausgeg. v. L. W. Seyffarth. 3. Jahrg. 1898. Liegnitz 1898.

Taschenbuch, Zürcher akadem.; Wintersemester 1897/98. Zür. 1897.

Taschenbuch, Zürcher, auf das Jahr 1898; herausgeg. von einer Gesellsch. zürch. Geschichtsfreunde. NF. 20. Jahrg. Zür. 1898.

Züricher=Kalender, David Bürkli's, auf das Jahr 1899. Zür. 1898.

Züricher=Kalender, neuer, auf das Jahr 1899. Grüningen 1898.

Zwingliana; redigirt v. Em. Egli. 1898. Zür. 1898.

Kunst, Altertümer.

[Blümner, Hugo]. Von der Abguß=Sammlung im Polytechnikum. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 279 u. 281.)

Bl[untschli], H. Die Entwürfe für den Reliefbries der Galerie Henneberg. (N. Z.=Z. 1897, Nr. 326.)

Durrer, Rob. Der mittelalterliche Bilderschmuck der Kapelle zu Waltalingen bei Stammheim. (Mitteilungen der antiquar. Gesellsch. in Zür. Bd. 24, Nr. 5.)

F[leiner], A[lb.]. Die Wettbewerbung für ein Pestalozzidenkmal in Zürich. (N. Z.=Z. 1897, Nr. 325.)

Glasmalerei, die Zürcher, im 15. u. 16. Jahrhundert; von E. O. (Stadt=Chronik der Zür. Post. 1898, Nr. 51 u. 52.)

Katalog der heraldischen Ausstellung in Zürich; November 1897. Zür. 1897.

Kunsttöpferei, die Winterthurer, im Landesmuseum. (Landbote. 1898, Nr. 135 u. 137.)

(Landesmuseum, schweizerisches). — Festgabe auf die Eröffnung des schweiz. Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898. Zür. 1898.
Wie das Landesmuseum entstand. (Stadt=Chronik der Zür. Post. 1898, Nr. 46—49.) — Heer, J[ak.] C[hrph]: Das schweizerische Landesmuseum in Zürich. (Vom Fels zum Meer. 17. Jahrg. Nr. 22.) — K[usch], [Elima]r: Das schweizerische Landesmuseum in Zürich. (Allg. Schweizer=Zeitung. 1898, Nr. 138 u. 139, 144 u. 145.)

Lehmann, H[ans]. Offizieller Führer durch das schweiz. Landesmuseum. Zür. 1898.

Lehmann, Hans. Das schweiz. Landesmuseum in Zürich. (Schweiz. 1898/99, Nr. 5 u. 6.)

Rahn, J. Rud. Das schweiz. Landesmuseum in Zürich. (Zeitschr. für bildende Kunst. NF. IX, Nr. 10.)

Zeller-Werdmüller, Hch. Das schweiz. Landesmuseum in Zürich. (Sonntagsblatt der Thurg. Zeitung. 1898, Nr. 23—26.)

Feier, die, zur Eröffnung des schweiz. Landesmuseums. (Schweiz. 1898/99, Nr. 9.) — Baur, Fritz: Zur Eröffnung des schweiz. Landesmuseums in Zürich. (Sonntags-Beilage d. Allgem. Schweizer Zeitung. 1898, Nr. 30.) — F[leiner], A[lb.]: Zur Eröffnung des schweiz. Landesmuseums in Zürich. (Sonderbeilage zur N. Z.-Z. 1898, Nr. 173.)

Pestalozzidenkmal, das. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 341.)

R[ahn], J. R[ud.]. Bericht über die Glasgemäldeausstellung v. Walth. Jäggli im Künstlerhause. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 213.)

Rahn, J. Rud. Beobachtungen über die Bauart u. die Ausstattung des Großmünsters in Zür. (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde. 1898, Nr. 2—4.)

Rahn, J. Rud. Heraldisches aus dem Großmünster in Zürich. (Archives héraldiques suisses. XII, Nr. 1 u. 2.)

Rahn, J. Rud. Über Flachschnitzereien in der Schweiz. (Festgabe auf die Eröffnung des schweiz. Landesmuseums in Zürich.)

Rahn, J. Rud. Verzeichnis der Inschriften auf schweiz. Flachschnitzereien. (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde. 1898, Nr. 3 f.)

Tobler-Meyer, Wilh. Die Münz- u. Medaillen-Sammlung des Herrn Wunderly-v. Muralt in Zür. 1. Abt. 4. Band. Zür. 1898.

Z[eller]-W[erdmüller], H[ch]. Die „heraldische Ausstellung" auf dem Schneggen. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 311.)

Naturwissenschaft, Landeskunde.

Babour, A. Ueber große Bäume in Zürich u. Umgebung; Referat v. C[arl] Sch[röter]. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 10.)

Ergebnisse, die, der Triangulation der Schweiz; herausgeg. durch das eidg. Topograph. Bureau. II: Kant. Zürich. Bern 1896.

Graf, Alb. Das Erwachen unserer Vögel. (Schweiz. 1898/89, Nr. 9.)

Heim, Alb. Die Geologie der Umgebung von Zürich. (Congrès géolog. international; compte-rendu de la 6. session, en Suisse, 1894, Zur.)

Kohlenverhältnisse, über die, am obern Zürichsee; v. S. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 152.)

Schmid, H. Die Lägern u. ihre Umgebungen als Wanderziel. Regensb. 1897.

Verhandlungen des ersten internationalen Mathematiker-Kongresses in Zür. 1897; herausgeg. v. Ferd. Rudio. Leipz 1898.

W[alder], [Ernst]. Eine Tour auf's Hörnli. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 184.)

Staatswissenschaften, Volkswirtschaft, Statistik.

Benz, R. Das Strafgesetzbuch für den Kant. Zürich. Neue Ausg. v. 1897. 3. Aufl. v. Em. Zürcher. Zür. 1898.

Bericht über Handel u. Industrie im Kant. Zürich für das Jahr 1897. Herausgeg. von der Kaufmänn. Gesellschaft Zürich. Zür. 1898.

Bion, W[alt.]. Das Schwesternhaus vom Roten Kreuz. Vortrag. Bas. 1898.

Bion, W[alt.]. Ferienkolonien, Erholungsheim Schwäbrig u. Milchkuren der Stadt Zürich im Jahre 1897. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 186.)

Ergebnisse der Volkszählung in der Stadt Zürich v. 1. Juni 1894; bearb. im Statist. Amt der Stadt Zür. Zür. 1898.

Fakultät, die staatswissenschaftliche, der Hochschule Zürich an den h. Regierungs-Rat des Kant. Zür. [Gutachten im Fall Volliger.] [1898.]

Gesellschaften, unsere gemeinnützigen. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 99 u. 100.)

H[eer], J[ak.] C[hrph]. In der Ferienkolonie; eine Sommererinnerung. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 337.)

Hoheitsrechte, die, am Rhein. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 353, 355, 356, 358.)

Kölle, F. Fürsorge für Blödsinnige im Kant. Zürich. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 202.)

Kölle, K. Fürsorge für Blödsinnige im Kant. Zürich. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 188 u. 194.)

(Kölle, K. u. F.). Die Fürsorge für Blödsinnige im Kant. Zür. SA. Zür. 1898.

Leuch, [Gottfr.]. Vom Desinfektionsdienst in der Stadt Zür. (Deutsche Vierteljahrsschr. für öffentl. Gesundheitspflege 1898.)

[Meyer, Kd]. Ernste Betrachtungen über eine staatliche obligatorische Fahrhabe-Versicherung im Kant. Zürich. 4. Aufl. Zür. 1898.

Müller, G[ottfr.]. Das zürch. Schwurgericht 1867—97. Zür. 1898.

Nutzbarmachung der Wasserkräfte des Rheins längs der zürch. Kantonsgrenze; Gutachten an die Direktion der öffentl. Arbeiten des Kant. Zür. Zür. (1897.)

Organisation, die, der städtischen Polizei in Zürich. (Schweiz. Zeitschr. f. Strafrecht. 1897, Nr. 5/6.)

Staub, Max. Evangel. Reflexionen über den I. internationalen Arbeiterschutzkongreß in Zürich 1897. Zür. 1898.

St[auber], E[m.]. Das Armenwesen der Stadt Zürich in frühern Jahrhunderten. (Sonntagspost d. Landboten. 1898, Nr. 40.)

Steuerkapital, das, des Kant. Zürich. (Schweiz. Blätter f. Wirtsch.- u. Sozialpolitik. 1898, Nr. 9/10.)

Sträuli, Hans. Die Besteuerung der Aktien-Gesellschaften u. Genossenschaften im Kant. Zürich. (Schweiz. Blätter f. Wirtsch.- u. Sozialpolitik. 1898. Nr. 6.)

Turri-Degen, Caroline. Zur Italienerfrage; zeitgemäße Schilderungen u. Betrachtungen einer Italienerfrau. Zür. 1898.

Urteil des schweiz. Bundesgerichtes in Sachen des Kant. Schaffhausen gegen den Kant. Zürich betr. Hoheitsrechte am Rhein vom 9. Nov. 1897. Lausanne 1898.

Urteil, das bundesgerichtliche, betr. die Hoheitsrechte am Rhein. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 123, 124 u. 126.)

Verstaatlichung der Wasserkräfte im Kant. Zürich. (Schweiz. Blätter f. Wirtsch.- u. Sozialpolitik. 1898, Nr. 9/10.)

Topographie, Bauwesen.

Bahnhofumbau, der, in Zürich; Weisung des Stadtrates. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 249.)

Bebauung, die, des Tonhalleareals u. das Kunstgebäude. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 89.)

Gleim, C. O. Gutachten über die in Betracht kommenden Projekte für den Umbau der linksufrigen Zürichseebahn. Zür. 1897.

H[ard]m[eier], [Jak.] Die neue Hauptpost in Zürich. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 100.)

H[ard]m[eier], [Jak.] Gesellschaftshaus mit Variétébühne in Zürich. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 167.)

Industriequartier-Straßenbahn, elektrische. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 110.)

Kaufhaus, das alte, in Zürich. (Schweiz. 1898/99, Nr. 4.)

Kr[onauer], O[tto]. Die Verlegung der zürcherischen Strafanstalt. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 88 u. 90.)

L[abhart]-L[abhart], [J. H.] Allerlei Mitteilungen aus dem Gebiete des Bauwesens im alten Zürich: Wie die neue Wühre an der Limmat erbaut wurde 1637—42. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 323 u. 326). — Was vor 200 Jahren im Monat November 1697 betr. den Rathausbau verordnet worden. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 336.) — Die Steinbrüche. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 351.) — Wie die Stadt in den Besitz von Stein-

brüchen gelangt ist. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 51 u. 59.) — Was vor 200 Jahren im Januar 1698 in Sachen des Rathausbaues verordnet worden. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 93 u. 102.) — Der Steinbruch zu Herrliberg u. der Schanzenbau. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 140 u. 142.) — Die Inauguration des neu erbauten Rathauses am 22. Juni 1698. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 171.) — Der Fraumünster-Kirchturm-Bau 1728—32. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 216 u. 224.) — Was der Fraumünster-Kirchturm gekostet hat. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 245.) — Von St. Peters Kirchturm, speziell dessen Brand 1699. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 260 u. 261.) — Von den Blitzableitern. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 269 u. 270.) — Die Errichtung der stadtzürch. Brandversicherungskassa 1782. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 272 u. 273.) — Die Wächter auf St. Peters Kirchturm. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 281.)

Patriotendenkmal, das, in Stäfa. (Schweiz. 1898/99, Nr. 9)

Pfenninger, A. Die neuen Schießanlagen der Schützengesellsch. zu Zürich. (Schweiz. 1898/99, Nr. 2.)

Rigiviertel, das, in Zürich. (Europ. Wanderbilder. 251.) Zür. [1898.]

Schießplatz, der, im Albisgütli. (Stadt-Chronik der Zür. Post. 1898, Nr. 35.)

Schlacht- und Viehhof, vom städtischen, in Zürich. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 87.)

Schulgebäude, das neue, an der Klingenstraße, Zürich III. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 96.)

Straßenbahn, die elektrische, Zürich-Höngg. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 233.)

Usteri, Alfr. Führer durch die Quaianlagen Zürichs; mit einem Vorw. u. Beiträgen v. C. Schröter. Zür. 1898.

Belletristik und Literaturgeschichte.

[Allenspach, Jos. Urb.] Fest-Spiel für das Limmattal-Gesangfest Unterstraß 1898. Zür. 1898.

Bopp, Fritz. Meteor. [Gedicht.] (Schweiz. 1897/98, Nr. 19.)

Bopp, Fritz. Oede. [Gedicht.] (Schweiz. 1897/98, Nr. 23.)

Boßhart, J. Im Nebel; Erzählungen. Leipz. 1898.

Escher, Nanny v. Herbstlich. [Gedicht.] (Schweiz. 1897/98, Nr. 16.)

Farner, Ulr. De Tischlichlopfer; Schwank. (Sammlung schweiz. Dialektstücke. 29.) Zür. 1898.

Frapan, Ilse. Die Betrogenen; Roman. Berl. 1898.

Frapan, Ilse. Onkel Johnny; Erzählung. (Velhagen u. Klasing's Monatshefte. 1898. Sept. — Nov.)

Frapan, Ilse. Der Sitter; Novelle. (Deutsche Rundschau. 24. Jahrg., Nr. 12.)

Frapan, Ilse. Sauserſonntag; Novelle. (Schweiz. 1897/98, Nr. 15 u. 16.)

Frapan, Ilse. Unterhaltungsſtunde im Kinderſpital. (Zür. Poſt. 1898, Nr. 101.)

Frühlings-Blüten; herausgeg. vom Kränzchen des Leſezirkels Hottingen. Zür. 1898.

Heer, J[ak.] C[hrph]. An heiligen Waſſern; Roman. [N. Z.-Z. 1898, Nr. 1—55.)

Heer, J[ak.] C[hrph]. An heiligen Waſſern; Roman. Stuttg. 1898.

Henckell, Karl. Winterweihe. [Gedicht.] (Schweiz. 1897/98, Nr. 17.)

Hüner, Alb. Durch Dick u. Dünn; Künſtlerfahrten. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 136, 137 u. 140).

Kaiser, Iſabelle. Prolog [zur Feſtvorſtellung im Stadttheater bei Anlaß der Eröffnung des ſchweiz. Landesmuſeums]. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 176.)

Keller, Gfr. Ursule; nouvelle zurich. (Bibl. universelle et revue suisse. 1897. Nr. 22—24.)

Keſſelring, Osc. Sylveſternachtstraum; eine Seegeſchichte. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 361 u. 362).

Maizière, M. de. Der ſteinerne Gaſt in Zürich; Humoreske. (Schweiz. 1898/99, Nr. 12.)

[Muralt, Lily von]. Im Schatten erblüht; eine Erzählung v. Meta Willner. Zür. 1897.

Niedermann, Wlh. Ferieverſorgig; Luſtſpiel. (Schwizer-Dütſch. Heft 38 b).

P[eſtalozzi], F. O[tto]. Rudolf Koller-Jubiläum: Kinderfeſtſpiel, aufgeführt am 21. Mai 1898 im Atelier des Künſtlers.

Pfiſter, P. Gedichte. Zür. 1898.

Rohrer, Fritz. Prolog [bei der Erſtaufführung von Franz Curti's Oper: Das Rösli vom Säntis]. (Stadt-Chronik der Zür. Poſt. 1898, Nr. 14.)

Steiner, Leonh. Das graue Wunder; Schwank. (Schweiz. 1898/99, Nr. 2.)

Stern, M. Reinhold v. Lieder eines Buchhändlers; neue Gedichte. Zür. 1898.

Weber, Hch. Oberzunftmeiſter Widmer; vaterl. Schauſpiel. (Schweiz. 1898/99, Nr. 9—11.)

Wetli, K[arl]. Feſtſpiel am Tage der Einweihung der Bahnlinie Thalweil-Zug-Goldau. 1897. 2. Aufl. Zür. 1897.

Wrubel, Friedr. Madonna del Sasso; eine Erzählung aus dem Teſſin. 2. Aufl. Zür. 1898.

Zahn, Ernst. Erni Behaim; ein Schweizer-Roman aus dem 15. Jahrh. Stuttg. 1898.

Zahn, Ernst. Neue Bergnovellen. Frauenf. 1898.

Zahn, Ernst. Heilige Nacht. (Schweiz. 1897, Nr. 17.)

Zahn, Ernst. Der Bescheidene. (Schweiz. 1897/98, Nr. 24.)

Zahn, Ernst. Der Tod in der Gasse. [Gedicht.] (Schweiz. 1897 98, Nr. 26.)

Zahn, Ernst. Der Lehrer v. Oberwald. [Erzählung.] (Schweiz. 1898 99, Nr. 3.)

Bodmer, Joh. Jak., der Zürcher Patriarch. (Zürch. Post. 1898, Nr. 165.)

(Bodmer, Joh. Jak.). Kohut, Ad.: Johann Jakob Bodmer. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 192 u. 93.). — Kohut, A.: Joh. Jak. Bodmer. (Reclam's Universum. 1897/98, Nr. 23.)

Vetter, Theod. Joh. Jak. Bodmer; Rede, gehalten zur Eröffnung der Bodmer-Ausstellung. (Stadt-Chron. der Zür. Post. 1898, Nr. 57.) — Waser, Hedw.: Zu Joh. Jak. Bodmers zweihundertstem Geburtstag. (Schweiz. 1898/99, Nr. 10.)

B[odmer], H. Zur Bodmerausstellung. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 227.) — M[eyer], F[rdr.]. Die Bodmer-Ausstellung. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 216.) — Bodmer-Ausstellung, die. (Landbote. 1898, Nr. 184.) — R[üegg], [Reinhold]. Freie Gänge durch die Bodmer-Ausstellung. (Stadt-Chronik der Zür. Post. 1898, Nr. 63—65.)

(Bodmer, J. J., u. J. J. Breitinger.) Wolff, E.: Briefwechsel Gottscheds mit Bodmer u. Breitinger. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht. Bd. 11.)

(Breitinger, Joh. Jak.). Bodmer, Herm.: J. J. Breitinger 1701 bis 76. I. Diss. Zür. 1897.

Keller, Gottfr. Der Apotheker von Chamouny, od. der kleine Romanzero; in älterer Fassung mitgeteilt von Jak. Baechtold. (Euphorion; Erg.-Heft I. 1895.)

Keller, Gottfr.; aus G. K's Briefen an Jak. Bächtold. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 277 u. 278).

Bächtold, Jak.: Gottfr. Keller-Bibliographie; Verzeichnis der sämtl. gedr. Werke. Berl. 1897.

Eckhardt, E.: G. Kellers Roman „Der grüne Heinrich". (Baltische Monatsschr. 1897, Nr. 5.)

Huber, H.: G. Keller in s. Briefen. (Gegenwart. 1897, Nr. 10.)

Kinzel, K.: G. Keller u. s. Novellen. (Grenzboten. 1897, Nr. 9 bis 11.)

Moser, H.: Schweizerisches in Gottfr. Kellers Sprache. [Besprechung von Hans Wißler.] (N. Z.-Z. 1898, Nr. 275.)

(Lavater, Joh. Casp.). Arx, Osk. v.: Lavaters Schweizerlieder. Diss. Zür. 1897.

Funk, Hch.: Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater in Briefen L's an Goethe; mitgeteilt v. H. F. (Beilage z. Münchn. Allg. Zeitung. 1898, Nr. 131.)

Minor, J[ak.]: Goethes Anteil an Lavaters „Abraham"? (Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 1898, Nr. 7.) — Lavateriana. (Kirchenblatt f. d. ref. Schweiz. 1898, Nr. 14.)

Ragaz, Jak. Die dramat. Bearbeitungen der Geschichte Hans Waldmanns. Diss. Chur 1898.

Schmid, Chrph. Deutsche Literaten in Winterthur. (Sonntagspost d. Landboten. 1898, Nr. 33.)

Biographie, Nekrologe.

Angst, Hch, der Direktor des schweiz. Landesmuseums. (Schweiz. 1898/99, Nr. 5.)

Böcklin, Arn. — Zum 70. Geburtstage A. B's; schweiz. Erinnerungen v. Herm. Grimm. (Deutsche Rundschau. 24, Heft 1). — (Kunstwart. 10, Heft 1.) — Arn. Böcklin; Festrede v. H. Wölfflin. (Basler Jahrbuch für 1898.) — Ein Nachklang zum Böcklin-Jubiläum. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 309.)

(Freiligrath, Ferd.). R[üegg], [Reinhold]: Freiligrath im Jahre 1848. (Zür. Post. 1898, Nr. 175—77.)

(Geßner-Schultheß, Barb.). Prem, S. M.: Aus dem Lavaterkreise: Bäbe Geßner-Schultheß. (Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 1898, Nr. 7.)

(Heußer-Schweizer, Meta). Sutermeister, Paul: Meta Heußer-Schweizer; Lebensbild einer christl. Dichterin. Bas. 1897.

Huch, Ricarda. (Beilage z. Münchn. Allgem. Zeitung. 1897, Nr. 221.)

Keller, Gottfr., im Frühling 1848. (Zür. Post. 1898, Nr. 95.)

(Koller, Rud.) Fleiner, Alb.: Rudolf Koller. (Schweiz. 1897/98, Nr. 14.) — F[leiner], A[lb.]: Zu Rud. Kollers siebzigstem Geburtstag.) (N. Z.-Z. 1898, Nr. 141.) — (Zür. Post. 1898, Nr. 117.) — Rud. Koller. (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 19.) — Trog, H[ans]: Zur Koller-Ausstellung in Zürich. (Sonntags-Beilage z. Allgem. Schweizer Zeitung. 1898, Nr. 21.)

Morf, Dr. Hch; zu Dr. H. M's 80. Geburtstage; von E. W. (Land bote. 1898, Nr. 210.)

(Oken, Laurentius.) Lang, Arn.: L. O., der erste Rektor der Zürcher Hochschule. Rektoratsrede. (Vierteljahrsschr. d. naturforsch. Gesellsch. in Zür. 1898, Nr. 2/3.) — SA. Zür. 1898.

Orelli, Konrad v.; ein Jubiläum. (Evangel. Wochenblatt. 1898, Nr. 17.) — (Evangel. Wochenblatt. 1898, Nr. 42.)

(Pestalozzi Heinrich.) Fäh, Franz: Veranstaltung u. Verlauf der Pestalozzifeier in Basel. 1895/96. Bas. 1897. — Wetterwald, X.: Heinrich Pestalozzi. Rede. 1896. Bas. 1897.

Köhler, R. War Pestalozzi ein Genie? (Rhein. Blätter f. Erziehung u. Unterr. 72, Nr. 2.)

Langner, E. Pestalozzis anthropologische Anschauungen. Diss. Bresl. 1897.

Morf, H[ch]. Eine Pestalozzische Anstalt in Neapel 1811—16. (Landbote. 1898, Nr. 7—12, 14, 15.)

Ramsauer, J. Pestalozzi u. seine Anstalten. (Pädagog. Quellenschriften. 1897, Nr. 4.)

Rothenberger, Chrn. Pestalozzi als Philosoph. Diss. Bern 1898.

Zink, P. Isaak Iselin u. Hch Pestalozzi. (Der praktische Schulmann. 46.)

(Schellenberg, Jak., v. Pfäffikon); von Jak. Messikommer. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 56.)

(Spyri, Johanna); von H[ch] Kraeger. (Blätter für literar. Unterhaltung. 1898, Nr. 31.)

Biographie, allgemeine deutsche. 43. Band. Leipzig 1898.

Wille, Eliza, geb. Sloman, 1809—1893. (Ad. Frey.)
Wille, François, 1811—1896. (Ad. Frey.)
Wirtz (ius), Johann, † 1658. (P. Tschackert.)
Wirz, Johannes, 1640—1710. (Carl Brun.)
Wiser, Dav. Friedrich, geb. 1802. (v. Gümbel.)
Wislicenus, Gust. Ad., 1803—1875. (G. Frank.)
Wolf, Johann, um 1521—1571. (P. Tschackert.).
Wolf, Kaspar, 1525—1601. (Pagel.)
Wolf, Rudolf, 1816—1893. (Günther.)

Portrait-Gallerie, schweizerische. Heft 65/66. Zür. 1898. Darin:
Heft 65: Furrer, Konrad.
Ernst, Heinrich.
Heft 66: Maggi, Jul.
Volkart, Salomon.
Hasler, J. Ed.

[illegible] Gerichte? Hs. Weber u. [illegible] [illegible] 1897. [illegible]

[illegible], H.: Schweizerisches u. Goethe Kellers Sprache. [illegible] von Hans Bögler?. (N. Z.-Z. 1896 Nr. [illegible])

[illegible] Zür. [illegible] Schweizerischer. [illegible] 1897.

[illegible], H.: Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit [illegible] [illegible] Goethe; mitgeteilt v. H. [illegible] Beilage z. [illegible] Allg. Zeitung 1896 Nr. [illegible]

[illegible]: Goethes Brief an [illegible] „[illegible]" (Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 1896 Nr. 7.) — [illegible] Schweiz 1896 Nr. [illegible]

[illegible], Jak.: Die [illegible] der Gedichte Hans [illegible]. [illegible] 1896.

Schmid?, [illegible] [illegible] Sonntagspost z. [illegible] 1896, Nr. [illegible]

Biographie, Nekrologe.

[illegible], H., der Direktor des schweiz. [illegible]. (Schweiz 1897/98 Nr. [illegible])

[illegible], [illegible] — Zum 70. Geburtstage [illegible] schweiz. Erinnerungen v. Herm. Grimm. (Deutsche Rundschau [illegible] Heft 1.) — [illegible] Heft 1.) — [illegible]: [illegible] v. H. [illegible]. (Basler Jahrbuch für 1896.) — [illegible] [illegible]. (N. Z.-Z. 1897, Nr. [illegible].)

(Freiligrath, Ferd. u. K[eller], [Gottfried]: Freiligrath im Zürich 1845. (Zür. Post. 1896, Nr. 175—77.)

(Geßner-Schultheß, Barb. — Brun, S. M.: Aus dem Freundeskreise: Bäbe Geßner-Schultheß. (Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 1896 Nr. 7.)

Heußer-Schweizer, Meta. — [illegible]meister, [illegible]: Meta Heußer-Schweizer: Lebensbild einer christl. Dichterin. Bern 1897.

Hunt?, [illegible] (Beilage z. Münchn. Allgem. Zeitung 1896, Nr. 22.)

Keller, Gottfr., im Frühling 1845. (Zür. Post. 1896, Nr. 95.)

(Keller, Gottfr. — Fleiner, Alb.: Gottfried Keller. (Schweiz 1897/98, Nr. 14.) — F[leiner], A[lb.]: Zu Gottfr. Kellers [illegible] Geburtstag. (N. Z.-Z. 1896, Nr. [illegible].) — (Zür. Post 1896, Nr. 117.) — Gottfr. Keller. (Zürch. Freitagszeitung 1896 Nr. 19.) — Trog, Hans: Zur Keller-Ausstellung in Zürich. (Sonntags-Beilage z. Allgem. Schweizer Zeitung 1896, Nr. 21.)

Morf, Dr. H.: zu Dr. H. M.'s 80. Geburtstage; von E. W. (Bund [illegible] 1896, Nr. 21[illegible])

(Oken, Laurentius.) Lang, Arn.: L. O., der erste Rektor der Zürcher Hochschule. Rektoratsrede. (Vierteljahrsschr. d. naturforsch. Gesellsch. in Zür. 1898, Nr. 2/3.) — SA. Zür. 1898.

Orelli, Konrad v.; ein Jubiläum. (Evangel. Wochenblatt, 1898, Nr 17.) — (Evangel. Wochenblatt. 1898, Nr 42.)

(Pestalozzi Heinrich.) Fäh, Franz: Veranstaltung u. Verlauf der Pestalozzifeier in Basel. 1895/96. Bas. 1897. — Wetterwald, J. Heinrich Pestalozzi. Rede. 1896. Bas 1897

Köhler, R. War Pestalozzi ein Genie? (Rhein. Blätter f. Erziehung u. Unterr. 72, Nr. 2.)

Langner, E. Pestalozzis anthropologische Anschauungen. Diss. [illegible] 1897.

Morf, [illegible] Eine Pestalozzische Anstalt [illegible] 12, 14, 15.

[illegible]

[illegible] 1897. [illegible]

† Altorfer, Konr., Redaktor. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 288.) (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 42.) (Landbote. 1898, Nr. 244.)

† Bertschinger, Joh., Red. des „Weinländer". (Zür. Post. 1898, Nr. 14.) (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 3.) (Landbote. 1898, Nr. 18.)

† Boßhard, Hch, Kantonsrat. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 308, 312.) (Zür. Post. 1897, Nr. 262.) (Allg. Schweizer-Zeitung. 1897, Nr. 263.) (Landbote. 1897, Nr. 262.)

† Brunner, Gottlieb, Kommandant. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 271.) (Zür. Post. 1898, Nr. 229.) (Landbote. 1898, Nr. 229.)

† Conzett, Kd. (Zür. Post. 1897, Nr. 289.) (Zürch. Freitagszeitung. 1897, Nr. 50.) (Landbote. 1897, Nr. 292.)

† Debrunner, Ulr., a. Museumsabwart, ältester Bürger der Stadt Zürich. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 139.) (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 20.)

† Denzler, Kd, Pfarrer. (Zürcher Jahrb. f. Gemeinnützigk. 1897/98.)

† Eschmann, Lehrer. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 54.) (Zür. Post. 1898, Nr. 48.)

† Fäsi, Siegm. Wilh., a. Pfarrer. (Evangel. Wochenblatt. 1898, Nr. 28.)

† Fehr-Bader, Jak. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 263.)

† Fischer-Hinnen, Tiermaler. (Zür. Post. 1898, Nr. 120.)

† Fröhlich, Edm., Pfarrer. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 272 u. 275.) (Zür. Post. 1898, Nr. 231.) (Allg. Schweizer-Zeitung. 1898; von P[reiswerk].) (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 40, von Pfarrer Frick.) (Kirchenfreund. 1898, Nr. 21, von Prof. K. v. O[relli].) (Evangel. Wochenblatt. 1898, Nr. 40, von L[dw.] P[estalozzi].) — Wetli, Carl: Gedächtnisrede auf E. F., gehalten 9. Okt. 1898. Zür. 1898.

† Guyer, Joh. Jak., Kommandant. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 111.)

† Hauser, Jul.; von A. S. (Zürch. Freitagszeitung. 1897, Nr. 52.) — (Evangel. Wochenblatt. 1897, Nr. 51 u. 52.)

† Heidenheim, Dr. Mor. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 284.) (Zür. Post. 1898, Nr. 241.)

† Heß, Rob., Gerichtspräsident u. Kantonsrat. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 111.) (Zür. Post. 1898, Nr. 94.) (Landbote. 1898, Nr. 95.)

† Hirs, Rud., alt Bezirksrat. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 355.) (Landbote. 1897, Nr. 300.)

† Hirzel-Gysi, Kd, Oberstl. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 353.) (Zür. Post. 1897, Nr. 300.) (Zürch. Freitagszeitung. 1897, Nr. 52; 1898, Nr. 1.) (Landbote. 1897, Nr. 299.)

† Höneisen, Kd, v. L[dw.] P[estalozzi.] (Evangel. Wochenblatt. 1898, Nr. 43).

† Hurter=Dubs, J. J., Chef des Zeitungsbureaus des Hauptpostamtes Zürich. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 200.) (Zür. Post. 1898, Nr. 167.)
† Kläger, Alb., Dampfschiffverwalter. (N. Z. Z. 1897, Nr. 304.)
† Kleiner, Dr. J., Kantonsrat. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 89.) (Zür. Post. 1898, Nr. 78.) (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 13.) (Landbote 1898, Nr. 77.)
† Kugler=Vorsinger, J., Bankier. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 284.) (Stadt=Chronik d. Zür. Post. 1898, Nr. 81.)
† Luchsinger, J. R.; v. W. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 113.)
† Lutz, Joh. Hch., alt Lehrer. (Stadtchronik der Zür. Post. 1897, Nr. 94.) (Zürch. Freitagszeitung. 1897, Nr. 49.)
† Meyer=Schinz, Hch. (N. Z.=Z. 1897, Nr. 359.) (Zürch. Freitags=zeitung. 1897, Nr. 53.)
† Meyer=Furrer, C., Dir. der schweiz. Lokomotivfabrik in Winterthur. (Allg. Schweizer=Zeitung. 1898, Nr. 117.) (Landbote. 1898, Nr. 117).
† Meyer, Vict.; Nachruf v. G[eo.] Lunge. (Vierteljahrsschr. d. natur=forsch. Gesellsch. in Zür. 1897, Nr. 3/4.)
† Mösch, Kasimir, Dr. (Zür. Post. 1898, Nr. 194.)
† Moser, Jak., Oberst. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 281.) (Landbote. 1898, Nr. 238.) (Allg. Schweizer Zeitung. 1898, Nr. 239.)
† Nägeli, Joh., Präparator. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 279.)
† Nüscheler=Usteri, Dr. Arn. (Zürch. Freitagszeitung. 1897, Nr. 45.) (Allg. Schweizer=Zeitung. 1897, Nr. 258.) — Von J. Rud. Rahn. (Schweiz. 1897/98, Nr. 20.)
† Nußbaumer, J., Kanzleisekretär. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 135 u. 139.) (Zür. Post. 1898, Nr. 114.)
† Ochsner, Kreisförster Melch. (N. Z.=Z. 1897, Nr. 327.)
† Oschwald=Stierli, Gust. (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 16.)
† Osenbrüggen, Ed.; v. H. Angst. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 63.) — (Stadt=Chronik der Zür. Post. 1898, Nr. 16.)
† Reiser, Herm., Malermeister. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 236.)
† Ris, Ferd., Dr. med. (Zür. Post. 1898, Nr. 245.) (Zürch. Freitags=zeitung. 1898, Nr. 42.)
† Rösli, Dr. Wilh. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 106.)
† Spöndly, Heinrich, Prof. Dr. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 284—86.) - (Stadt=chronik d. Zür. Post. 1898, Nr. 81.)
† Steinfels=Cramer, Frdr. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 238.)
† Theiler, Karl. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 146.)
† Tobler=Finsler, A., Bankier. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 130.)
† Tschudi, Joh. Peter, Dir. der zürch. Pestalozzistiftung. (Zürcher Jahrb. f. Gemeinnützigk. 1897/98.)
† Ulrich, alt Lehrer. (N. Z.=Z. 1898, Nr. 45.)

† Walder, Karl, a. Regierungsrat. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 39.) (Zür. Post. 1898, Nr. 34.) (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 6.) (Allg. Schweizer Zeitung. 1898, Nr. 34.)

† Rothpletz, Oberst Em. Von J. H. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 307 u. 308.)

† Schnider, Theod., Oberstlieut. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 169.)

† Schönenberger, Ed., Erziehungsrat. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 62.) (Landbote. 1898, Nr. 51.) (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 9.)

† Schultheß-v. Meiß, Hch. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 206 u. 215.) (Allg. Schweizer Zeitung. 1898, Nr. 176.) (Zürch. Freitagszeitung. 1898. Nr. 31.)

† Sigrist, Sal., Bezirksrat. (N. Z.-Z. 1898. Nr. 262.) (Landbote. 1898, Nr. 221.)

† Snell, Rud. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 74.) (Zür. Post. 1898, Nr. 63.)

† Weber, Otto, alt Kantonsbauinspektor. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 53 u. 56.) (Landbote. 1898, Nr. 46.) (Zür. Post. 1898, Nr. 44.) (Allg. Schweizer Zeitung. 1898, Nr. 50.)

† Wißmann, Dav., alt Kantonsschulverwalter. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 269.)

† Wuhrmann, Hrm., Sekundarlehrer. (Landbote. 1898, Nr. 174.)

† Zehnder, J. L., Missionar. (Evangel. Wochenblatt. 1898, Nr. 23 u. 46.)

† Zeller-Horner, Hch. (N. Z.-Z. 1897, Nr. 338.) (Zürch. Freitagszeitung. 1897, Nr. 51.)

† Ziegler, Gottlieb, alt Regierungsrat. (N. Z.-Z. 1898, Nr. 172 u. 176.) (Zür. Post. 1898, Nr. 145 u. 148.) (Zürch. Freitagszeitung. 1898, Nr. 26.) — Von A. L[ocher]. (Landbote. 1898, Nr. 146 u. 148.) — Gedächtnisrede von Nationalrat Forrer. (Landbote. 1898, Nr. 149.) — (Allg. Schweizer Zeitung. 1898, Nr. 146.)

Zürcherische Neujahrsblätter auf 1898.

Stadtbibliothek. Theod. Vetter: Joh. Hch Waser, Diakon in Winterthur (1713—77).

Allg. Musikgesellschaft. Ad. Steiner: Joh. Brahms. I.

Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses (herausgeg. von der Gelehrten Gesellschaft). Georg Finsler: Lavaters Beziehungen zu Paris 1789—95.

Naturforschende Gesellschaft. Ferd. Rudio: Zum hundertsten Neu- [illegible]rsblatt der Naturforsch. Gesellsch. — Carl Hartwich: Das Opium [illegible]enußmittel.

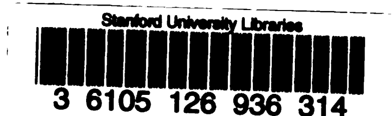
Hülfsgesellschaft. A. Fisler: Die städtische Jugend u. Jugendhorte. — Die Horte in Zürich u. den übrigen Schweizerstädten.

Kunstgesellschaft. W. L. Lehmann: Prof. Ernst Gladbach.

Feuerwerkergesellschaft. Rob. Weber: Aus dem Feldzuge in Thessalien 1897.

Antiquarische Gesellschaft. Rob. Durrer: Der mittelalterliche Bilderschmuck der Kapelle zu Waltalingen.

Hülfsgesellschaft von Winterthur. Eine Temperenzschrift aus der Reformationszeit; herausgeg. v. J. J. Welti.


Stanford University Libraries
3 6105 126 936 314

